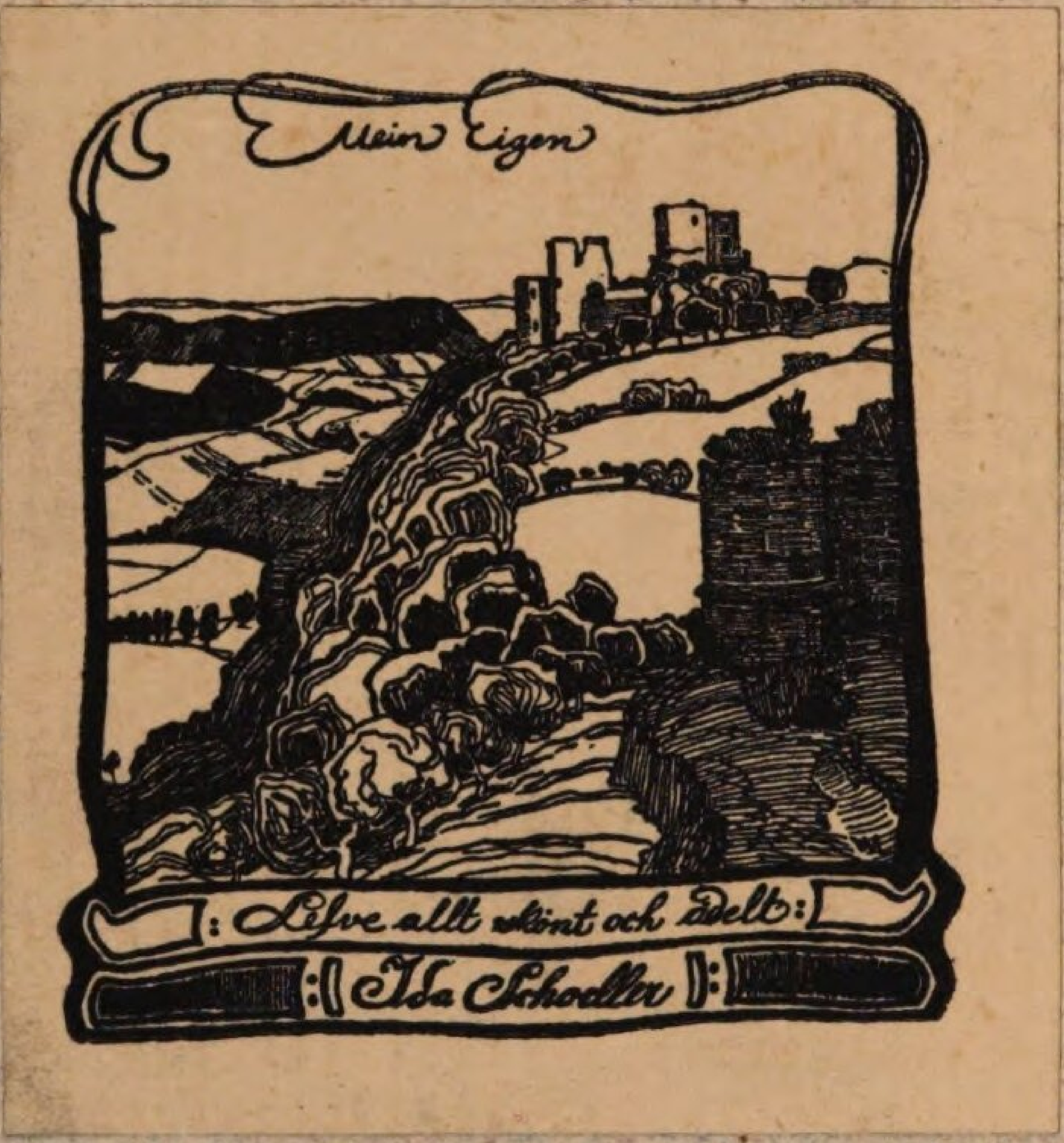
Opp. 460



<36622229940019

S

<36622229940019

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Schriften

von

J. J. Engel.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1795.

Wb/65/1631

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Schriften

von

J. J. Engel.

Inhalt.

Lobrede auf den König. Gehalten den 24. Januar 1781. Seite 1
Ueber die Schönheit des Einfachen. 38
Ueber die muſikaliſche Malrei. 65
Vorleſung in der Königlichen Akademie der Künſte. 105
Rede am Geburtstage des Königs. Gehalten den 25. September 1786. 117
Ueber einige Eigenheiten des Gefühlsſinnes. 153
Ueber Artikel- Hülfs- und Perſonenwörter der neuern Sprachen. 177
Fragmente über Gegenſtände der ſchönen Wiſſenſchaften. 203

Ver-

Inhalt.

Verſuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platoniſchen Dialogen zu entwickeln. An Se. Excellenz den Königl. Staatsminiſter Freiherrn von Zedlitz. . . S. 339
Grundriß des Menon. . . 347
Einleitung in die Lectionen. . . 358
Erſte Lection. . . . 369
Zweite Lection. . . . 385
Dritte Lection. . . . 405
Vierte Lection. . . . 423
Fünfte Lection. . . . 448
Sechſte Lection. . . . 460
Siebente Lection. . . . 477

Lob-

Lobrede
auf den König.

Gehalten den 24. Januar 1781.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meine Herren!

Wenn ſchon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenſtand dem Redner nachtheilig iſt; ſo iſt es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabner. An jenem kann noch immer ſein Witz oder ſein Scharfſinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erſcheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredſamkeit ſeine Zuhörer täuſchen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigſtens Bewunderung für ſich ſelbſt erwecken. Aber wo die Vortreflichkeiten ſeines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegränzt ſind; wo er ſchon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewundrung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben ſo auſſerordentlichen

Bayerische Staatsbibliothek München

Kraft der Beredſamkeit findet, als auſſerordentlich der Mann iſt, der durch ſie geehrt werden ſoll: da muß der Muth auch des kühnſten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie ſeines Helden, und thut vielleicht ſeinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darſtellt, als er in der Natur iſt, und dieſem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunſt mit Schwäche des Redners verwechſelt.

Darf ichs erſt ſagen, wie ſehr dieß der Fall bey dem Lobredner eines Königes ſey, welcher die Ehre ſeines Jahrhunderts, auf das er ſo mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks iſt, das ihn als ſeinen zweyten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erſtaunen ſetzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menſchlicher Kräfte ſchienen; nicht irgend eine ſeiner einzelnen Tugenden und Vortreflichkeiten, ſeine

weiſe Kühnheit und Unerſchrockenheit, wenn er ſchlägt, ſeine vorſichtige Betriebſamkeit, wenn er unterhandelt, ſein über dem ganzen Staate offner, immer wachſamer, alles durchſpähender Blick, der ſo ſchnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; ſeine Milde, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Mäßigkeit, ſeine raſtloſe Geſchäftigkeit; nicht dieſe einzelnen Thaten und Tugenden ſind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinſtreben, durch ſo unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in ſeiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in ſeinem Reich iſt: die höchſte in der Verbindung mögliche Wohlfarth. Ein Blick auf das Ganze eines ſolchen Charakters iſt, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo ſich jeder einzelne Theil in der Vorſtellung verdunkelt: alles,

was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinſel des Malers davon faſſen und darſtellen können, ſind nur einzelne Seiten, ſind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze ſelbſt iſt kein Anblick und kein Gemälde mehr; es iſt eine Wirkung der nachſinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn ſich eben hier der einzige Weg eröfnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorſehung geſegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieſer Weg nicht die beredte Erzählung ſeiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtloſe Verſuch einer lebendigen Schilderung ſeines ganzen Charakters wäre, wie er ſich durch das Unterſcheidende ſeiner Lage unterſcheidend ausgebildet, und unter ſo unzählig mannichfaltigen Umſtänden, in ſo verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, unterſuchende, nur durch die ſtille

Begeiſterung der Vernunft ſich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortreflichkeit wäre, die ſich mehr oder minder bey jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz ſichtbaren, nicht zu verkennenden, Vorzuge bey dieſem Einzigen findet? Freylich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äuſſerſten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beſeelten, Gemälde fehlen die Farben, oder wenn dieſe Farben der Sprache ſelbſt nicht fehlen, ſo fehlen ſie wenigſtens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewiſſer und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeicheley hört, die muthwillig alle Begriffe verfälſcht, oder des Blödſinns, der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geſchichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen

Grade Alles iſt, was er ſoll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausſtößt, deſſen Regierung nicht durch ihn ſelbſt, ſondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortreflicher Diener glänzte und der nur weiſe genug war, ſich leiten zu laſſen, da er ſelbſt hätte leiten ſollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendſten, Thaten bewundert, ſobald ſie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einſeitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, ſo viel andere Talente in ſich ſchlieſſenden eines Monarchen unterſcheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens ſuchen. Er wird, ſchon eh' er ſucht, ihrer nur äuſſerſt wenig zu finden hoffen: Denn wie ſehr er auch ſeine Forderungen mäßigen, wie ſehr er auch ſein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerſtören, herabſtimmen mag; ſo iſt und

bleibt das Ideal eines Königs das höchſte denkbare aller menſchlichen Ideale: und wenn, nach dem allgemeinen Geſetz der Natur, das Vortreflichſte in jeder Gattung nur ſo ſelten erſcheint; wie ſelten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des ſchwerſten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchſte zu ſeyn, was Menſchen ſeyn können, beydes die Kräfte und den Entſchluß hat!

Schon der ſpeculative Denker, ſo viel er von der unendlichen Ideenfülle, die ſich in dem einzigen Begrif eines Staats zuſammendrängen, abſchneidet, und alle die unſäglichen Hinderniſſe der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen, ſo leicht, und in der Wirklichkeit darzuſtellen, ſo ſchwer ſind; ſchon der Philoſoph, ſag ich, ob er gleich nur über ſo vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer ſo

unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen glücklichen Staate eine ſeiner Genievollſten Arbeiten iſt. Der Philoſoph auf dem Throne, — oder nicht der Philoſoph, ſondern der erleuchtete thätige Weiſe, der das Haupt ſeines Staatskörpers nicht bloß heißen, ſondern ſeyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, ſelbſt vielleicht das müſſigſte Glied, hervorragen, ſondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle ſeine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Maſſe von Ideen muß er umſpannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er ſchaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigſtens faſſen und durchdenken ſoll, iſt das beſondre dieſes wirklichen Staats, von dieſer eigenthümlichen Lage, dieſem Maaß innrer Kräfte, dieſer Verwicklung äußrer Verhältniſſe, dieſem Charakter des Volks, dieſen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, die-

ſem Grad der Cultur, dieſen vorhandenen Hülfsmitteln. Es iſt jenes Ideal des Weltweiſen, aber unendlich reicher an Beſtimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umſtänden die wichtigſten? wie jede andere nach ihnen abzumeſſen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie jedes durch jedes unterſtützen, die zahlloſen Räder der großen Maſchine in einander eingreifen zu laſſen? wie die Geſetzgebung, die Diſciplin, die Staatsökonomie, jedes für ſich und jedes in der Verbindung, auf die höchſte Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Intereſſe, mit welcher Vorſicht, in das eigene zu verweben? wie bey Bündniſſen und Freundſchaften das Anſehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle dieſe ſo verwickelten, ſo

unzählig viel befaſſenden, Aufgaben zu lö-
ſen und glücklich zu löſen: Was für Forde-
rungen an einen König! Was für ein Geiſt
muß es ſeyn, der ſich bis zu der Höhe, wo
die Ueberſicht möglich iſt, emporſchwingen
und mit dem Blick des Adlers den ganzen
weiten Kreis überſchaun ſoll!

Aber dieſes Ideal nur innerhalb der
Seele ſchaffen, iſt nicht genug; der Mo-
narch ſoll ihm auch auſſer der Seele Wirklich-
keit geben; ſoll es, bey dem ſteten Fluß und
Wechſel der Dinge, immer von neuem durch-
denken, ergänzen, erweitern, es in tauſend
und aber tauſend ſeiner Beſtimmungen um-
ändern; ſoll jede Lage der Dinge beurtheilen,
und indem er den einen Blick in die Vergan-
genheit, den andern auf die Gegenwart rich-
tet, die Zukunft enträthſeln; ſoll jede Gele-
genheit zur Vervollkommung ergreifen und
nutzen, jeder Gefahr, die ſein edles Werk
zu zerſtören droht, entweder ausbeugen oder
ſie niederkämpfen; ſoll beydes die fähigſten

und die redlichſten Diener wählen, ſie weder durch Vertrauen läſſig, noch durch Mistrauen ſchüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen ſehn, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunſt an der Seite der Wiſſenſchaft, welche Menſchenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorherſehungsgabe, welche Geiſtesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenloſen Eigenſchaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geſchäfte möglich iſt, deren Mangel ſo oft die weiſeſten Maaßregeln unkräftig gemacht und die überlegteſten Entwürfe hat ſcheitern laſſen! Nicht bloß den allgemeinen Geiſt aller der Kenntniſſe, auch die Gaben, die praktiſchen Fertigkeiten aller ſeiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt beſitzen, der ſich in der That als aller Meiſter und König zeigen, der ſie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur

Richtung und Anſtoß geben, ſondern auch überall ſelbſt an ihrer Spitze wirken, ſelbſt ſeinen Geſchäften vorſtehn, ſeine Heere führen, ſeine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, ſo groß ſchon dieſe erſte Forderung an den Geiſt eines Königs iſt, ſo iſt die zweyte an ſeinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geſchäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geiſt iſt ein gebohrner thätiger Geiſt, dem Muße bald unerträglich und Wolluſt ekelhaft wird; aber die ſtrenge, ſchwere, faſt nie erfüllte Forderung der unausgeſetzten, ganzen und wahrern, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verſchiebt, die nie das Leichtere dem Schweren, das Angenehmere dem Nothwendigern, vorzieht, die nicht dem ſchmeichelhaften liebkoſenden Locken der ſtärkern Neigung, ſondern dem ernſten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er ſie zu Beſchwerlichkeiten oder Ergetzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des Gefahrvollen Kriegs oder

des ſichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre Mal im hitzigen, leidenſchaftlichen Anlaufe über das Ziel hinausſetzt.

Der untergeordnete Diener, in ſeinem engern Kreiſe von weit gleichförmigern Geſchäften, denen er ſich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloſer Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er ſo viel als möglich von ſich abwälzt: und ein König? Er, deſſen Kreis von Geſchäften gegen jeden andern ſo gränzenlos iſt; wie viele, ſelbſt der nothwendigern, umumgänglichern, muß er mit aller ſeiner Neigung ſtreitend, wie peinlich alle die mechaniſchen, geiſtloſen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Verſäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem großen Genievollen Geiſte gethan ſeyn

wollen, der hier über ſeiner Kraft ſelbſt zu ermatten in Gefahr iſt, den ſeine Thätigkeit ſelbſt an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geiſt ſeine Lieblingsentwürfe, die den andern ſo gern alle Aufmerkſamkeit rauben: jedes Herz hat ſeine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichſten giftigſten Uebeln, ſo iſt der groſse kraftvolle Geiſt den ſchrecklichſten verderblichſten Leidenſchaften unterworfen: Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerſpenſtige Herz in Gehorſam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, auſſer der ſanften Stimme der Pflicht, die in ſeinem eignen Innern erſchallt, noch die gebietende, warnende, ſtrafende Stimme des Obern; er hat für ſeine Trägheit einen Sporn, für ſeine Leidenſchaft einen Zügel: aber ein König? Er, der Geſetzgeber der Nation, ſelbſt keinem Geſetz un-

unterwürfig, der Richter Aller, von keinem andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig ſeine eigene Tugend? als die Gewalt ſeiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen ſeines Buſens? Und doch iſts um ſeine echte Größe gethan; verloren iſt der Ruhm, den er durch ſeine Talente ſich ſelbſt, die Glückſeligkeit, die er ſeinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht ſeiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben ſo unumſchränkt giebt, als er ſelbſt ſie in ſeinem Reiche ausübt; wenn er für ſeine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Beſten ſeines Volkes und ſeines Throns hat; wenn er nicht zu den ſeltnen, vortreflichen, Geiſtern gehört, bey denen Erkenntniß des Beſten Wille und Wille That iſt.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt ſo gerne, von ihrem Urſprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langſamkeit, an, der immer ihre

Wirkung ſchwächen, oft ſie vernichten, dann und wann ſelbſt verderblich ſeyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umſtände, den Krieg, und fordre ſie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft iſt, die den vorzüglichſten Kräften ſeines Geiſtes freyes Spiel geben, für die er ſich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr ſie ſchon Sorgen gekoſtet haben, und die er nun alle mit widerſtrebendem Herzen aufgeben ſoll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langſamkeit ſtiften! Nur eine raſche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Anſprengen wirft große Hindeaniſſe zu Boden. Soll der beſte edelſte Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, ſo muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig ſeyn, ohne Leidenſchaft, Leidenſchaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer und dieß Feuer in ſeiner Macht haben; nicht nur,

um es da, wo es natürlicher Weiſe ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, ſondern auch überall, wo es ausbrechen ſoll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Beſten ſeines Volkes, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beyfall der Weiſeſten, vor allen aber ſeiner ſelbſt zu haben, muß die reine, herrſchende und mächtige, Flamme ſeines Buſens ſeyn, an der ſich jeder einzelne Vorſatz entzünde, die jede ſeiner Thaten befeure. — —

Wer ſich ſelbſt zu ſchwach fühlt, um Seelen von dieſer Stärke, oder zu eingeſchränkt, um Geiſter von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Weſen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten; den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geiſt, der bey innrer Vortreflichkeit auch die äuſſern Anläſſe ſich zu bilden und zu entwickeln fand; den wird vor allen das unſrige durch das Beyſpiel eines Monarchen beſchämen, deſſen Geſchichte die einzige ſeiner würdige Lobrede iſt.

Seine Thaten, ſowohl des Kriegs als des Friedens, ſein öffentlicher und ſein beſondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Urſache, das Werk von dem Werkmeiſter, zeugt; ſo mag das Reich von dem Geiſte zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo iſt zu unſern Zeiten das Reich, das an abſichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder feſter Verbindung der Theile, dem unſrigen vorſtünde? Oder vielmehr: Wo iſt das Reich, das, als Syſtem mit Syſtem, mit dem unſrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundnen, auf die höchſte durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majeſtät des Throns ſo innig mit der aufmerkſamſten Sorge für die Unterthanen zuſammenhing, in welchem beyder Erhaltung

und Wohl ſo vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht ſo richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, ſchnellen, ausdaurenden Wirkſamkeit die ganze öffentliche Haushaltung ſo unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch ſo mannichfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, ſo tief gegründet, Alles ſo ganz nur Ein Räſonnement war; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat unverträglich ſcheinende Eigenſchaften in Harmonie ſtimmte, die rauhen Künſte des Kriegs mit den ſanften Künſten des Friedens verſöhnte, und gleich ſehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geiſtesfreyheit, als der äuſſern Sicherheit durch Macht und durch Bündniſſe wahrnahm; ſo iſts der unſrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geiſtes, ſondern der widerſtreben-

den Materie, waren; ſo iſts der unſrige. — Nur der Unverſtand meiſtert, und ſteht erſtaunt, wenn ſich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit beßrer Erkenntniß ſo leicht gehoben glaubte: die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zuſammenhang, ſieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und ſchweigt, wo ſie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil ſie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nehmliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet.

Dieſen Staat aber, von ſo richtiger, ſeiner Natur ſo gemäßer, durch ſo weiſe Mittel ſo wohl erreichter Abſicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit ſo ſcharfem Blicke gefaßt, ſo meiſterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung ſpricht, läßt uns ſchon die Vernunft errathen: daß ſo ein Sy-

ſtem nur Werk eines einzigen Geiſtes ſeyn konnte: und wer war er, dieſer kühne, Genievolle, allumfaſſende Geiſt? Eben der, der für ſeinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; deſſen Anſchläge ſein Reich von einem nur mittlern Anſehen zu einem Grade der Macht und des Einfluſſes erhoben, daß einſt halb Europa — wer entſcheidet, ob vor Furcht oder vor Eiferſucht? — ſich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreiſſen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von ſichrer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer ſich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn ſeine Feinde ſchon im Geiſte vernichtet ſahn und, ohne Furcht der Beſchämung, laut vor der Welt, von ſeinem Falle und ihrem Triumphe ſprachen; da, als ſeine Freunde und neidloſen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorſehung, Wege

zur Rettung, zur Wiederherſtellung, zur Vergrößrung entdeckte: Er allein wars, der König! Wenn einſt ſein Geſchichtſchreiber die Abſichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geiſt ſucht, der überall vorwaltete, und in jeder auch der mißlichſten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus ſeiner Seele nahmen die Feldherrn, aus ſeiner Seele die Verweſer des Staats, ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den ſie kannten, war der: zu ſeiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewundrung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geiſt von ſeiner Größe und ſeiner Tiefe der Einſicht eben ſie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkohr.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Abſicht, Anſchlägen, Entwürfen? Als ob ſich nicht in dieſem wunderbaren Könige mit dem Geiſt und den Einſichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Geſetzgebers,

zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob ſeine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, dieſe Talente ſchimmern zu laſſen, verſäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm ſelbſt zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Ers nicht ſelbſt, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geiſtesgeſchmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der ſeine Staatsverbindungen errichtete? ſeine Verträge und Bündniſſe ſchloß? Wars nicht ſein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beſchämte? Wars nicht ſein eigener Muth, der ſein unüberwindliches Heer befeuerte? ſeine eigene Kriegskunſt, die aller Orten den zweymal, dreymal, ſtärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem ſchwarzen ſchrecklichen Zeitpunct, da Alles mit einer Wut auf ihn einbrach, daß römiſcher Muth hätte zagen und römiſche Standhaftigkeit wan-

ken können: wars nicht ſeine eigene Entſchloſſenheit, Tapferkeit, Geiſtesgegenwart, unerſchütterte Feſtigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was ſag ich nur vor dem Untergange? — vor der mindeſten Einbuße einer Hütte oder einer Erdſcholle an den äuſſerſten Gränzen rettete? Wars nicht ſeine eigene haushälteriſche Kunſt, womit er ſo ſchnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aſchenhaufen zu Städten, erbauete? das Heer verſtärkte? die Zeughäuſer anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine ſo anhaltend, ſo wirkſam, auf ſo mannichfaltige Art bewieſene Größe des Geiſtes läßt ſchon von ſelbſt auf den Adel und die Stärke des Willens ſchließen, der ſich ſo einem Geiſte zugeſellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Raſtloſe, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchſten Punct Gerichtete in der

Thätigkeit dieſes Königs, daß er überall Leidenſchaft und Leidenſchaft von ungewöhnlicher Stärke ahndet. Aber bald, bey mehrſeitiger Beobachtung, fällt er von Widerſprüchen in Widerſprüche, bis ſich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müſſe; — und die Widerſprüche verſchwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparſamkeit des Monarchen, ſeine große Aufmerkſamkeit auf jede ſchon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, ſeine Sorgfalt ſieht, die Güter der Unterthanen innerhalb den Grenzen zu erhalten; wie ſollte man nicht auf herrſchende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überſchwellende Strom die Aernte nahm, ſeine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Miswachs zu Grunde gerichteter, Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der ge-

ahndeten Leidenſchaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung ſammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutſchland, gerathe Freyheit und Recht Bundesverwandter Fürſten, in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererſtattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu ſetzen!

Wo der König als Feldherr erſcheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer ſeiner Operationen zu einem andern Irrthum. Dieſe anſcheinende Hitze, womit er ſo ſchnell jeden kommenden Frühling aufbrach; dieſe ungeduldige Eile, womit er oft ſchon ein Heer geſchlagen hatte und vor den Hauptſtädten der Provinzen lag, wenn ſie ihn kaum über den Grenzen glaubten; dieſe reiſſende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor ſich aufrollte, von ihren Bergen,

aus ihren Verſchanzungen ſtürmte, in die Hauptſtadt zuſammenpreßte, belagerte, über Felſen und Ströme unter tauſend Gefahren einen andern Feind ſuchte, ihn ſah und in alle Winde zerſtreute; durch neue Provinzen einer noch ſtolzern ſiegreichen Macht entgegenging, ſie angrif, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptſtadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: dieſe erſtaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt ſie anders, als den entſchiedenſten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie ſehr ſeine Leidenſchaft Krieg und Geräuſch der Waffen ſeine Wolluſt war, iſt je mit ſo ungeſtümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieſer ſo gefürchtete, ſchreckliche — Friedliebende Weiſe, der, weil er Alles iſt, was er

will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen ſeines Herzens vielleicht am meiſten ſtreitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig ſich ſelbſt gelaſſen handelt, in ſeiner Familienliebe und Freundſchaft, in ſeinen Vergnügungen, in den Arbeiten ſeiner müſſigen Augenblicke: wo iſt da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegriſchen Geiſtes? Blickt nicht vielmehr überall ein ſanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen Geräuſchvollen lärmenden Ergetzungen, wie die der Jagd ſind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe, ſpricht und ihr ſo gerne, für Feinheit und Geſchliffenheit, ein wenig Schwäche vergiebt; jener entſchiedene Geſchmack für diejenige unter allen Künſten, die am meiſten zum Herzen redet; jenes Inſtrument, auf welchem er

Meiſter und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichſte und ſanfteſte unter allen; jener Tonkünſtler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Geſanges, vor Allen den Preis gab; wie ſehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindſamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauren, oder mehr ihm Glück wünſchen, daß ihn die Vorſehung auf einen Thron rief, deſſen wichtigſte Pflichten ihm ſo wahrſcheinlich eine ſtete Verläugnung koſteten? Bedauren werden wir ihn mit der erſten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünſchen: daß eine ſo völlige Selbſtbeherrſchung, eine ſo wunderthätige Kraft des Entſchluſſes, die höchſte Ehre der Menſchheit, und ſie fühlen und üben, die edelſte aller Wollüſte iſt.

Nicht ſo glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdiger iſt der ſtille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlach-

ten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmal beſchloſſen konnten Thaten von ſolcher Wichtigkeit einen ſo großen Geiſt nicht anders als anziehn: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerkſamkeit auch des mindeſten Unterthanen erwidern, und nie von dem einmal gemachten Geſetze ſich losſprechen, nie dieſe oft ſo verächtlich ſcheinenden, über ihrer Geringfügigkeit mühſamen und ihrer Einerleyheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage ausſetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entſchluſſes kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo ſie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch ſo einzelne, feine, in dem Gewirre aller ſo leicht ſich verlierende Fäden verknüpft iſt! Und kennte noch dieſer Monarch nicht Arbeiten von ganz andrer Natur! Aber ſo geliebt, geſchmeichelt, begünſtiget

von

von den Muſen, ſich ihnen entwinden, ihren ſo mächtigen, durch Unſchuld ſelbſt ſo verführeriſchen, immer ſchönern und immer gefährlichern Reizen widerſtehen, um freywillig auch die kleinſten reizloſeſten Pflichten zu erfüllen, und in dieſer Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweiſt einen Adel und eine Größe, die, wenn ſie nicht eben ſo ſehr die Einbildungskraft füllt, wenigſtens in den Augen der Vernunft erhabner, als ſelbſt die kühnſte Entſchloſſenheit in Gefahr, iſt. — —

Dieſe Herablaſſung des Königs, dieſe Achtung, deren er alle, auch ſeine geringſten Unterthanen würdigt, iſt das feſteſte Band der Liebe zwiſchen ihm und dem Volk. Wenn ſchon Größe an ſich mit ſo wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muß erſt Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorſehung und gegen ihn, unter tauſend Wünſchen für die Verlängerung ſeines Lebens,

feyert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich iſt, dieſen Tag; feyern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit ſo herablaſſender Aufmerkſamkeit auch für uns, auch nur noch jüngſt, durch die weiſe Einrichtung unſerer Arbeiten ſorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir feyern, dieſen Tag, und was nennen wir feyern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erſchlafften Kräften, durch Ergetzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommung, in ſie ſelbſt kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorſätze faſſen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden ſoll? Wenn wir auf dieſe beſſere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feyern: was für Ermunte-

rungen zur Erfüllung unſers Berufs werden wir, ſelbſt in der Größe des Königs, finden! Dem erleuchteten weiſen Weltbürger iſt der Gedanke an einen Vater der Natur, deſſen Zwecke lauter Güte, ſo wie ſeine Mittel lauter Weisheit, ſind, nicht nur ein entzükkendes Licht für den Geiſt: er iſt ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderſtehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in ſeinen eignen Augen ſo ſehr, und nichts entzündet ihn mit einer ſo brennenden Liebe ſeiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit dieſem Vater der Natur in Gemeinſchaft tritt, daß er durch ſie in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da ſein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil iſt: daß er

durch Tugend, gleichſam an der Seite des allerhöchſten der Weſen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Abſichten mitwirkt. Und ſo, wie dieſe Erkenntniß den Weltbürger; ſollte nicht eben ſo den edeldenkenden Bürger des Staats der ſtolze Gedanke rühren: daß die Abſicht, der er ſich widmet, mag ſie Aufklärung und Sittenbeßrung des Volks, oder Dienſt im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger ſeyn, in den Plan ſeines wohlthätigen, großen, erhabnen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen iſt, die ſeine eigne königliche Seele beſchäftigen? Sollte ihn nicht der ſtolze Gedanke rühren: daß er ſich durch redliche, eyfrige Erfüllung ſeines Berufs mit einem ſo erhabnen Geiſte zu Einem Werke verbindet und in einem höhern Sinne des Worts ſein Geſellſchafter und Freund

wird, als manche — die nur ihrer Geburt wegen ſein Angeſicht ſehn und die Vergnügungen ſeiner Tafel theilen? Laſſen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ohnerachtet der Unendlichkeit des Abſtandes, kein ſinnloſer, ſondern vielmehr der erhabenſte aller Gedanken iſt: Gott nachahmen; ſo iſt es, bey einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abſtande, noch weit weniger ein ſinnloſer, es iſt ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, ſo wie er, die ganze Natur ſeines Berufs erforſchen, die Erfüllung der Pflichten dieſes Berufs zur herrſchenden Neigung ſeiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle ſeine Thätigkeit gegen den erkannten Punct der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut,

und bey vorzüglichern Kräften groß ſind; ſo ſind wirs überall, auf dem Thron, im Pallaſt, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit iſt unendlich; aber im Grunde und im Weſen iſt es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt, erleuchtet.

Ueber
die Schönheit des Einfachen.

Geſchrieben 1776.

Das Geſpräch, das Sokrates mit dem Sophiſten Hippias über die Schönheit hält,*) entſcheidet nichts in der Sache ſelbſt, aber den Punct, worauf es ankommt, beſtimmt es ganz richtig.

Wir könnten ſagen, heißt es, daß bloß dasjenige ſchön ſey, was wir durch die Sinne des Geſichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geſchmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenſtände; und warum befaſſen wir denn nicht alles unter dem einzigen Begriff des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schönen eine eigne Untergattung, die wir dem bloß Angenehmen entgegenſetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloß darinn, daß es geſehn wird? Nein!

*) Beym Platon im erſten Geſpräche: Hippias.

denn ſo könnte das, was gehört wird, nicht ſchön ſeyn. Liegt die Schönheit deſſen, was dem Ohre angenehm iſt, bloß darinn, daß es gehört wird? Auch nicht! denn ſo wäre wieder das nicht ſchön, was wir ſehen. Oder entſpringt etwa das Schöne allererſt aus der Vereinigung beyder Sinne? Wiederum nicht! denn Geſicht ſowohl als Gehör haben jedes ſeine Schönheit für ſich, ohne von einander abhängig zu ſeyn. — Worinn liegt alſo das Gemeinſchaftliche, das ſich bey jedem dieſer beyden Sinne, aber auch nur bey ihnen, nicht bey den andern findet? —

Für die zuſammengeſezten Empfindungen hat man dieſe Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die einfachen. Man hat gezeigt, warum Figur, Colorit, Muſik, aber noch nicht, warum auch einzelne Farben und Töne ſchön ſind. Gleichwohl fängt der Unterſchied, den der feinere Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, ſchon bey ihren einfachſten Empfindungen an. Die Eindrücke

des Geruchs, Geſchmacks und Gefühls nennt man nur gut oder angenehm; die einfachen Empfindungen des Geſichts und Gehörs nennt man auch ſchön. Man ſpricht von der ſchönen Farbe eines Gewandes, dem ſchönen Roth einer Roſe, dem ſchönen Schlag einer Nachtigall, dem ſchönen Ton einer Flöte. Wenn alſo der Sprachgebrauch nicht Unrecht hat, ſo muß ſchon in den einfachen Empfindungen des Geſichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen, wodurch ſie ſich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterſcheiden; und damit kommt dann die Frage wieder: Worinn beſteht dieſes Allgemeine und Eigenthümliche?

Bey Geruch, Geſchmack und Gefühl liegt die Urſache, warum uns die Eindrücke ſo oder anders rühren, im Körper. Die Seele ergezt ſich über eine vortheilhaft ſcheinende oder beunruhigt ſich über eine nachtheilig ſcheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bey Farben und Tönen die Urſache, war-

um ſie uns angenehm oder widrig ſind, nicht auch körperlich ſeyn?

Das Grüne, ſagt man, iſt für die Nerven des Auges ſtärkend und heilſam, und ſo findet ſichs in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, ſo iſt ein ſanftes Grün die ihm zuträglichſte Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs iſt dem kränkelnden Auge ſchmerzhaft, und ſelbſt dem ſtärkſten, wenn es in zu hellem Lichte geſehn wird, empfindlich. Man mache dieſen Fall allgemein, und die Urſache des Gefallens und Misfallens liegt bey den Farben ſo gut im Körper, wie bey Geruch und Geſchmack. — Eben alſo mit den Tönen: denn einige verſtimmen gleichſam die Nerven; andre geben ihnen einen Grad der Spannung, der für ſie wohlthätig iſt. Man weiß, daß einſt Leibnitz den Aerzten eine größere Aufmerkſamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer iſt freylich Luſt und Unluſt bey Geſicht und Gehör, als bey den übrigen

Sinnen. Aber ſollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenluſt bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloß Angenehmen entgegenſetzen; wir würden uns nicht etwas Anders und etwas Höhers darunter denken.

Oder ſollte vielleicht ein Unterſchied in dem Geſetze liegen, nach welchem Luſt und Unluſt erfolgt? Ich denke: eben ſo wenig! Denn überall iſt der gewiſſe und feſte, aber mittlere, gemäßigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreift, das misfällt; was es zu matt und zu weichlich angreift, ein zu ungewiſſes, ohnmächtiges Beſtreben, auf die Nerven zu wirken, äuſſert, das misfällt auch. Dem Geſchmack iſt das Strenge und das Schale, dem Geruch das Heftige und das Fäulichte, dem Gefühl das Starre und das Nachgiebige widrig; und eben ſo dem Geſicht das zu Glühende und das Fahle, dem Ohr die betäu-

bende Pfeiſe und das dumpfe Murmeln eines Cicerokopfs. —

Burke, um dieß hier beyläufig zu ſagen, ſucht die Urſache alles poſitiven Vergnügens in dem Erſchlaffen.*) Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr iſt: daß von den mittlern Eindrücken, wo das Maximum des Angenehmen und Schönen iſt, ſich die Empfindung des Vergnügens und ſo auch die Benennung: Angenehm und Schön, viel weiter nach oben gegen die ſtärkern Eindrücke, als nach unten gegen die ſchwächern erſtreckt. Nach oben hin nehmlich iſt die erſte Grenzſcheidung zwiſchen dem angenehmen Schönen und dem auch angenehmen Erhabnen: nach unten hin die andre zwiſchen dem allein angenehmen Schönen und dem nie angenehmen Ekelhaften. Wo alſo das Ekelhafte eintritt, da hört das

*) Philoſ Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen. S. 251. der deutſchen Ueberſ.

Vergnügen ſehr frühe auf; wo das Erhabne eintritt, da währt das Vergnügen noch lange fort. Das Schöne verliert ſich in das Erhabne, und erſt bey den ſehr merklichen Graden der Erſchütterung wird man inne, daß die Grenze iſt überſchritten worden. — Es iſt doch ſchön! ſagt man vom Scharlach, gerade als ob man ſichs ungern geſtünde, daß man für ſtärkere Eindrücke zu ſchwach iſt, und alſo mit Vergnügen die Kraft bemerkte, ſie zu ertragen. —

In dem körperlichen Eindrucke ſcheint nach dem, was wir hier ausgemacht, der geſuchte Unterſchied nicht gegründet zu ſeyn: ſollt er mehr in der Vorſtellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muß doch ein Unterſchied ſeyn, wenn der Sprachgebrauch Grund haben ſoll, und den hat er faſt immer.

Home unterſcheidet die feinern und die gröbern Sinne ſo: Bey dieſen, ſagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen

Werkzeuges gewahr und denkt ſich die Empfindung ſelbſt in dem Werkzeuge; bey jenen hingegen nicht. Der Geruch ſcheint ihm einige Schwierigkeit zu machen, aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm ſein erſtes Beyſpiel. — Wir müſſen doch ſehen, ob dieſer Unterſchied hier anwendbar iſt?

Zuerſt würde dann folgen: daß wenigſtens für Bonnets belebte Statue der Geruch eine ſchöne Empfindung wäre. Denn ich behaupte: ſo lange dieſe Statue keine andern Sinne geübt, ſo würde ſie die Berührung des ſinnlichen Werkzeuges nicht inne werden und ſich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch dieſe Anmerkung trifft noch den rechten Punct nicht; ich hätte ſie ſparen können.

Aber zweytens giebt es für das Ohr Empfindungen, die unſtreitig angenehm ſind, bey denen die Seele die Berührung des Werkzeugs eben ſo wenig gewahr wird, und die gleich-

wohl

wohl kein Menſch ſchön nennt. Nicht leicht iſt ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüſtern des Zephyrs, von dem ſanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauſchen des Bachs ſollte geſungen haben. Aber noch niemand hat ſich leicht des Ausdrucks bedient: ein ſchönes Flüſtern, ein ſchönes Murmeln, ein ſchönes Rauſchen. Und inſoferne beſtimmt Sokrates den Begriff des Schönen nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme ſchön nennet, was uns durch Geſicht und Gehör kommt.

Dieſer Unterſchied, den der Sprachgebrauch macht, ſcheint uns indeſſen Licht zu verſprechen. Wie, wenn wir ihm nachgingen und durch ihn die Aufgabe zu löſen ſuchten? —

So wie in allen Erſcheinungen der Natur, ſo giebt es unſtreitig auch im Rauſchen, und andern dem ähnlichen Eindrücken, Verſchiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannichfaltige Eindrücke dieſer

Art ſo zu verbinden und abzuändern, daß etwas der Harmonie und Melodie Aehnliches entſtünde. Die Eindrücke ſind hier, jeder für ſich, angenehm; aus dem wahrgenommenen Verhältniſſe derſelben, aus dem Uebergange von einem zum andern quillt kein Vergnügen. Mit andern Worten: es giebt hier keine Einheit im Mannichfaltigen, keine Schönheit des Zuſammengeſezten.

Hingegen mit den Tönen, und ſo auch mit den Farben, iſt es ein anderes. Für jene iſt die Kunſt der Muſik bereits erfunden; für dieſe hat ſie erfunden werden ſollen: und wenn es noch keine Melodie der Farben giebt, ſo giebt es doch, in jedem ſchönen Gemälde, eine gewiſſe Harmonie derſelben. Harmonie unter Farben aber will in Abſicht auf Schönheit mehr ſagen, als Harmonie unter Tönen. Ein einzelner Accord iſt eigentlich nur als einfache Empfindung ſchön; denn bey dem Sinn des Gehörs, der bloß abgeleitete Eigenſchaften gewahr wird, fallen, eben wie bey

Geruch und Geſchmack, alle gleichzeitigen Eindrücke in einander, ohne daß ſich das Mannichfaltige darinn unterſcheiden ließe. Beym Geſicht hingegen, das die abgeleitete Eigenſchaft der Farbe nie anders, als in der urſprünglichen der Figur erkennt, fallen bey jener wie bey dieſer die Theile aus einander, und das Mannichfaltige wird nicht bloß Schlußweiſe oder durch Auflöſung, es wird unmittelbar durch den Sinn ſelbſt unterſchieden.

Aus mehrern Tönen und Farben alſo kann durch ſchickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; ſie ſind die Elemente der Schönheit, wie die Realitäten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen ſie Theil an der Benennung, ob ſie gleich an ſich, als bloß einfache Empfindungen, noch nicht ſchön ſind.

Dieſe Auflöſung ſcheint richtig; aber nun entwickelt ſich eben aus ihr eine andre Frage, ohne deren Beantwortung keine Be-

friedigung iſt. Wie kommt es nehmlich, daß nur Farben und Töne fähig ſind, Elemente des Schönen zu werden? Was unterſcheidet ſie, als ſolche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung keine Schönheit entſteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterſcheidet das bloße Geräuſch, das man nur angenehm nennt, von dem muſikaliſchen Ton, den man ſchön nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterſchied zwiſchen beyden iſt der: daß ein fortwährendes Geräuſch uns weit ſpäter, als ein ausgehaltener Ton zur Laſt fällt. An das Ufer eines Bachs wirft man ſich Stundenlang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meiſten ein Ton, der nicht aufhört oder immer hartnäckig wiederkommt, wird ſehr früh unerträglich. — Die Seele, die überhaupt einen Ekel an allen zu einförmigen Vorſtellungen hat, muß alſo die Vorſtellung des

Tons am allereinförmigſten finden; das heißt: es muß hier in dem Mannichfaltigen, welches noch immer auch die einfachſte Empfindung enthält, weniger Verſchiedenheit geben, oder: der Ton muß eine unvermiſchtere, reinere, einfachere, und eben darum auch beſtimmtere, abgemeßnere Vorſtellung ſeyn, als das bloße Geräuſch.

Bey dem Geſange und der Rede kann man dieſen Unterſchied, der in der Wirkung Statt findet, auch in der Urſache bemerken. Wer bloß ſpricht, alſo Schall hervorbringt, der läßt das Organ in ſeinem gewöhnlichen ſchlaffern und ſchwankendern Zuſtande; wer ſingt, ſpannt es an und giebt ihm, bey jeder Veränderung des Tons, eine ganz abgemeßne, durchaus beſtimmte Bildung.

Was aber dieſe Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit zur Hervorbringung der muſikaliſchen Schönheit wirke? ſieht man von ſelbſt. Alle Harmonie, und ſo auch alle Melodie, gründet ſich auf die Wahrnehmung beſtimm-

ter Verhältniſſe; aber unmöglich könnten die Verhältniſſe beſtimmt ſeyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man laſſe Mehrere in einander reden, und es entſteht nichts, als ein dumpfes Geräuſch, das weder wohlklingt noch misklingt: man laſſe ſie in einander ſingen, und es entſteht entweder der prächtige Wohllaut eines Hendelſchen und Grauniſchen Chors, oder ein wildes wüſtes Geheul, vor dem ein jeder davonläuft.

Verbindet man Rede mit Geſang oder Muſik, ſo entſteht abermals weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich verſuchten Gattung von Schauſpielen,*) die zwiſchen Oper und Drama mitten inne fällt, ſpricht zuweilen der Schauſpieler mitten in die Muſik: zuweilen fällt die Muſik mitten in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Misklang bemerken; noch feinere waren bloß unzufrieden,

*) Den ſogenannten Monodramen, Duodramen, Melodramen.

daß ſich nicht Alles zu Einem Wohlklang vereinigte: von eigentlichem Uebelklang wußten ſie nichts. Jene ſchienen für wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloß Folgerung aus dem falſchen Grundſatze war: daß Alles, was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloße Schall iſt nur inſoferne widrig, als er die Aufmerkſamkeit ſtört: eigentlich harmoniren kann er ſo wenig als disharmoniren: denn er ſelbſt iſt viel zu wenig beſtimmt, um ein beſtimmtes Verhältniß zu geben.

Dieſen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich ſagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden ſoll, muß eine ſo beſtimmte abgemeßne Vorſtellung ſeyn, daß, wenn eine andre eben ſo beſtimmte und abgemeßne dazu kommt, ein ſichres und faßliches Verhältniß der einen zur andern entſtehe. Durch ihre Abgemeſſenheit und Beſtimmtheit wird jede einzelne Empfindung fähig, Glied einer Reihe zu

werden, in welcher die Seele durch lauter ſichre Verhältniſſe von einer zur andern fortſchreitet, und eben dieſe Fähigkeit charakteriſirt ſie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hievon auf die Farben iſt leicht, und, obgleich die Theorie derſelben noch einigermaßen ſtreitig iſt, unbedenklich. Euler, wie man weiß, verwirft die Neutoniſche Erklärungsart und leitet die Entſtehung und Verſchiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entſtehung und Verſchiedenheit der Töne erklärt wird. Man halte dieſe Theorie für annehmungswürdiger, weil ſie mehr Simplicität in die Natur bringt, oder für gleich unzureichend, weil ſie doch nur anders das Phänomen überſezt, nicht erklärt: es iſt für uns genug, daß die Farben nicht bloß einzeln gefallen, daß wir ſie vergleichen und Mishelligkeit oder Uebereinſtimmung unter ihnen gewahr werden; daß wir beſtimmte Verhältniſſe derſelben allgemein anerkennen, und

daß ſchon Verſuche, dieſe Verhältniſſe feſtzu-ſetzen, gemacht ſind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, ſo empfindet doch das Ohr die Verhältniſſe der Töne, auch ohne daß man an ihre Berechnung denkt, und das Auge würde die Verhältniſſe der Farben ſchätzen, auch ohne daß die Theorie ſie entwickelte.

Nunmehro zu dem Puncte zurück, von dem wir ausgingen: warum iſt der Geſchmack einer Frucht oder der Geruch einer Blume nicht ſchön? Warum würde es jeden befremden, wenn man mit Burke *) das Süße die Schönheit für den Geſchmack, oder nach der Analogie dieſes Ausdrucks, das Balſamiſche die Schönheit für den Geruch nennte? — Weil die Empfindungen dieſer gröbern Sinne nicht die Beſtimmtheit, nicht die Abgemeſſenheit haben, daß aus ihrer Verbindung Schönheit

*) Am angef. Orte S. 261.

hervorkommen könnte. Nicht deßwegen fehlt dieſen Empfindungen die Schönheit, weil ſie nicht mannichfaltig genug ſind, ſondern aus dem ganz entgegengeſezten Grunde, weil ſie nicht einfach genug ſind. — Warum entlehnen aber die feinern Sinne für die ihnen eigenthümlichen Empfindungen Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum ſind Farben ſanft und Töne ſüß? Weil ſich dieſe Ausdrücke nur auf den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme Erſchütterung des Werkzeuges beziehen und dieſe Erſchütterung allen Sinnen gemein iſt.

Angenehm alſo für den ſinnlichen Eindruck und völlig abgemeſſen und beſtimmt in der Vorſtellung; das ſind die Bedingungen, ohne welche dieſe Empfindungen nicht ſchön ſeyn können. Bey Farben und Tönen finden ſich dieſe Bedingungen unzertrennt bey einander: ſo daß mit der Beſtimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Beſtimmtheit wächſt und ab-

nimmt. Immer ſind die mittlern Töne zugleich die lieblichſten für das Ohr und die beſtimmteſten in der Vorſtellung: je tiefer oder je höher ſie werden, deſto weniger ſchmeicheln ſie dem Sinne und deſto ſchwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge ſind die zu hohen blendenden und die zu tiefen ſchwärzlichen Farben zugleich die am wenigſten angenehmen und die am wenigſten beſtimmten. —

Aber bis izt war bloß von Farben und von Tönen die Rede: Giebt es nicht noch andere Schönheit, die aus andern Elementen entſpringt? Und wenn es deren giebt; werden die Merkmale allgemein ſeyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erſte Frage beantwortet ſich leicht; denn die Hauptſchönheit für das Geſicht und die einzige für das Gefühl entſpringt aus ganz andern Elementen, die auch nicht in dem Sinne einfach ſind, wie Farben und

Töne: aus Linien nehmlich oder aus Flächen. Wenn dieſe Linien, bleibend und feſt, zuſammenhängende Umriſſe bilden, ſo haben wir die Schönheit der Geſtalt oder Figur; wenn ſie eben jezt erſt entſtehen und wieder verſchwinden, wie in einer anſchwellenden und wieder herabſinkenden Welle, ſo haben wir die Schönheit der Bewegung. Mit Locken zu reden, geben uns die Linien die Schönheit urſprünglicher; Farben und Töne die Schönheit abgeleiteter Eigenſchaften.

Was die zweyte Frage betrifft; ſo erhellt ſogleich, daß auch Linien eine beſtimmte Vorſtellung geben müſſen, da nichts der genaueſten Berechnung ſo fähig iſt, als ſie. Es bleibt alſo nur das zu unterſuchen: ob auch ihre Empfindung körperlich angenehm ſeyn kann?

In der Bewegung iſt zweyerley zu unterſcheiden: Geſchwindigkeit nehmlich und Richtung. Ein zu hoher Grad der Geſchwindigkeit iſt körperlich unangenehm; das zu heftig erſchütterte Auge ſchließt ſich, und im Gehirn entſteht Schwindel. Es iſt ein Eindruck, der nach der Seite des Erhabnen hin ausſchweift; ſo wie das zu langſam Kriechende ein widriger Eindruck iſt, nach der Seite des Ekelhaften hin. — Ich folgere, weil das Extremum körperlich unangenehm iſt, daß der mittlere Eindruck körperlich angenehm ſeyn muß.

Die Frage von der Richtung reducirt ſich auf die von der Figur. — Allzujähling abändernde Linien und Flächen, „Körper, ſagt Burke,*) die uneben und eckigt

*) Am angef. Orte S. 253.

ſind, verletzen die Werkzeuge des Gefühls, und erregen eine Art von ſchmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltſamen Spannung oder Zuſammenziehung der muskulöſen Fibern entſteht.„ — Beynahe das Nehmliche ſagt er von dem Geſicht; denn er glaubt, daß die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von gewaltſamer, krampfhafter Bewegung verurſache.*) — In Anſehung des Gefühls hat er ſichtbar Recht; in Anſehung des Geſichts ſcheint er ſich ein wenig zu ſtark auszudrucken; indeſſen iſt doch immer Wahres in dieſer Behauptung. Allein um gründlich hierüber zu urtheilen, müßte man vorher die Urſache des Wohlgefallens an der Continuität der Eindrücke unterſuchen, die eben das Hauptmerkmal der Schönheit iſt.

*) Ebendaſ. S. 261.

Vorläufig indeß läßt ſich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer ſchönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres, von körperlicher Wolluſt unvermiſchtes Vergnügen betrachten. Es kommt mit dieſer Wolluſt durchaus zu keinem Bewußtſeyn; das ganze Vergnügen, das hier genoſſen wird, ſcheint immer ſeinen Sitz in der erkennenden und vergleichenden Seele zu haben. Dieß iſt ſogar auch der Fall mit dem äuſſerſten entgegenſtehenden Misvergnügen an den eckigtſten und verwickeltſten Umriſſen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringſte zu lebhafte Farbe ſeyn mag, ſo weiß es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm eckigte Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von ſanftern Umriſſen vorhält. Es darf nur überall Licht vertragen

können, ſo öfnet es ſich eben ſo willig für den Würfel, als für die Kugel, und verſchließt ſich vor dem egyptiſchen Obelisk ſo wenig, als vor der korinthiſchen Säule. — —

Ueber
die muſikaliſche Malerey.

An den
Königl. Kapellmeiſter
Herrn Reichardt.

Geſchrieben 1780.

Liebſter Freund!

So viel ich ſehe, wird die Unterſuchung die Sie mir aufgegeben, auf folgende vier Fragen hinauslaufen:

Erſtlich: Was heißt Malen?

Zweytens: Was für Mittel hat die Muſik zum Malen?

Drittens: Was iſt ſie durch dieſe Mittel im Stande zu malen?

Viertens: Was ſoll ſie malen und was ſoll ſie nicht malen?

Die Beantwortung dieſer Fragen, wenn man ſie völlig gründlich geben will, führt hie und da in ſehr feine, faſt ſpizfindige Unterſuchungen: Ich will dieſen Spizfindigkeiten ausweichen, nur das, was mir unum-

gänglich nöthig ſcheint, voranſchicken, und zum Praktiſchen eilen.

Malen heißt: Einen Gegenſtand, nicht durch bloß willkührliche verabredete Zeichen für den Verſtand andeuten, ſondern ihn durch natürliche Zeichen vor die ſinnliche Empfindung bringen. Das Wort: Löwe erweckt bloß eine Vorſtellung in meinem Verſtande; das Gemälde eines Löwen ſtellt mir das ſichtbare Phänomen wirklich vor die Augen. Das Wort: Brüllen hat bereits etwas Maleriſches; der Bendaiſche Ausdruck in der Ariadne iſt die vollſtändigere Malerey des Brüllens.

In der Poeſie zwar wird das Wort noch etwas anders gebraucht. Ein Dichter heißt um ſo mehr ein Maler;

Erſtlich: Je mehr er mit ſeinen Vorſtellungen ins Beſondere, ins Individuelle geht; je mehr er ihnen durch nähere Beſtimmung Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit giebt. Die Sprache liefert ihm meiſtens nur allge-

meine Notionen für den Verſtand, die erſt der Zuhörer oder Leſer in Bilder der Einbildung verwandeln muß; der Dichter kommt, durch nähere Beſtimmung jener Notionen, der Einbildung zu Hülfe, und erweckt ſie, ſich die Bilder aus einem beſtimmtern Geſichtspunkte, mit einer vorzüglichen Kraft und Deutlichkeit, zu denken.

Zweytens: Je mehr er das Mechaniſche, Klang der Wörter und Fall des Sylbenmaßes, mit dem innern Sinn der Rede in Uebereinſtimmung bringt. Anders: Je mehr er Aehnlichkeit mit dem vorzuſtellenden Gegenſtande ſelbſt, in die ſinnliche Empfindung der Zeichen legt, die dieſen Gegenſtand andeuten. Oder noch anders: Je mehr er ſeine bloß willkührlichen Zeichen den natürlichen nähert.

In der Muſik fällt der erſte Verſtand des Worts: Malerey weg, und nur der zweyte bleibt. Die Töne der Muſik ſind keine willkührlichen Zeichen; denn es iſt nichts, was

man ſich dabey denken wollte, verabredet; ſie thun ihre Wirkung nicht durch etwas, das durch ſie angedeutet würde, ſondern durch ſich ſelbſt, als ſolche und ſolche Eindrücke auf unſer Gehör: Der Tonſetzer hat nichts Allgemeines zu individualiſiren; er hat keine Notionen des Verſtandes dadurch, daß er ſie ſpecieller machte, zu verſchönern. Allein er kann durch ſeine Töne, als durch natürliche Zeichen, Vorſtellungen anderer verwandten Gegenſtände erwecken; kann uns durch ſie dieſe Gegenſtände, wie der Maler die ſeinigen durch Farben, andeuten wollen: Und dann muß er thun, was der Dichter, als Maler in der zweyten Bedeutung, that; er muß ſeine Töne ſo nachahmend machen, und ihnen mit dem Gegenſtande ſelbſt ſo viel Aehnlichkeit geben, als möglich.

Dieſe Malerey nun iſt entweder vollſtändig oder unvollſtändig. Jene bringt uns das ganze Phänomen vor die Empfindung; dieſe nur einzelne Theile oder Eigenſchaften deſſelben.

Die vollſtändige Malerey findet ſichtbar nur da ſtatt, wo der Gegenſtand ſelbſt hörbar iſt, und ſich mit abgemeſſenem Ton und Rhythmus verträgt.

Was die unvollſtändige Malerey betrift; ſo kann

Erſtlich der Gegenſtand ein aus Eindrücken verſchiedener Sinne zuſammengeſeztes Phänomen ſeyn, wo Hörbares mit Sichtbarem u. ſ. w. vermiſcht iſt. Der Tonkünſtler erweckt in der Phantaſie die Vorſtellung des Ganzen, indem er das Hörbare nachahmt. So malt er eine Schlacht, ein Gewitter, einen Orcan.

Zweytens kann zwar der Gegenſtand ganz und gar nichts Hörbares enthalten; aber er trift mit den hörbaren Tönen in gewiſſen allgemeinen Eigenſchaften zuſammen, die der Phantaſie einen leichten Uebergang von dieſen auf jenen verſchaffen.

Es giebt nehmlich Aehnlichkeiten, nicht bloß zwiſchen Gegenſtänden einerley Sinnes,

ſondern auch verſchiedner Sinne. Langſamkeit und Geſchwindigkeit z. B. finden ſich eben ſowohl in einer Folge von Tönen, als in einer Folge von ſichtbaren Eindrücken. Ich will alle dergleichen Aehnlichkeiten transcendentelle Aehnlichkeiten nennen.

Solche transcendentelle Aehnlichkeiten nun ſpürt der Tonſetzer auf, und malt den ſchnellen Lauf einer Atalante, den freylich nur die Mimik vollſtändig nachahmen kann, durch die geſchwinde Folge ſeiner Töne wenigſtens unvollſtändig. Kann er damit die Nachahmung des Keuchens vereinigen; ſo hat er zugleich den hörbaren Theil des Phänomens dargeſtellt; er hat zwiefach gemalt.

Hierdurch nun werden die Gegenſtände, die der Tonſetzer malen kann, ſchon gar ſehr vervielfältigt. Viele Gegenſtände der andern, beſonders des an Begriffen ergiebigſten äußern Sinnes, des Geſichts, fallen durch ihre transcendentellen Aehnlichkeiten

mit den Tönen, unter die muſikaliſche Nachahmung.

Zugleich erklärt ſichs aber, wenigſtens ſchon zum Theil: Warum die muſikaliſche Nachahmung insgemein nur ſo unbeſtimmt, warum es, ohne Hülfe der Worte, ſo ſchwer iſt, den malenden Tonſetzer zu verſtehen. Die Nachahmung geſchicht faſt immer nur unvollſtändig, nur Theilweiſe, nur nach allgemeinen Eigenſchaften; es mag nun äußerer ſinnlicher Gegenſtand, oder innere Empfindung nachgeahmt werden. Denn die Empfindung wird gleichfalls nur allgemein nachgeahmt; individualiſirt kann ſie nur durch beſtimmte Vorſtellung des ſie erweckenden Gegenſtandes werden. Bald ein mehreres hievon.

Die ſämmtlichen tranſcendentellen Aehnlichkeiten, welche zu dieſer Nachahmung dienen, hier anzuführen, wäre eben ſo überflüſſig, als es unmöglich wäre. Die Natur geht hier ſo ſehr ins Feine, daß kaum die

ſpizfindigſte Unterſuchung ihr nachgrübeln kann. Doch haben diejenigen, welche dem Urſprung der Sprachen nachgeforſcht, unter andern eine berühmte Secte alter Weltweiſen,*) ſchon manche, auch für dieſe Theorie brauchbare, Idee geliefert.

Eben dieſe alte Weltweiſen erinnern mich, daß es noch ein andres wichtiges Mittel zu unſrer unvollſtändigen Malerey giebt. Nehmlich der Tonſetzer malt noch

Drittens: indem er weder einen Theil, noch eine Eigenſchaft des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern den Eindruck nachahmt, den dieſer Gegenſtand auf die Seele zu machen pflegt. Durch dieſes Mittel erhält die muſikaliſche Nachahmung ihren weiteſten Umfang. Denn nun brauchts an dem Gegenſtande ſelbſt auch jener Eigenſchaften nicht mehr, die ich tranſcendentelle Aehnlichkeiten nannte. Auch ſogar die Farbe wird malbar. Denn der Ein-

*) Die Stoiker. S. Tiedemanns Syſtem der Stoiſchen Philoſ. Th. I. S. 147 ff.

druck einer ſanften Farbe hat etwas Aehnliches mit dem Eindruck eines ſanften Tons auf die Seele.

Um einzuſehen, wie dieſe Eindrücke, oder überhaupt alle innern Empfindungen der Seele gemalt werden können, und warum dieſe Malerey der Muſik am beſten gelinge? ferner: warum doch auch dieſe Malerey noch immer unvollſtändig bleibe? müſſen wir zuvor unſre obige zweyte Frage beantworten: was für Mittel hat die Muſik zum Malen?

Ich ſetze hieher, was ich weiß und ſo gut, als ichs weiß. Dem Meiſter in der Kunſt kommt es zu, meine irrigen Ideen zu verbeſſern und meine mangelhaften zu ergänzen. — Die Mittel zur muſikaliſchen Malerey ſind alſo, meiner Kenntniß nach,

Erſtlich: Die Wahl der Tonart. Wir haben harte und weiche.

Zweytens: Die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen ſoll. Jede der zwölf Dur- und Molltonleitern unterſchei-

det ſich von den übrigen durch verſchiedene eigene Intervalle, und bekommt dadurch einen eigenen Charakter. C dur und As dur gehn in ihrem Charakter am meiſten von einander ab, weil die Fortſchreitungen ihrer Tonleitern am meiſten verſchieden ſind; und ein charakteriſtiſches Inſtrumentalſtück aus C dur, in As dur tranſponirt, würde faſt unkenntlich werden. Das Nehmliche gilt von den Molltönen.

Drittens: Die Melodie. Es iſt ſehr wichtig, ob die Töne in engen oder in weiten, in leichten oder in ſchweren Verhältniſſen fortſchreiten, ob in einförmig langen, oder in kurzen, oder in vermiſchten Noten. Eben ſo: Ob die Vermiſchung nach ſichtbarer Ordnung oder mit anſcheinender Unregelmäßigkeit geſchieht, ob die Verzierungen einfach, oder mannichfaltig und reich ſind, u. ſ. w. Ich zweifle, ob ſich alles, was hier in Betrachtung kommt, angeben läßt.

Viertens: Die Bewegung. Darunter iſt begriffen: gleiche oder ungleiche, lange oder kurze Tactart; geſchwinde oder langſame, einförmige oder abwechſelnde und mannichfaltige Bewegung in verſchiedenen Stimmen; gleiche oder ungleiche, oft auch gegen einander laufende Bewegung, u. ſ. w.

Fünftens: Der Rhythmus. Die Perioden und ihre Abſchnitte ſind entweder lang oder kurz, gleich oder ungleich.

Sechstens: Die Harmonie, die Zuſammenſetzung mit einander klingender Töne zu unmittelbarem oder mittelbarem Wohlklange. Hier kommt in Betrachtung: Die Art der Zuſammenſetzung einfacher oder mannichfaltiger, leichterer oder ſchwererer Verhältniſſe; die Art der Fortſchreitung dieſer zuſammengeſezten Verhältniſſe, die in einer unendlichen Zahl von Ausweichungen geſchehen kann; die Trägheit oder Schnelligkeit in den Ausweichungen; die Fülle oder Leere, Klarheit oder Dunkelheit, Reinigkeit oder Unreinigkeit der

Harmonie, die oft nur ſcheinbare Unreinigkeit iſt, u. ſ. w.

Siebentens: Die Wahl der Stimme. Tiefe, hohe, Mittelſtimme, ſolche und ſolche Miſchung der Stimmen, thut jedes eine andere Wirkung.

Achtens: Die Wahl der Inſtrumente, nach ihren eigenen ſehr verſchiedenen Charakteren, und die Art der Vermiſchung der Inſtrumente.

Neuntens: Die Stärke und Schwäche, die Nüancirung derſelben durch ihre verſchiedenen Grade und die Art der Nüancirung.

Wie durch den Gebrauch dieſer Mittel, ſo weit er reicht, der Tonſetzer die innern Empfindungen und Bewegungen der Seele malen könne, wird durch folgende Betrachtungen deutlich werden.

Zuerſt: Alle leidenſchaftlichen Vorſtellungen der Seele ſind mit gewiſſen entſprechenden Bewegungen im Nervenſyſtem unzertrennlich verbunden, werden durch Wahrneh-

mung dieſer Bewegungen unterhalten und verſtärkt. Aber nicht allein entſtehn im Körper dieſe entſprechenden Nervenerſchütterungen, wenn vorher in der Seele die leidenſchaftlichen Vorſtellungen erweckt worden, ſondern auch in der Seele entſtehn die leidenſchaftlichen Vorſtellungen, wenn man vorher im Körper die verwandten Erſchütterungen bewirkt. Die Einwirkung iſt gegenſeitig; eben der Weg, der aus der Seele in den Körper führt, führt zurück aus dem Körper in die Seele. Durch nichts aber werden dieſe Erſchütterungen ſo ſicher, ſo mächtig, ſo mannichfaltig bewirkt, als durch Töne. Daher bedient ſich auch die Natur vorzüglich der Töne, um die unwillkührliche Sympathie, die ſich unter Thieren einerley Gattung findet, zu bewirken. Das Schreyen des leidenden Thiers ſetzt die Nerven des nicht leidenden in eine ähnliche Erſchütterung, welche in der Seele des leztern die ähnliche Empfindung erweckt, die daher den Namen des

Mitleidens führt. Das Nehmliche gilt von der Mitfreude.

Zweytens: Jede Art leidenſchaftlicher Vorſtellungen unterſcheidet ſich durch die Fülle, den Reichthum der mehrern darinn vereinigten Vorſtellungen; durch die größere Mannichfaltigkeit des Vielen, was in jeder verbunden iſt; durch die größere oder geringere Uebereinſtimmung dieſes Mannichfaltigen, woraus eine größere oder geringere Schwierigkeit entſteht, die ganze Vorſtellung zu faſſen und zu durchdenken; durch die langſamere oder ſchnellere Folge der Vorſtellungen auf einander; durch die engern oder weitern Schritte, da bald mehr bald weniger Zwiſchenvorſtellungen überſprungen werden; durch die größere oder geringere Gleichförmigkeit des Fortgangs, da die einen immer langſam, die andern immer geſchwinde in ihrem Fortgange ſind, und wieder andre, äußerſt unregelmäßig, bald ihren Lauf anhalten, bald mit größerer Geſchwindigkeit wieder fortſetzen, u. ſ. w.

Um nur einige Beyſpiele zu geben, ſo ſind erhabne Vorſtellungen von vielem ſchweren Inhalt; der Gang iſt langſam: fröhliche Vorſtellungen ſind von leichtem faßlichen Inhalt; der Gang iſt munter, die Sprünge nicht groß: Angſt arbeitet ſich mit großer Geſchwindigkeit, aber unterbrochen, durch eine Menge mißhelliger Ideen hindurch; Wehmuth ſchleicht mit langſamen und verweilenden Schritten durch Ideen fort, die in nahen Verbindungen ſtehen.

Aus dieſen Bemerkungen erklärt ſich

Erſtlich: Wie die Muſik die innern Empfindungen der Seele malen, nachahmen könne? Sie wählt Töne von ſo einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich iſt; wählt zu dieſem Endzwek Inſtrument, Höhe und Tiefe der Töne. Wenn die Töne einer Franklinſchen Harmonika einen Menſchen von nur etwas empfindlichen Nerven unwiderſtehlich zur Wehmuth hinreiſſen; ſo erweckt dagegen der

Schall der Trompete und das Rollen der Pauken eben ſo unwiderſtehlich zu freudig erhabnen Empfindungen. Und wenn die höhern Töne für alle muntern, fröhlichern; die mittlern für alle weichern, ſanftern Empfindungen ſchicklicher ſind: So ſind es die tiefen wieder für alle traurigen, ſchauervollen, lugubern. Daher iſt Haſſe in der Zeile:

Sacri orrori, ombre felici!

mit den drey erſten Wörtern immer weiter in die Tiefe geſtiegen; das dritte hat er auf einmal in die Höhe gelegt.

Aber noch unendlich beſſer malt die Muſik die Empfindungen, indem ſie in die Vorſtellung von dieſen entſprechenden Nervenerſchütterungen und beſonders in die Folge derſelben, durch eine weiſe Wahl des Tons, der Tonart, der Harmonie, Melodie, Taktart, Bewegung, alle die oben bemerkten Analogieen mit den Empfindungen bringt, der Harmonie mehr oder weniger Reichthum oder Armuth, Leichtigkeit oder Schwierigkeit giebt,

die Melodie durch nähere oder entferntere Verhältniſſe fortſchreiten läßt, die Bewegung ſchneller oder langſamer, gleichförmiger oder ungleichförmiger macht, u. ſ. w.

Zweytens erklärt ſich, warum der Muſik die Malerey der Empfindungen am beſten gelinge. Sie wirkt hier nehmlich mit allen ihren Kräften zuſammengenommen; gebraucht hier mit eins alle ihre Mittel; concentrirt hier ihrer aller Wirkung. Dieſes wird faſt nie der Fall ſeyn, wenn ſie nur die Gegenſtände malt, welche Empfindung veranlaſſen. Die leztern kann ſie faſt immer nur durch einzelne, ſchwache, und entfernte Aehnlichkeiten, die erſtern durch eine Menge ſehr beſtimmter Aehnlichkeiten andeuten.

Drittens erklärt ſich, warum gleichwohl auch dieſe Malerey der Empfindungen noch unvollſtändig bleibe? Wie ſchon oben bemerkt worden, ſo wird die Empfindung nicht anders individualiſirt, als durch beſtimmte Vorſtellung des ſie erweckenden Gegenſtandes. Dar-

inn aber bleibt die Muſik immer unendlich zu-
rück. Sie kann, durch vereinigte Kraft al-
ler ihrer Mittel, nur Klaſſen, Arten, wenn
gleich ſchon untere, beſtimmtere Arten von
Empfindungen angeben: Das mehr Speciel-
le, das Individuelle, was erſt aus der be-
ſondern Beſchaffenheit und Beziehung des Ge-
genſtandes erkannt werden muß, bleibt eben
deswegen, weil ſie dieſe beſondere Beſchaffen-
heit und Beziehung nicht zugleich andeuten
kann, ebenmäßig unangedeutet.

Aus den beyden letztern Bemerkungen, die
ich richtig und einleuchtend glaube, folgen
nun ſogleich die zwey Regeln;

Die erſte: Daß der Muſiker immer lie-
ber Empfindungen, als Gegenſtände von Em-
pfindungen malen ſoll; immer lieber den Zu-
ſtand, worinn die Seele und mit ihr der Kör-
per durch Betrachtung einer gewiſſen Sache
und Begebenheit verſezt wird, als dieſe Sa-
che und Begebenheit ſelbſt. Denn man ſoll
mit jeder Kunſt dasjenige am liebſten ausfüh-

ren wollen, was man damit am beſten, am vollkommenſten ausführen kann. Beſſer alſo immer, daß man in einer Gewitterſymphonie, dergleichen in verſchiedenen Opern vorkömmt, mehr die innern Bewegungen der Seele bey einem Gewitter, als das Gewitter ſelbſt male, welches dieſe Bewegungen veranlaßt. Wenn gleich in dieſem Phänomen ſo viel Hörbares iſt, ſo geräth doch das Erſtere noch immer beſſer, als das Leztere. Die Hilleriſche Gewitterſymphonie in der Jagd hat ſchon aus dieſem Grunde einen ungezweifelten Vorzug vor der Philidoriſchen.

Es giebt aber noch einen andern, und wie ich glaube, wichtigern Grund dieſer Regel. Denn da die Muſik eigentlich für die Empfindung geſchaffen iſt; da bey ihr auf dieſen Zweck alles hinwirkt: ſo kann es nicht fehlen, daß der Tonſetzer, auch wenn er blos einen Gegenſtand zu malen vorhat, nicht gewiſſe Empfindungen angebe, in welche ſich die Seele einläßt und welche ſie zu verfolgen

wünſcht. Nun aber wird ſich faſt immer fin-den, daß über dem Beſtreben des Tonkünſtlers, eine Sache oder Begebenheit nachzuahmen, die Seele auf eine widrige Art von Empfindung auf Empfindung verſchlagen und in der ganzen Folge ihrer Vorſtellungen irre gemacht wird.

Die Zweyte Regel iſt: daß der Tonſetzer keine ſolche Reyhe von Empfindungen muß malen wollen, die von einer andern Reyhe von Begebenheiten oder Betrachtungen abhängig, und deren Folge unbegreiflich oder gar widerſinnig iſt, ſo bald man nicht zugleich dieſe andere Reyhe denkt, von welcher jene eben abhängt. Ich will mich näher erklären.

Setzen ſie, daß das ſchönſte accompagnirte Recitativ eines Haſſe ohne die Singſtimme, oder noch beſſer vielleicht, daß ein Bendaiſches Duodram ohne die Rollen, bloß vom Orcheſter ausgeführt werde; was würden Sie in dem beſten, mit dem feinſten Geſchmak und der richtigſten Beurtheilung geſchriebenen

Stücke zu hören glauben? Ganz gewiß die wilden Phantaſieen eines Fieberkranken. Warum das aber? Offenbar, weil die Folge von Ideen oder Begebenheiten, aus welcher allein die Folge der Empfindungen konnte begriffen werden, aus dem Ganzen weggenommen worden. Und wird es nicht das Nehmliche ſeyn, wenn ſich ein Tonſetzer vornimmt, wie das Einige wirklich gethan haben, in die Vorbereitungsſymphonie einer Oper ſchon die ganze Folge von Empfindungen zu legen, welche während des Verlaufs der Handlung bey den Zuhörern rege gemacht werden? Mir wenigſtens iſt die von Manchen bewunderte Symphonie, womit Monſigny ſeinen Deſerteur, ſo wie eine andere, womit er ſeine ſchöne Arſene eröfnet, immer nur ſehr abgeſchmackt vorgekommen.

Eine Symphonie, eine Sonate, ein jedes von keiner redenden oder mimiſchen Kunſt unterſtüztes muſikaliſches Werk — ſobald es mehr als bloß ein angenehmes Geräuſch, ein

liebliches Geſchwirre von Tönen ſeyn ſoll — muß die Ausſührung Einer Leidenſchaft, die aber freylich in mannigfaltige Empfindungen ausbeugt, muß eine ſolche Reyhe von Empfindungen enthalten, wie ſie ſich von ſelbſt in einer ganz in Leidenſchaft verſenkten, von auſſen ungeſtörten, in dem freyen Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln. Wenn ich eine noch nicht bekannt gewordene Theorie von den verſchiednen Ideenreyhen und ihren Geſetzen hier voraus ſetzen dürfte; ſo würd ich ſagen, daß die Ideenreyhe keine andere als die lyriſche ſeyn muß.

Ich komme zu dem, was Sie vorzüglich von mir erwarten: zur Beſtimmung der Regeln für die Singkompoſition. Hier muß ich vor allen Dingen die Stimme von der Begleitung unterſcheiden. Zuerſt von jener.

Alles, was ich hier zu ſagen habe, beruht auf den Unterſchied von Malerey und Ausdruk, den man zwar längſt gemacht, aber wie ich fürchte, noch nicht ganz ins Licht geſezt hat.

Eine bloße Idee des Verſtandes ohne Beziehung auf unſre Begehrungskraft; die bloſſe kalte Vorſtellung einer Sache, wie ſie iſt, ohne mitverbundene Vorſtellung, ob ſie gut oder böſe ſey? ob ſie irgend einer der Neigungen unſrer Natur ſchmeichle oder zuwiderlaufe? iſt kein äſthetiſcher für die ſchönen Künſte ſchicklicher Gedanke; kein ſolcher, den der wahre Dichter ſchreiben, und am wenigſten, den er für die Muſik ſchreiben wird. In jedem wahrhaftig poetiſchen, und noch mehr in jedem muſikaliſchpoetiſchen, Gedanken muß alſo zweyerley können unterſchieden werden: die Vorſtellung des Gegenſtandes, und die Vorſtellung der Beziehung, welche dieſer Gegenſtand auf unſer Begehrungsvermögen hat, da wir ihn ſchätzen oder verachten, lieben oder haſſen, darüber zürnen, erſchrecken, oder uns freuen, ergötzen, uns davor fürchten oder uns darnach ſehnen, u. ſ. w.

Mit einem Worte: in jedem ſolchen Gedanken muß zweyerley können unterſchieden

werden: das Objektive und das Subjektive.

Um aller Verwirrung und Mißdeutung zuvorzukommen, erinnre ich: daß das, was urſprünglich Subjektives war, Objektives werden kann. Die Vorſtellung einer Empfindung nehmlich, ſey es eines Andern oder unſre eigne Empfindung, kann Urſache einer neuen Empfindung werden; manchmal einer verſchiednen, ſogar entgegengeſezten Empfindung. Die Freude eines Andern kann mich zum Zorn reizen; es kann mich betrüben, in mir ſelbſt ein Wohlgefallen an etwas, das meine Vernunft nicht billigt, gewahr zu werden. In dieſen Fällen iſt die Freude und das Wohlgefallen das Objektive; der Zorn und die Betrübnis das Subjektive.

Nun heißt man Malen in der Singmuſick: das Objektive darſtellen; hingegen das Subjektive darſtellen heißt man nicht mehr Malen, ſondern Ausdrücken.

Im Grunde zwar fällt beydes unter unſern obigen Begrif von Malerey. Ausdruk könnte man erklären durch Malerey des Subjektiven, Malerey der Empfindung. Doch mögt ich nicht gerne ſagen: Empfindung; eben weil das, was Empfindung iſt, nicht immer das Subjektive iſt, nehmlich die jezt in der Seele herrſchende Empfindung. — Subjektives, ſagte ich oben, kann zu Objektivem werden; eben ſo, ſage ich jezt, kann Ausdruk zu Malerey werden. Nehmlich, wenn Empfindung Gegenſtand einer Empfindung iſt, und der Muſiker drückt jene, den Gegenſtand aus, nicht dieſe; ſo malt er. Oder wenn ein Gegenſtand gewöhnlicher Weiſe eine ſolche und ſolche Empfindung, in dem jetzigen Fall aber eine verſchiedene, vielleicht ganz entgegengeſezte wirkt, und der Tonſetzer hat jene für dieſe gegriffen, ſo hat er nicht ausgedrückt, ſondern gemalt.

Hiedurch nun, hoffe ich, iſt die Regel völlig beſtimmt und erklärt, die man dem

Singkomponiſten ſo oft wiederholt hat: Er ſoll ausdrücken, nicht malen.

Bewieſen braucht dieſe Regel kaum zu werden. Denn

Zuerſt: Wenn das Objektive nicht an ſich ſelbſt Subjektives, wenn es äußre Sache oder Begebenheit iſt; ſo würde, nach einer der obigen Bemerkungen, der Singkomponiſt, der lieber malen als ausdrücken wollte, auf diejenige Wirkung arbeiten, die er am wenigſten erreichen kann. Und wenn auch das Objektive urſprünglich Subjektives iſt; ſo wär es doch äußerſt widerſinnig, lieber die Empfindung malen zu wollen, die jezt nicht die herrſchende iſt, als die, welche jezt die ganze Seele des Sängers einnehmen ſoll.

Zweytens: Was ſoll der Geſang anders ſeyn, als die lebhafteſte, ſinnlichſte, leidenſchaftlichſte Rede? Und was ſucht nun der Menſch in Leidenſchaft vor allem andern mit der Rede? Was iſt ihm das Wichtigere? Ganz gewiß nicht, die Natur des Gegenſtan-

des bekannt zu machen, der ihn in Leidenſchaft ſezt, ſondern ſich dieſer Leidenſchaft ſelbſt zu entſchütten, ſie mitzutheilen. Darauf arbeitet alles bey ihm, Ton der Stimme, Geſichtsmuſkeln, Hände und Füße.

Alſo: nur Ausdruk erreicht den Zwek des Geſanges; Malerey zerſtört ihn.

Wie aber, wenn zuweilen Malerey und Ausdruk zuſammenfielen? Das will ſagen: Wie, wenn zuweilen Malerey des Objektiven für Ausdruk des Subjektiven gelten; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruk des Subjektiven ohne Malerey des Objektiven nicht geſchehen könnte?

Dieſes aber iſt wirklich ſo oft der Fall, daß ich wünſchte, man mögte obige Regel lieber anders faſſen; man mögte, ſtatt zu ſagen: der Singkomponiſt ſoll nicht malen, ſondern ausdrücken, lieber nur ſo ſagen: Der Singkomponiſt ſoll ſich hüten, wider den Ausdruk zu malen. Denn daß er gemalt hat, iſt an ſich noch kein Fehler; er kann es

und darf es: nur dann wirds Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort gemalt hat.

Die Einſicht hierinn beruht auf einem Unterſchied in unſren Empfindungen, der vielleicht noch zu wenig bemerkt worden. Ich weiß ihn, in der Geſchwindigkeit, nicht beſſer anzugeben, als wenn ich ſage: bey der einen Art von Empfindungen verſchmilzt, verliert ſich das Subjektive ins Objektive; die Leidenſchaft befriedigt ſich nicht anders, als indem ſie das Objekt ſo viel umfaßt, wie möglich; die ganze Seele demſelben ſo viel nachbildet, als möglich: bey der andern Art von Empfindungen ſteht Subjektives und Objektives einander deutlich entgegen; die Leidenſchaft befriediget ſich dadurch, daß ſie die Seele in eine der Natur des Objekts ganz entgegenſtehende Faſſung ſezt. Da durch dieſen Unterſchied die Empfindungen anders abgetheilt werden, als ſie es in irgend einer der bekannten Klaſſifikationen ſind, ſo wage ich eine neue

Benennung, um mich kürzer ausdrücken zu können. Jene Art von Empfindungen will ich die homogenen, dieſe die hetrogenen nennen.

Beyſpiele werden alles deutlicher machen. — Bewunderung eines großen oder erhabenen Gegenſtandes, iſt eine homogene Empfindung. Das betrachtende Subjekt nimmt ſo viel, wie möglich, die Natur und Beſchaffenheit des betrachteten Objekts an; die Stimme wird voll, die Bruſt erweitert ſich, ſagt Home, wenn man große Gegenſtände denkt. Denkt man erhabne, ſo richtet man das Haupt empor, erhebt Stimme und Hände. Das Subjekt ſucht ſich auf alle Art dem Objekt nachzubilden.

Bey der Verehrung, der Anbetung iſt das ſchon anders. Hier ſezt ſich das Subjekt dem Objekt entgegen; fühlt ſeine Schwäche, Niedrigkeit, Kleinheit, Unvollkommenheit im Verhältniſſe gegen dieſes Objekt: das Haupt beugt ſich; Stimme und Hände ſinken nieder.

Eben ſo und noch mehr mit der Furcht. Die Größe, die Stärke, die im Objekt wahrgenommen wird, iſt gegen das Subjekt gerichtet; je größer, je ſtärker alſo jenes, deſto nichtiger, deſto ſchwächer dieſes: je voller, erhabener, prächtiger die Malerey ſeyn würde; deſto ſchwächer, geſunkner, kleinlauter iſt der Ausdruk.

Daraus ergiebt ſich nun ſogleich die Regel: bey homogenen Empfindungen iſt Malerey Ausdruk; bey heterogenen zerſtört Malerey den Ausdruk.

Aber darum darf nun doch der Tonkünſtler, auch wo ihm wirklich die Malerey erlaubt iſt, nicht ins Wilde hinein malen. Ich will die Kautelen, die bey dieſer Regel zu merken ſind, nur ohne Beweis hieherſetzen, weil ich denke, daß ſie ſich aus dem Obigen ſelbſt beweiſen.

Erſtlich: An dem zu malenden Objekt können ſich mehrere muſikaliſch malbare Prädikate finden: Der Tonſetzer muß Acht geben,

daß

daß er nur diejenigen faſſe, die in der jedesmaligen Ideenreyhe von der Seele beachtet werden. An dem Begriffe Meer z. B. können, in der jetzigen Verbindung der Gedanken, vielleicht nur die Gefahren, die Tiefe, der weite Umfang in Betrachtung kommen: es wäre der offenbarſte Fehler wider den Ausdruk, wenn man in dieſem Fall das ſanfte Schlagen der Wellen malte. Wenn ich mich von ſo vielen Jahren her recht erinnere; ſo iſt Haſſe in der ſchon oben angeführten Arie der S. Elena von dieſem Fehler nicht frey geblieben. Die Dehnung, die er in den Zeilen:

Queſto è il ſuol, per cui paſſai
Tanti regni e tanto mar

dem lezten Worte, nach italieniſchem Gebrauch, gegeben hat, drükt ein ſanftes Wallen aus, woran hier die ſingende Elena unmöglich denken konnte. Ueberhaupt war hier dieſe Idee ganz und gar nicht zu malen. Aber es iſt unglaublich, wie ſehr, auch bey unſern

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Genievollſten Tonſetzern, der italieniſche Singſang den Ausdruk zerſtört hat.

Zweytens: Wenn an dem ganzen Begriffe nichts, als gerade ſo ein Prädikat, muſikaliſch malbar iſt, was in der jetzigen Ideenreyhe nicht auf eine vorzügliche Art die Aufmerkſamkeit reizt; ſo muß ſich der Tonſetzer aller ausbildenden Malerey enthalten, und nur ſchlechtweg deklamiren.

Drittens: Aus der ganzen Reyhe von Vorſtellungen muß er urtheilen, wie wichtig jede einzelne ſey; wie lange, mit welchem Grade von Intereſſe die Seele dabey verweile, und alſo, wenn der Fall eintritt, daß Malerey Ausdruk wird, wie tief er ſich in die Malerey einlaſſen dürfe. Wenn er ſtatt des Hauptbegriffs, auf den die ganze Seele ſich hinrichtet, um den ſich alle andern herumbauen und ſich in ihm einigen, einen der Nebenbegriffe haſcht, um ihn vorzüglich auszumalen: ſo iſt das völlig eben derſelbe Fehler, als wenn er einen falſchen Accent ſezt; ja, weil die

Malerey nicht ſo ſchnell, wie ein Ton vorüberſchlüpft, ein noch unangenehmerer Fehler.

Viertens: der ärgſte Verſtoß wider den Ausdruk wäre, wenn der Tonſetzer nicht die Idee, ſondern das Wort malte; wenn er vielleicht eine Vorſtellung ausbildete, die in der Rede verneint und aufgehoben wird; wenn er ſich an das bloße Bild, an die Metapher hielte, ſtatt ſich an die Sachen zu halten. — Doch vor Fehlern dieſer Art ſollte man gar nicht warnen; denn wer ſie begehen kann, an dem iſt alle Warnung verlohren.

Ich ſetze noch ein Paar Anmerkungen hinzu, um Einwürfen, die Sie mir etwa machen könnten, vorzubeugen.

Zuerſt kann es kommen, daß auch bey heterogenen Empfindungen Malerey zufälliger Weiſe Ausdruk iſt. Der Gegenſtand der Verehrung z. B. ſey die Demuth, die Sanftmuth, die Unterwürfigkeit eines Heiligen; der Gegenſtand der Furcht ſey die Unſicherheit der umgebenden Finſterniß, ein in dieſer Fin-

ſternis vernommenes tiefes, fernes, unterbrochenes Getöſe; ſo kann der Tonſetzer faſt keinen andern Ausdruk wählen, als womit er auch den Gegenſtand malen würde.

Zweytens kann es kommen, daß die Malerey eines Nebenumſtandes, der eigentlich nicht in der Ideenreyhe ſollte beachtet werden, entweder ſelbſt zum Ausdruk hilft, oder ihn wenigſtens doch nicht hindert. Haſſe hat in dem mehrmalen angeführten Oratorium bey der Arie:

Del Calvario già ſorger le cime
Veggo altere di tempio ſublime,
E i' gran Duci del Rè delle ſfere
Pellegrini la tomba adorar

eine ſolche Malerey eines Nebenumſtandes angebracht, die wenigſtens mein Gefühl nicht beleidiget hat. Er malt die Ankunft der groſ-

ſen Heerführer durch einen prächtigen marſch-mäßigen Satz, der zu der freudig erhabnen Empfindung, welche durchs Ganze der Arie herrſchen ſoll, gar nicht übel zu paſſen ſcheint. Dergleichen nur ſcheinbare Vernachläſſigungen der Regeln begeht das Genie in allen Künſten, und die Kritik hat Unrecht, es darüber in Anſpruch zu nehmen. Aber gleich Unrecht hat man, wenn man deßwegen dem Genie erlaubt, ſich über alle Regel hinauszuſetzen. So lange das Genie wirklich Genie iſt, bleibt es gewiß in der Regel, und ſcheint ſie nur darum zu übertreten, weil die Regel noch nicht hinlänglich beſtimmt und eingeſchränkt war. — Wirklich herrſcht noch ſo ziemlich in allen Künſten zwiſchen ihrer Theorie und ihren Werken das Verhältnis: daß man weniger die Theorie brauchen kann, um die Wer-

ke dadurch zu vervollkommen, als die Werke, um die Theorie zu berichtigen. —

Was ich von der Begleitung der Inſtrumente zu ſagen habe, läuft hauptſächlich darauf hinaus: daß hier weit mehr Malerey, als in der Singſtimme erlaubt iſt. Daher haben auch die beſten ausdrukvollſten Tonſetzer im Accompagnement ihrer Arien, und vorzüglich ihrer Recitative, nicht immer bloß den Ausdruk der Empfindung fortgeſezt, ſondern oft auch durch Darſtellung des veranlaſſenden Gegenſtandes ihn zu unterſtützen und zu heben geſucht. Graun hat in der bekannten Arie:

Wenn ich am Rande dieſes Lebens
Abgründe ſehe, u. ſ. w.

prächtige Malerey des gefürchteten Richters in die Begleitung gelegt, und es iſt kein Feh-

ler; in der Singſtimme hingegen iſts offenbarer Fehler.

Indeſſen muß auch in der Begleitung die Malerey nur weſentliche, auf die Empfindung einflieſſende, Prädikate des Objekts darſtellen, und nicht ſo heterogen mit dem Ausdrucke ſeyn, daß ſie, anſtatt die Empfindung zu unterſtützen, ſie zerſtöre. Dieſes wäre z. B. der Fall, wenn eine ernſthafte Gedankenreyhe von einer komiſchen Malerey unterbrochen würde. Ein neuerer oder vielmehr erſt ſeit einiger Zeit recht bekannt gewordener und ſonſt vortreflicher Tonſetzer hat hierinn öfter gefehlt. Es thut die widrigſte Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernſthaften und ſelbſt erhabnen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Ziſchen der Schlangen von den Violinen nachgeahmt wird.

Wenn es in einem Briefe an Sie nicht zu unſchiklich wäre, ſo würd ich die herausgebrachten Regeln auch noch auf Deklamation und Pantomime anwenden. Denn in der That gelten ſie für alle energiſchen Künſte. Doch dieſe Anwendung macht ſich auch von ſelbſt, ſobald man von dieſen Künſten und den Mitteln, wodurch ſie wirken, nur den geringſten Begrif hat.

Ich bin mit größter Hochachtung u. ſ. w.

Vorleſung

in der

Königlichen Akademie der Künſte.

Gehalten 1786.

Die erſte Abſicht, zu welcher ſich Menſchen in Geſellſchaft vereinigten, mag entweder Sicherheit, oder leichterer Erwerb der Nahrung, oder mag ſonſt geweſen ſeyn, welche ſie wolle: — dieſe erſte Abſicht kann vielleicht immer die wichtigſte, aber nie die einzige bleiben. Wie dem einzelnen Menſchen alles durch ſeine Kräfte erreichbare Gute Zweck wird; ſo wird dem Staate alles Gute Zweck, was durch die Vereinigung der Kräfte Aller erreicht werden kann. Ein Monarch, dem der ganze Staat ſich unterordnet, dem er die ganze Sorge für ſein Beſtes aufträgt, hat daher keinen eingeſchränktern Wirkungskreis, als den Kreis aller der Vollkommenheiten, der Vorzüge, der Glückſeligkeiten, die durch die mancherley Verknüpfungen und Richtungen der ihm anvertrauten Kräfte aller bewirkt werden können.

So, wie ich hier ihn angebe, hat ſich den Umfang ſeiner Pflichten der große Monarch gedacht, deſſen Leben die Vorſehung bis in das ſpäteſte Alter nur darum zu verlängern ſcheint, damit er in jeder Abſicht den Königen Muſter werde. Was hat dieſer erhabene, umfaſſende, thätige Geiſt nicht alles in ſeinen Wirkungskreis gezogen! Welche Quelle des Guten hat er nicht zu öffnen, zu reinigen, mit neuen Zuflüſſen zu bereichern geſucht? Welche Art von Kräften, von Talenten, von Fähigkeiten hat er nicht ſeiner Aufmerkſamkeit, ſeiner Ermunterung gewürdigt? Welcher Thätigkeit für gemeines Beſte hat er nicht Richtung und Regel gegeben, ſobald ſie, ihrer Natur nach, Richtung und Regel vertrug, und nicht das freyeſte, uneingeſchränkteſte Spiel der Kraft auch das heilſamſte zu ihrer Erhöhung und Veredelung war?

Einen neuen, unſrer ganzen Verehrung würdigen Beweis von der allumfaſſenden Aufmerkſamkeit dieſes Königs giebt uns ſein

Entſchluß, der Akademie der Künſte neue Vorzüge, neuen Glanz zu verſchaffen. In einem Alter, wo ſonſt die Liebe des Schönen mit Empfindung und Phantaſie erkaltet, und die Beſchäftigung mit dem Ernſthaften, bloß Nützlichen, der Seele die liebſte wird; in dieſem Alter wirft der gekrönte Greis noch einen der huldreichſten Blicke auf die zwar nie von Ihm vernachläſſigten, immer geliebten, belohnten, aber noch nie ſo ſehr ermunterten Künſte. Unzufrieden, bloß die alten Vorrechte Seiner Akademie wieder geltend zu machen, verleiht er ihr neue; öffnet ihr reizende Ausſichten zu immer größern Belohnungen für die Zukunft; giebt ihr unter den erſten und verdienteſten Verweſern des Staats einen Mann zum Beſchützer, *) der gleich durch ſeine erſten Schritte zeigt, wie ſehr er den Geiſt des Künſtlers und die wirkſamſten Mittel, ſeine Kräfte ins Spiel zu ſetzen, kenne. Durch ihn genießt das gebildete, durch ihn erwartet

*) Den Staatsminiſter, Freiherrn von Heinitz.

das keimende Talent die erſte und höchſte Belohnung des Künſtlers: Ehre. Im Gefolge mehrerer geſchmackvoller Kenner vom erſten Range erſcheint hier, nicht bloß als Zeuge, ſondern ſelbſt als Theilnehmer der Bemühungen des Künſtlers, ein Fürſt, **) deſſen Name den Verehrern der Muſen ewig heilig ſeyn muß, weil durch Ihn dieſen Wohlthäterinnen der Menſchheit einer der ſchönſten Tempel errichtet ward, und Er überall, wo Er hinkam, Merkmale Seiner Liebe und Seiner Achtung für ſie zurückließ. —

Aber daß eben jetzt der König die Künſte mehr, als ſonſt je, ermuntert, daß eben in dem höhern Alter, wo natürlicher Weiſe ihre Reize Ihn kälter finden mußten, die Verbreitung und Verfeinerung derſelben Ihm Angelegenheit und mehr Angelegenheit wird, als in jenen glücklichen Jahren der reizbarern Sinne, der ſchnellern, feinern, wärmern Empfindung; muß uns nicht das auf den erſten An-

**) Der regierende Herzog von Curland.

blick ſonderbar und befremdend ſcheinen? Oder ſollte ſich vielleicht auch hier das Durchdachte, das Planvolle zeigen, das die ganze Regierung dieſes weiſen, erhabenen Monarchen auszeichnet? — Wo man überall auf Abſichten gearbeitet, der Abſichten ſo viele erreicht ſieht, da wird man am Ende gewohnt, ihrer zu ſuchen.

So wahr es iſt, daß jede im Staat erreichbare Vollkommenheit dem Regenten Ziel des Beſtrebens werden muß; ſo giebt es doch unter dieſen Vollkommenheiten eine Ordnung — beydes des Rangs und der Folge. Schönheit hat nicht gleichen Werth mit Geſundheit und Kraft; aber geſetzt auch, daß ſie ihn hätte; ſo iſt doch jene nie ohne dieſe; und Sorge für Schönheit, wo noch Geſundheit und Fülle der Säfte mangelt, wäre verloren. — Wir ſahen bisher den Monarchen, der mit dem Umfang Seiner Regentenpflichten auch ſo ganz ihre verhältnißmäßige Wichtigkeit kennt; wir ſahen Ihn mit Verſtärkung ſeiner Macht,

mit Verbeſſerung der Geſetze, mit Beförde-rung der Induſtrie, mit Gründung ſichernder Bündniſſe beſchäftigt; und wer wird zweiflen, daß dieſe Gegenſtände die erſten, die wichtig-ſten ſind, die den Künſten, welche für das Vergnügen arbeiten, auch ſchon darum mit Recht vorangehen, weil ohne ſie dieſe Künſte nothwendig kränkeln müßten? Wenn alſo eben jetzt der König auch den Künſten ſeine Aufmerkſamkeit gönnt, auch ſie ſo vorzüglich zu ermuntern anfängt; warum ſollten wir nicht den frohen entzückenden Gedanken faſſen, daß Er für jene Zwecke glaube genug gethan zu haben? daß Er ſein großes Werk, den Staat hinlänglich geordnet, gebildet, geſichert fin-de, um nun an Verfeinerung des Geſchmacks, an die beſte edelſte Richtung eines Luxus zu denken, der immer Gefährte des Friedens un-ter einem gebildeten, wohlhabenden Volk iſt? — Der König hat das wichtigſte, das glor-reichſte Seiner Werke vollführt; Er hat mit dem Gleichgewichte Deutſchlands die Ruhe

ſeiner

ſeiner eignen Staaten geſichert; hat das Intereſſe mächtiger Fürſten an das Seinige unzertrennlich geknüpft; und nun winkt Er mit freundlichem huldreichen Blick auch den Künſten.

Doch dieß allein ſcheint noch nicht die Weisheit in dem Verfahren des Königes zu erſchöpfen. Wenn Er eben jetzt die Künſtler, nicht mehr einzeln wie ſonſt; wenn Er ſie als Glieder einer Akademie, als Geſellſchaft von Lehrern ermuntert, die eine zahlreiche Jugend bilden, durch dieſe Bildung die Vervielfältigung von Kunſtwerken befördern und feinen echten Geſchmack von den ſchönen auch auf die nützlichen Künſte hinüberleiten ſollen; ſo ſah Er vielleicht Sein Volk eben jetzt erſt auf derjenigen Stufe der Kultur, wo eine Anſtalt dieſer Art allein nicht fruchtlos iſt, oder wo ſie doch allein ihre volle, ſichere Wirkung thun kann. Der Gang der Natur iſt langſam, und die Mühe ihn zu beſchleunigen, kann immer nur in gewiſſem Maaße gelingen. Der

Sinn für das Schöne entwickelt ſich in dem einzelnen Menſchen nur allmälig, wenn ſchon längſt die äußern Sinne in voller Thätigkeit ſind; noch weit allmäliger und alſo weit ſpäter entwickelt er ſich bey einem Volke, beſonders bey einem nördlichern Volke. Die ſchönen Künſte, die in Griechenland einheimiſch waren, und in Italien noch jetzt die blühendſte ihrer Kolonien haben, ſind für unſere Gegenden gleichſam fremde Gewächſe; es hilft nichts, daß man Samen und Pflanzen zum allgemeinen Anbaue austheilt, ſo lange der Himmel noch zu rauh, und der Boden noch zu verwildert, zu kalt iſt. Auf dieſer und jener Anhöhe, die eine mildere Sonne wärmt, mögen ſie unter ſorgfältiger Wartung gedeihen; aber daß ſie gemeine Früchte des Landes würden, das läßt ſich eher nicht hoffen, als bis durch eine ſorgfältige, weit verbreitete Kultur die Luft gelinder, und der Boden wärmer geworden. — In dem halben Jahrhunderte, welches nun beynahe ſeit der Re-

gierung des Königs verfloſſen iſt; wie ſehr hat der Geiſt der Nation ſich erweitert! wie viel milder ſind Denkungsart und Sitten, wie viel feiner und zärter iſt der Sinn für das Schöne, wie viel ausgebreiteter der Geſchmack an den Künſten geworden! Eben dieſen Zeitpunkt ſcheint Er, Der ſo ungern fehl trift, nur erwartet zu haben, um alle fähigen, und unter dieſen, die großen, vortrefflichen Männer, die durch ihr Genie eine der vornehmſten Zierden Seines königlichen Sitzes ſind, zur Vereinigung der Kräfte im Unterrichte der Jugend, zur Vervielfältigung der mancherley Werke des Geſchmacks, zur immer weitern Fortbildung eines ſchon ſo aufmerkſamen, der feinern, edlern Vergnügungen ſchon ſo fähigen Publikums, zu ermuntern. —

Daß der ſcharfe, durchdringende Blick des Monarchen auch hier nicht fehl ſah; daß er von der Verbreitung feinerer Kenntniſſe und Empfindungen unter ſeinem Volke nicht zu vortheilhaft dachte: das beweiſt die allgemeine

Theilnehmung an dem glücklichen Schickſale der Akademie, die allgemeine Freude über den neuerworbenen Glanz, über die erweiterten Vortheile derſelben. Dieſe Freude kann bey tauſenden die Folge von tiefern Kenntniſſen der Kunſt und einem gebildetern feinern Geſchmack ſeyn; aber lebhafter iſt ſie ſicher bey keinem, als eben bey dem, den Sie, gnädiger Protector der Akademie, und Sie, ruhmvolle Mitglieder derſelben, durch die Erlaubniß, ein näherer Zeuge ihrer Bemühungen zu ſeyn, ſich ſo huldreich und ſo gütig haben verpflichten wollen.

Rede
am Geburtstage
des Königs.

Gehalten den 25ſten September 1786.

Meine Herren,

Die Vorſehung, die das Leben unſers unſterblichen Friederichs ſo groß und ſo herrlich gemacht hatte, hat Sein Ende nicht minder groß und herrlich gemacht. Noch hat kein König, deſſen Namen uns die Geſchichte aufbehielt, eine ſchönere Laufbahn ſchöner vollendet, als Er. Wenn Guſtav Adolph — einer der Wenigen, die ich neben Ihm aufzuſtellen wage — mitten auf ſeinem ruhmvollen Wege in die Arme des Sieges hinſinkt; wenn ſein Vaterland laut um den Edelſten ſeiner Söhne, das unterdrückte Deutſchland laut um ſeinen großmüthigen Retter jammert; wenn das Schikſal von Nationen, wenn die Wage Europens ſchwankt, weil ein Einziger fiel: — iſt er ſchöner, dieſer geprieſne, bewunderte Tod, als wenn Friederich, nach

ſo viel Thaten der Unſterblichkeit in den Jahren der Kraft, noch als Greis Seine Feinde in Ehrfurcht, Seine Freunde in ungeſchwächtem Vertrauen erhält? wenn Er im hohen Alter, und auch da noch, wo Jhn Mattigkeit niederdrükt, und Schmerzen Jhn foltern, mit unermüdetem Eifer jede kleinſte Pflicht Seines großen Amtes erfüllt? wenn Er nur einmal, nur das leztemal von Seinem langen Todesſchlafe erwacht, ohne Seiner Geſchäfte zu denken; und ſo endlich, an Kräften, aber nicht an Willen, erſchöpft, mit ruhiger Seele und ruhigem Angeſichte entſchlummert?

Eben ſo ſchön, als dieſer edle Tod war, iſt die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. — Jener Jammer, der um das Grab eines Vaters ertönt, der ſein Haus in Zerrüttung, ſeine Waiſen in Sorgen zurüklässt: wie unangenehm durchdringt er das Herz, und wie ein unſichrer zweideutiger Beweis iſt er von den Tugenden des Entſeelten oder der Liebe ſeiner Verlaßnen!

Aber wie ehrenvoll und zugleich wie rührend iſt jene Thräne, die dem Auge von Kindern entzittert, deren ganzer Verluſt nur ihr Herz, nicht ihren Wohlſtand, ihr Glük trift! Wäre **Friederich** in jenem blutigen Kriege gefallen, den nur Er, mit Seinem Muthe, Seiner Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, Seiner Standhaftigkeit der Seele, ſo ruhmvoll endigen konnte; ſo wäre unſre Klage lauter erſchollen, unſre Thräne hätte voller geſtrömt; aber ſie wäre gleich ſehr die Zeugin unſrer eignen Noth, als die Lobrednerin Seiner Verdienſte, geweſen. Unſre jetzige Trauer um Ihn iſt reines Opfer der Ehrfurcht; unſre jetzige Thräne lautre unverdächtige Thräne kindlicher inniger Rührung; zwar gehaltner und ſanfter, aber eben dadurch ehrenvoller, und ſchöner. — Nach gegründeter ſiegreicher Macht, nach aufgehäuftem Ueberfluſſe von Schätzen, nach feſtgeſtellter weiſer Verfaſſung, nach geſichertem tief in das Intereſſe Deutſchlands verwebten Frieden, ſtirbt der

gekrönte unvergeßliche Greis, wie ein Vater unter dankbaren Kindern, die eben durch Seine Güte, Thätigkeit, Weisheit, jeder nagenden Sorge für die Zukunft überhoben ſind; die keinen Seufzer um ſich ſelbſt zu verlieren haben, alle nur Ihm, dem Stifter ihres Glüks, ihres Wohlſtandes, widmen.

Doch an dieſer Sanftheit und Ruhe, an dieſer ſchönen Mäßigung unſers nur dankbaren, nur zärtlichen Schmerzens, haben auch die Tugenden Friederich Wilhelms Antheil, und größern wichtigern Antheil, als ihn ſelbſt die Verdienſte Friederichs haben. — Das Schikſal der Staaten iſt veränderlich, wie das Schikſal der Menſchen; und je ſtolzer die Höhe, die wir errungen, deſto ſchwärzer zu unſern Füßen der Abgrund, deſto jäher und zerſchmetternder der Herabſturz. Hätten wir fürchten müſſen, daß mit dem Monarchen, der unſer Stolz war, auch Seine Königlichen Tugenden unſern Thron verlaſſen würden; ſo hätte ſelbſt der Ruhm und der Wohl-

ſtand, den Er gegründet hatte, uns nur tie-
fer erſchüttern, mehr unſre Wange mit Schrek-
ken zeichnen, als unſer Auge mit der Thräne
der Rührung erfüllen müſſen. Aber Dank
ſey der Vorſicht, die uns noch ferner durch
unſre Regenten zu ſegnen verſpricht, daß jene
Aufmerkſamkeit, die immer ein Volk auf ſei-
nen Thronfolger richtet, die auch wir auf den
unſrigen zu richten ſo mächtige Antriebe hat-
ten, uns mit Hofnungen, nicht mit Sorgen
erfüllte; daß wir den Erben Friederichs ſo
achtungsvoll gegen jedes Verdienſt, ſo empört
gegen jede Handlung der Ungerechtigkeit, ſo
begierig nach jeder Kenntniß, beides der in-
nern Verfaſſung und der äußern Verhältniſſe;
daß wir Ihn in dem lezten glorreichſten unſrer
Feldzüge ſo freudigthätig, ſo muſterhaftwach-
ſam, ſo voll Muths in der Gefahr, ſo ganz
nur Seiner Pflicht lebend, nur ſie denkend
und übend erblikten; daß wir neben der Güte
und Wärme des Herzens, die im Charakter
Friederich Wilhelms der erſte Zug iſt, auch

die Mannheit, Feſtigkeit, Kraft entdekten, durch die allein jene Güte aus der liebenswürdigſten der Schwachheiten zur erhabenſten der Tugenden wird!

Wie ſehr hat alle die Hofnungen, die durch dieſe Eigenſchaften der Thronerbe von Sich erwekte, der König beſtätigt! Mit welcher Liebe, Bewunderung, Zuverſicht hat der neue Monarch, ſeit der kurzen Zeit Seiner Regierung, die Seelen aller Unterthanen erfüllt! Ich wage es, die Gründe dieſer Zuverſicht zu entwickeln; wage es, die Erwartungen vorzulegen, zu denen der Monarch, durch den glorreichen Anfang Seiner Regierung, das Vaterland und das ganze Deutſchland berechtigt. Wenn ich, weil ich es muß, in dieſe frohen Erwartungen noch immer Friederich, den Unvergeßlichen, miſche: ſo fürcht' ich nicht, durch den Schmerz dieſer Erinnerung die gerechte Freude dieſes Tags zu entweihen: feinern, empfindlichern Seelen, weiß ich, iſt Zuſaz von einem ſo edlen

Schmerz nur Würze, nicht Verbitterung ihrer Freude. — —

Es giebt Lagen und Augenblicke, in denen das Herz des Menſchen ſich aus ſeinen geheimſten Falten wickelt; wo durch zu ſchnellen Stoß alle ſeine Triebfedern in zu volle Bewegung kommen, als daß Vorſatz und Ueberlegung ſie hemmen oder mäßigen könnte. Wie der Menſch in dieſen Augenblicken ſich zeigt, ſo iſt er; oder es gilt durchaus kein Schluß vom Aeußren aufs Innre, von Wort und That auf Geſinnung. — So ein Augenblik, wenn ſonſt irgend ein andrer, iſt der einer gewonnenen Krone. Wer, bei der Ausſicht auf ſie, mehr ſich ſelbſt, mehr den Glanz und die Vortheile der Hoheit, die Entfeſſelung ſeiner Begierden, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes dachte; wie ganz anders wird er in dem prüfenden Augenblicke erſcheinen, als der, dem mehr ſein Volk, mehr die Bürde des erſten und wichtigſten aller Aemter, mehr die unendliche Größe und Schwie-

rigkeit ſeiner Pflicht vor der Seele ſchwebte. Wenn jener ſich am Ziel ſeiner Einſchränkung ſieht, ſo ſieht ſich dieſer am Ziel ſeiner Ruhe; wenn jener, bey ſeiner frohern Stimmung, von jeder traurigen Idee, der Stöhrerin ſeines erſten Genuſſes, ſich loswindet, ſo nimmt dieſer, bey ſeiner ernſten feyerlichen Stimmung, ſie willig auf; wenn bey jenem die Rührung der Natur nur Mine der Anſtändigkeit iſt, ſo iſt ſie bey dieſem wahres tiefes Gefühl ſeines erſchütterten Herzens.

Friederich Wilhelm, in jener unvergeßlichen Nacht, die dem Vaterlande ſeinen Beſchützer, den Königen ihr Beiſpiel, dem Jahrhunderte ſeinen Helden nahm; wie ſehr bewies Er, daß Er der Edle war, der ſchon längſt die Würde, Wichtigkeit, Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlte! — Ich erzähle ſie nicht, die Geſchichte dieſer traurigen Nacht; Friederichs lezte Stunden und die erſten Worte und Schritte Seines Thronerben waren zu wichtig, zu merkwürdig für uns, als

daß nicht jeder nach ihnen geforſcht hätte: ich erinnre nur an das Allen Bekannte: an die Thränen der Rührung, die beim Empfange der großen Nachricht, unaufgehalten und unverborgen, auf die Wange des neuen Monarchen floſſen; an jeden Beweis Seines leidenden empfindlichen Herzens; an Sein ängſtliches liebevolles Forſchen nach dem lezten Kampfe des Königs; an Sein ſtillerhobnes dankendes Auge, da Er von dem ſanften ſchmerzloſen Tode des großen Verblichnen hörte; an die Bezeugung innigen Danks gegen den unermüdeten Arzt, gegen die umgebenden beſtürzten Getreuen, die über der Pflege des theuren Gebieters ſchon längſt des Schlafs und der Nahrung vergaßen; und mehr als an Alles — denn es öfnet uns den freiſten rührendſten Blik in Sein Herz — an Sein Forſchen nach dem Orte des Leichnams, an Sein langſames feierliches Hinzutreten, an Sein gedankenvolles Verweilen vor dem großen belehrenden Anblik.

Dieſer Anblik, den der leichtſinnigere Fürſt würde geflohen, von dem er würde zurükgebebt haben; was für Betrachtungen und Gefühle konnt' er in der Seele des neuen Königs wecken? Was für andre, als die erſchütterndſten, aber auch heilſamſten von allen: als Betrachtungen, die jedes Volk ſeinem Fürſten von der Vorſehung erflehen ſollte? — In dem Augenblik der Erhebung ſelbſt ertrug nicht nur der neue Monarch, ſondern wollt' Er, ſucht' Er, durchdacht' Er den Anblik der Vergänglichkeit aller Hoheit, drükt' Er Sich freiwillig die große Wahrheit ins Herz, die nur zu oft auf den Thronen vergeſſen wird: daß keine Erhabenheit und keine Größe auf Erden, auch nicht den Erſten der Könige, von dem Schikſale des lezten der Menſchen rettet; daß es einen noch unendlich wichtigern Schritt giebt, als den vom Unterthan zum König, den lezten allentſcheidenden Schritt vom König — zum Staub; daß unfehlbar die Stunde kommt, wo die furchtbare Wagſchal der Geſchichte,

ſchichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes die Könige wägt; wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden oder der Fluch ihrer Uebelthaten; nichts ihnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewußtſeyn der beglükten, oder das qualvolle vernichtende der gekränkten untertretenen Menſchheit. —

Wie in dieſem einzigen Zuge, wie in der ganzen Geſchichte jener Nacht der König dem Menſchenkenner erſcheint, ſo erſcheint Er jedem, auch dem gemeinſten Auge in der Geſchichte aller nachfolgenden Tage. Noch iſt das Gefühl Seiner Pflicht, verbunden mit dem lebendigſten Vorſatz, ſie zu erfüllen, keinen Augenblik aus Seiner Seele gewichen. — Wer die Fluth von Geſchäften, wer die unſägliche Mannichfaltigkeit von Sorgen und Arbeiten kennt, die beim Antritt einer Regierung auf den neuen Monarchen zuſtürmen; wer das Heer von Leidenden, Bittenden, Anſpruchvollen, Ehrgeizigen kennt, die alle den

Augenblik nutzen, alle nach Hülfe, Vortheilen, Belohnungen, Blicken und Worten der Gnade ſtreben: der ſehe Friederich Wilhelm, den Geſchäftigen, den Gütigen, wie Er alles Selbſt, das Kleinſte wie das Gröſte, das Unwichtigſte wie das Wichtigſte, verrichtet; wie Er die Angelegenheiten Seines Staats, Seines Heers, Seiner Kammern, Seiner Gerichtshöfe beſorgt, und doch auch keinem, ſelbſt nicht dem Zudringlichen und Beſchwerlichen, den Troſt oder die Freude königlichen Gehörs, königlicher Antwort verſagt; er ſehe Ihn mit dieſer immer gleichen, immer ruhigen Heiterkeit, wie Er ohne Klage jedes Vergnügens, jeder Zerſtreuung entbehrt und noch immer für Seine Arbeiten die Zeit dem Schlaf und der Tafel, nie für Schlaf und Tafel die Zeit den Arbeiten abbrach; er ſehe Ihn, und er zweifle, wenn er es kann, an dem edelſten Willen, an der feurigſten Pflichtliebe, an der muthigſten Entſchloſſenheit dieſes Königs, für deſſen Geſund-

heit und Leben wir zittern, und dem nur Sein freudiger Eifer, Sein unaufhaltſamer Trieb die Kraft geben kann, die Ihn mitten in dem Wirbel von Geſchäften aufrecht erhält.

Friederich war es, der dieſe allumfaſſende, nichts verachtende, nichts verſäumende Thätigkeit, durch die großen Wirkungen, die man von ihr erblikte, den Königen ehrwürdig machte; Er war es, der ihr eine Genauigkeit und Pünktlichkeit gab, die ſo ſehr Ihm eigen ward, daß ſelbſt ſeine Erholungen und Vergnügungen Tag und Stunde und Augenblik hatten: eine Pünktlichkeit, über die der Unwiſſende lächelt, und die der Weiſere bald als unumgängliche Bedingung zum Weiterkommen, zum Abkürzen und zum Vollenden, erkennt. — Wie ganz iſt der Geiſt, der dieſen großen unſterblichen Mann beſeelte, der Geiſt Seines Nachfolgers geworden! Wie ſehr hat Friederich Wilhelm die Nothwendigkeit gefühlt, überall Selbſt zu ſe-

hen, zu prüfen, zu handeln, und daß Er's könnte, Sich unverbrüchliche Geſetze der Ordnung zu geben! Wie zuverſichtlich dürfen wir hoffen, daß dieſe Stärke der Seele, die bis jetzt in dem wildeſten Drang der Geſchäfte ſo unerſchüttert aushielt, nimmer ermatten, uns immer mit ihren wohlthätigen Einflüſſen zu ſegnen fortfahren werde! — Zu ſegnen, ſag' ich: denn jener Geiſt der allwaltenden eigenen Wirkſamkeit und der nichts verſäumenden Ordnung; — er wird der Geiſt aller Diener; er wirkt vom Throne, wie von einem Mittelpunkt aus, durch den ganzen umgebenden Kreis: das große Beiſpiel des Erſten im Staat macht ihn nicht nur zur Pflicht, auch, was mehr iſt, zur Sitte, zum Ton; er gießt durch die Gewißheit, nicht unbemerkt zu bleiben, dem Edlen neuen Eifer ins Herz, ſpornt den Trägen an, ſchrekt den Eigennützigen, den Unedeln zurük; und indem er ſo, durch regen Umtrieb, die Stockung in jeder Ader, in jeder Nerve hindert, wird er

Quelle von Leben, Kraft, blühender Geſundheit des Staats.

Ich vergeß' es hier nicht, daß Thätigkeit, die keinen echten Grundſätzen folgt, oder die auch ewig in Grundſätzen ſchwankt, eher verderblich als wohlthätig ſeyn kann: aber ſo echt, wie die Grundſätze **Friederichs**, ſind die **Friederich Wilhelms**, denn ſie ſind ihnen ähnlich; und ſo feſt wie jene ſtehn dieſe, denn ſie ſind geprüft und durchdacht. Wären ſie mehr als ähnlich, wären ſie **gleich** in jeder Anwendung, jeder Beſtimmung; dann mögten wir an ihrer Prüfung und eben damit an ihrer Dauer zweifeln: aber ſelbſt daß ſie abweichen, daß ſie hier eine Einſchränkung, dort eine Erweiterung leiden, ſelbſt das beweiſt uns, daß **Friederich Wilhelm** Seines großen Berufs im Stillen eingedenk war, daß Er ſchon längſt Erfahrungen ſammelte, forſchte, prüfte, ſich nach Einſichten entſchied. Und dieſe Einſichten — wohl uns, daß ſie, nach dem Zeugnis der

Weiſeſten und Erfahrenſten, ſo ſehr die richtigern ſind! daß der Monarch, bei dem beſten edelſten Willen, auch jenes Auge, jenen eindringenden Blik beſizt, der das Wahre vom Falſchen, das Echte vom Scheinbaren, ſelbſt im Kleinern und im Zufälligern, ſondert! Wohl uns, daß Er, unter den tauſend oft ſo abweichenden Stimmen, die Stimme des tiefern Kenners, des gründlichern Denkers, des redlichern Patrioten ſo treffend auskennt! Vor ſo einem Geiſte ſtehen ſie ewig feſt, unwankend und bald auch unangetaſtet, jene lichthellen, unwiderſprechlichen, und doch, zum Erſtaunen des Weiſen, faſt überall verkannten oder vernachläſſigten Grundſätze, die Friederichs Regierung ſo herrlich machten, und zu denen auch Friederich Wilhelm, der Weiſe, der Edle, gleich beim Antritt der Herrſchaft Sich ſo laut und ſo kraftvoll bekannt hat.

— Wer erräth hier nicht ſchon, daß ich vor allem von dem Grundſatze der Duldung, von

der Schonung des erſten und heiligſten aller Rechte der Menſchheit rede, des Rechtes zu denken, zu forſchen, ewige Wahrheiten mit beſcheidnem Ernſt, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen? — Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menſchengeſchlechts, daß je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als Gnade und Huld hat empfinden müſſen, wenn es nicht an ſeinem innerſten weſentlichſten Eigenthume gekränkt, nicht gewaltthätig des beſten und ſchönſten Guts beraubt ward, das über alle Güter der Erde eben ſo weit erhaben iſt wie der unſterbliche Geiſt über den Staub! Traurig, daß je ein Volk hat frohlocken müſſen, nicht in Feſſeln zu ſchmachten, die dem edelſten Theil der Natur mit der Freiheit der Bewegung auch ſeine Kraft, ſeine Geſundheit nehmen! Und doch iſt dieſes traurige Schikſal noch immer das Schickſal von Millionen; doch iſt unter den Monarchieen Europens die unſrige faſt die einzige, wo Staatsklug-

heit und Menſchenliebe jene entbehrende Feſſeln nicht blos weiter gehängt, nicht blos erträglicher und leichter gemacht, ſondern ſie zerriſſen, zerbrochen haben. Mit dieſer einzigen ewig unvergeßlichen Wohlthat — wie viel Seegen hat Friederich, der Gütige, der Gerechte, über Sein Volk ergoſſen! Wie viel Adel und Muth hat Er dem Herzen; wie viel Nerven und Schwungkraft dem Geiſte; den Wiſſenſchaften, wie viel Ausbreitung und Licht; dem Geſchmacke, wie viel Echtheit und Feinheit gegeben! Und in alle dem — wie viel nie verſiegende Quellen der Glükſeligkeit, des reinſten, untadelhafteſten, ſüßeſten Genuſſes hat Er geöfnet! Friederich Wilhelm, ſo viel Er ſchon menſchenfreundliche, große Geſinnungen, ſo viel er königliche erhabne Worte zu Seinen Edlen ſprach — Er hat noch kein größeres, würdigeres, königlicheres geſprochen, als das, womit Er die Erklärung Seiner Ehrfurcht für die Religion, Seines Eifers ſie zu befördern, verſiegelte;

daß Er Duldung liebe, und Verfolgung verabſcheue. Mit dieſem einzigen inhaltvollen erhabnen Worte tritt jene Zeit ein, der die Beſten unter den Menſchen und die Weiſeſten unter den Gottesverehrern entgegenharrten: die Zeit des Triumphs für die Wahrheit, wo der Glaube, auch wenn er auf dem Throne Macht hat, die Freiheit der Seele nicht nur ſchont, ſondern begünſtigt; wo er die Duldung für das erkennt, was ſie iſt: für Hülfe, Beförderungsmittel, einzige Bedingung einer Religion, die, nach dem Ausſpruche ihres göttlichen Stifters, Geiſt und Wahrheit ſeyn ſoll, und es nie werden kann, wenn ſie nicht der freiſten anhaltendſten Unterſuchung eben ſo offen ſteht, wie jede andre Erkenntnis. Nur durch Freiheit, nur durch Schonung und ſelbſt Beförderung des Prüfungsgeiſtes, wird das Ungeheuer der Heuchelei, wird der fromme Betrug, der Empörer gegen Gott und Menſchheit, vertilgt; er, der die Religion aus dem Innerſten der Seelen riß,

und ſie an die Spitze der Lippen pflanzte; der ſie aus Geiſt und Wahrheit zum leeren Formelngeſchwätz, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle machte. — **Friedrich Wilhelm** will durch Vermehrung und Beförderung der Erkenntnis, will durch Unterricht und Ueberzeugung der Seele, dem Glauben Verehrer erwecken, freie, rechtſchaffne, edle Verehrer; und wer wird den großen Sinn nicht anbeten, der in dieſer Erklärung ſo ſichtbar lebt? den Sinn des göttlichſten unter den Lehrern, der die Religion ſeiner Väter von Satzung und Ceremonie losriß, damit ſie dem Geiſte Gegenſtand der Erkenntnis, und dem Herzen hohes Gefühl der Tugend würde? —

Gleiche Achtung, als hier in dem größten Punkte der Religion, hat der Monarch in einem andern großen wichtigen Punkte der Freiheit des Denkens, dem muthigen Forſchungsgeiſte bewieſen. Schon Jahrhunderte hatten den Mangel einer weiſern Gerechtig-

keitspflege und eines neuen beſſern Gebäudes der Rechte gefühlt; — eines von Grund aus neuen! denn das alte, mit allen ſeinen unzähligen Strebepfeilern, wankte, und war minder Gebäude, als roher Haufe von Trümmern; — ſie hatten ihn gefühlt, dieſen Mangel, aber nur ihn beſeufzt, nicht ihm abgeholfen. Die Schikane, bey aller Verachtung und allem Haß gegen ſie, triumphirte, und noch immer war's Rom, das, nach mehr als einem Jahrtauſende, ganz andern Völkern in ganz andern Verhältniſſen Recht ſprach. Bey dem Schwunge, den die Denkkraft unter Friederich gewann, und bey dem freiern edlern Muthe, den der Geiſt durch das Gefühl ſeiner geübten und erſtarkten Kräfte erhielt; wie konnt' er noch fehlen, der kühne, aber verdienſtvolle Gedanke, beides die Schikane zu tödten und das tyranniſche Rom des gemißbrauchten Throns zu entſetzen? Er iſt verſucht, dieſer letzte, und ausgeführt, jener erſte Gedanke; — ausgeführt! troz

den Zweifeln, dem Spott und dem Tadel, womit hier die Trägheit, dort die Anhänglichkeit ans Gewohnte, womit noch bittrer der gekränkte Eigennuz oder die gehemmte Streitſucht ſich gegen ihn wafneten; — ausgeführt! denn Friederich war nicht der Mann, der ohne Gründe wählte, oder wenn Er gewählt hatte, zurükwich. Und Friederich Wilhelm? — mit einem Gleichmuthe, Seiner Einſichten und Seines Herzens würdig, hat Er über Zweifel und Spott und Tadel hinweggehört; hat der Gerechtigkeit Beifall gewinkt, da ſie jene ſtaubigten Spinneweben zerriß, in denen Einfalt und Armuth gefangen werden, während daß Liſt und Reichthum durch ſie dahinfahren; hat ganz und tief den glüklich kühnen Gedanken gefaßt: an den Buchſtaben des Geſetzes zu binden, und doch auch das Geſez unabläſſiger Prüfung, Einſchränkung, Erweiterung zu unterwerfen. Er hat noch mehr, als ſelbſt Sein großer unſterblicher Vorgänger gethan: hat

das neue Gebäude des Rechts nicht nur gewollt, ſondern mit Wärme, mit Eifer gefodert; hat Geſeztafeln gefodert — erkenne, Volk, Seine Denkungsart, Seine Milde! — Geſetztafeln, die von der Nation geprüft, von ihren Weiſen und Edlen gebilligt, nach den Rechten jedes Standes, jeder Provinz beſtimmt, und allen zu Richtenden faßlich, verſtändlich wären. — Edler, vortreflicher Geiſt! der Du ſo die Würde der Menſchen und die Rechte der Deinigen achteſt! ſo die Nation zu ihrer eignen Geſetzgeberin weihſt, und mit dieſer Wohlthat die größre verbindeſt, daß Du ihren Geiſt zu höherm Beginnen, ihr Herz zu edlern Gefühlen erweiterſt! — der Du ſo durch unauflösliche Bande der Liebe, durch das Gefühl ihrer Wohlfahrt, und des ſüßeſten Glüks der Freiheit, ſie an Deinen Thron ketteſt, und mehr an Macht, ſelbſt durch Nachlaß der Macht, gewinnſt, als je der Deſpot mit alle dem Raube, den er an den Rechten der

Menſchheit und den Freiheiten ſeiner Edlen begeht! — —

Jener erhabne, wahrhaft königliche Gedanke, den Geiſt der Nation zu befeuern, ihm Muth, Thatkraft, Vertrauen zu ſich ſelbſt einzuflößen; wie ſehr iſt er überhaupt in den Handlungen dieſes Königes ſichtbar! Wie ſehr auch in jenem Zuge, da Er, gleich im Anfange der Herrſchaft, einen ſo ermunternden milden Blik auf Deutſchlands Sprache, Deutſchlands Schriftſteller warf! — Als König Friederich auf den Thron ſtieg, da hatte Deutſchland nur noch Wiſſenſchaften und Kenntniſſe; aber nicht Litteratur, nicht Geſchmack; ſeine Werke des Witzes waren matt, froſtig, ſteif; ſeine ernſthaftern Werke trocken, langweilig, ohne Geiſt, ohne Seele. Und wer konnte denn Ihn, den ſo gebildeten, ſo geſchmakvollen Fürſten, tadeln; — Ihn, deſſen Geiſt mit den beſten Werken des feinſten Volks in Europa genährt war — wenn Er jene rohen Erzeugniſſe des deutſchen

Himmels mit kalter Verachtung anſah? wenn er Seinen milden erwärmenden Einfluß einem Stamme entzog, deſſen erſte Früchte ſo ſchaal, ſo herbe, ſo ungeſchmak waren? — Jezt, da durch Ausbildung und Veredlung der Sprache, durch Studium der Meiſterwerke der Fremden, durch fortgeſezten Wetteifer glüklicher Genies, die Muſe Deutſchlands Fortſchritte gemacht hat — nur den Fortſchritten Friederichs zu vergleichen! — jezt, da ſie königlicher Aufmerkſamkeit, königlicher Ermunterung nicht mehr unwürdig, nur um ſo würdiger iſt, weil ſie noch in der ſchönern Periode dieſſeits der Vollkommenheit ſteht: jezt beſteigt König Friederich Wilhelm den Thron, und bemerkt ſie, belohnt ſie. — Soll ich hier alle die endloſen Vortheile entwickeln, die durch den Beifall eines Monarchen, durch die vermehrte Achtung der Groſſen, durch den Eintritt in die feinere Welt, durch die Theilnahme dieſer feinern Welt ſelbſt, der Lit-

teratur der Deutſchen zuwachſen können? Soll ich den unſchäzbaren Gewinn erheben, der für ein Volk aus der Veredlung ſeiner Geiſteswerke entſpringt? den vermehrten feinern Genuß? die Ausbeſſerung aller Kräfte der Seele? die Achtung der umgebenden Völker? die Vortheile alle, die mit dieſer Achtung verknüpft ſind? Oder ſoll ich den nähern glüklichen Einfluß zeigen, den es auf uns, auf die Staaten des Königes haben muß, wenn einſt hier der erſte Siz deutſcher Kunſt, hier der Vereinigungsplaz der feinſten Denker, hier der Zuſammenfluß der Kenner, der Liebhaber, der ſich bildenden Jugend iſt? wenn einſt hier die künftigen Großen Deutſchlands und Nordens die Zeit ihrer Blüthe verleben, und ihre Liebe zu uns eben ſo unvergänglich in ihren Herzen bleibt, als das ſüße Andenken an die Jahre ihrer Geſundheitsfülle, ihres Eintritts in die Welt, ihres erſten frohſten Genuſſes? — Wahrlich! es könnte Gedanke

der

der feinſten Staatskunſt werden, was bey unſrem edlen Monarchen reiner Eifer für die Erhebung der Nation, echte Liebe zum deutſchen Namen, patriotiſche Freude an deutſchem Ruhm iſt.

Wie gerecht dieſes Lob ſey, das ich dem deutſchen Geiſte, der patriotiſchen Denkart des Königes gebe; das mag auch Sein ſo thätiger warmer Eifer für jenen Bund erhärten, den mit **Friederich** die Erſten und Mächtigſten Deutſchlands ſchloſſen. War nicht der Gedanke zu dieſem Bunde ſchon eher in des Thronfolgers, als in des Königes Seele? Würde nicht eben jezt die Vollführung dieſes Gedankens Ihn ſelbſt verherrlichen, hätte nicht **Friederich**, mit Seinem Scharfblicke, auch dieſen Lorbeer entdekt, und mit Seiner nie ruhenden Thätigkeit ihn für Sich ſelbſt, für Seine eigene Schläfe gebrochen? — Sey es, daß hier Deutſchlands Vortheil der unſrige, deutſcher Patriotismus Klugheit war; war er darum nichts mehr, als

Klugheit? War darum in der edlen Seele Friederich Wilhelms dieſes höhere Gefühl von Wärme und Eifer nichts mehr, als Streben nach Vortheil? Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlandes den unſrigen, und machte nicht dennoch dieſer Bund tiefern Eindruk auf uns, als ihn jeder andre, auch mit den erſten Mächten Europens, würde gemacht haben? Waren die Glükwünſche nicht allgemein, daß unſre Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geiſt, gleiche Sprache uns theurer, ſich ſo uns anſchloſſen? ſo uns Herzen und Hände boten? ſo in unſrer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden? Denn was auch Neid oder Schmähſucht läſtre! Deutſcher Gemeinſinn, deutſche Vaterlandsliebe, wenn ſie noch irgendwo ſonſt in den weiten Grenzen des Reichs ihren Siz haben; ſo haben ſie ihn hier, in den Staaten Friederich Wilhelms; hier wo auch noch jener echte alte Biederſinn wohnt; der Muth, der nichts fürchtet, und die Standhaftigkeit, die

alles erträgt; die Staatskunſt, die zum kurzen Inhalt hat: Redlichkeit und das Schwert! und jener ofne kühne Freiheitsſinn, der durch die edelſte Art von Freiheit genährt ward, durch die Freiheit der Seele!

Aber daß ich hier nicht die ſchönſte, reizendſte Seite vergeſſe, die uns dieſer Eifer für das Bündnis mit Deutſchland an dem Charakter des Königes zeigt! — Zu deutlich iſt der ganze Zweck, der ganze Geiſt dieſes Bündniſſes Friede; nicht Angriff fremder, ſondern Vertheidigung eigener Rechte. — Friederich, der ehemals geglaubte eroberungsſüchtige, der von der Schmähſucht ausgeſchrieene wilde raubgierige Krieger; Er ward doch endlich an Seiner edlen Nachgiebigkeit, an Seiner uneigennützigen Großmuth, für den erkannt, der Er war: für den Freund, den Beförderer, den Schuzgeiſt des Friedens; und wer könnte den gleichen, menſchlichſchönen Charakter an Seinem Nachfolger verkennen? Oder wie ſollt' auch Er, mit Seinem

ſo empfindlichen theilnehmenden Herzen, nicht mehr als alles den Frieden, dieſen Schoner, Vermehrer, Ernährer, Beglücker der Menſchheit, lieben? Er, der nach dem Sinn einer Seiner edelſten Erklärungen auch des Bluts der Verbrecher ſchonen mögte; wie ſollt' Er nicht mit Freuden des Bluts der Unſchuld, des unſchätzbaren Bluts Seiner Edlen ſchonen? Er, der größere, höhere, ſüßere Empfindugen kennt, als jener unſelige Stolz iſt, der mitten unter Schaaren Erſchlagner das fühlloſe Herz eines Siegers aufſchwellt? Er, der andre Wege zum Ruhm und zur Unſterblichkeit offen ſieht, die nicht mit Leichnamen, ſondern mit Blumen beſäet ſind; Wege, auf denen das Auge des Geſchichtſchreibers den wahrhaftgroßen, talentvollen König immer mehr zu ſuchen und zu verfolgen anfängt, je weiter die Menſchheit zur Sittlichkeit, zur Vollkommenheit vorrückt? Er, der ſchon jezt dieſe Wege ſo rühmlich, unter dem Zujauchzen der Völker, betrat; ſchon jezt die Wol-

luſt empfand, mit königlicher Milde Thränen zu troknen, Nahrungsquellen zu öffnen, für Bildung und Erziehung einer edlen Jugend zu ſorgen? — Aber gerüſtet zur Schlacht, fertig, muthig, ſelbſt bis zum Trotze; das darf der Liebhaber des Friedens, und das muß er ſeyn: denn nur ſo ſchrekt er die Raubſucht von ſeinen Grenzen, bändigt den immer lauvrenden Groll, vereitelt die Entwürfe der Ehrſucht. Eben darum war die erſte Aufmerkſamkeit Friederichs immer Sein Heer, Sein zahlreiches, tapfres, unüberwundenes Heer; und eben darum iſt es ſo ſehr die erſte Aufmerkſamkeit Friederich Wilhelms. Dieſes Heer zu üben — in welchem die Stärke liegt, um die man den Löwen fürchtet; in welchem der lebendige Trieb liegt, der den Unterhandlungen Fortgang verſchaft; in welchem die Kraft königlicher Stimme liegt, wenn ſie droht, wenn ſie das Recht der Verbündeten fodert, wenn ſie Frieden gebeut; — dieſes Heer zu üben, fanden ſich Stunden am frü-

hen Morgen, wenn kaum am ſpäten Abend ſich der Augenblik fand, wo der Monarch, durch den Anblik der Natur im ſanften Lichte der Dämmrung, für Seine Sinne wieder Ruhe, für Sein Herz wieder Stille ſuchte.

Wenn uns dieſer lezte Blik auf den Charakter des Königs; wenn uns dieſe Ausſicht auf Ruhe, auf die große allerſehnte Wohlthat des Friedens entzükt: ſo erhebe noch dieſes Entzücken ein Rükblik auf die Grundſätze alle, die für den Gebrauch dieſes Friedens in der Seele des geliebten Monarchen leben! So erhebe noch dieſes Entzücken der allumfaſſende Eine Gedanke: wie Sich **Friederich Wilhelm** ein Volk wünſcht, durch Seine eigne nie ſchlummernde Vaterſorge gebildet; ein Volk, das frey denke und edel, gut ſey aus Fülle der Aufklärung, und Religion verehre aus Ueberzeugung der Seele; ein Volk, das unter den weiſeſten menſchlichſten Geſetzen le-

be, und um ſo freudiger ihnen gehorche, weil es ſie ſelbſt ſich gab; ein Volk, das durch Bildung ſeiner Sprache, durch Feinheit ſei- nes Geiſtes, des edelſten Vergnügens em- pfänglich, und durch Reichthum an Werken echten Geſchmaks, dieſes Vergnügens theil- haftig ſey; ein Volk, das durch ſeinen eig- nen Ruhm den Ruhm des deutſchen Namens erhöhe, ſein eignes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgeſtrekten Gefilden Deutſch- lands, des gemeinſchaftlichen Vaterlands, wohnen. — Edle, große, erhabne Gedan- ken! Grundſätze, des weiſeſten, menſchlich- ſten, beſten Monarchen würdig! — Mög' Er es ſehen, dies Volk! Möge in dem An- blik unſers Wachsthums, unſrer Vollkom- menheit, Seine königliche Seele Sich freuen! Möge unter dieſen Freuden Sein Haar ſo grau werden, und grauer, als Friederichs

Haar! Mög' Er, wenn auch Ihn einſt der Himmel fordert, unter zärtlichen Thränen des Ihn liebenden Volks, und mit dem frohen, wonnevollen Gedanken entſchlummern, daß Er uns einen Thronfolger läßt, Seiner Krone ſo würdig, wie Er ſelbſt der Krone Friederichs war!

Ueber
einige Eigenheiten
des
Gefühlsſinnes.

Vorgeleſen
in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften 1787.

Die beyden Sinne des Geſichts und Ge=fühls haben unter einander eine merkwürdige Aehnlichkeit, wodurch ſie ſich von den drey übrigen unterſcheiden. Wenn die leztern von den Körpern nur Eigenſchaften einerley Art gewahr werden; ſo werden jene Sinne Eigen=ſchaften von verſchiedener Art gewahr, und zwar von ſo völlig verſchiedner, daß dieſe Ei=genſchaften, bey aller ihrer Unzertrennlichkeit in der Erſcheinung, doch ſchlechterdings nicht eine auf die andre zurückgebracht, nicht eine aus der andern erklärt werden können. Die Empfindung von Wärme und Kälte, und eben ſo die Empfindung von Schwarz und Weiß, haben mit der Idee von Ausdehnung und Figur durchaus keine Verwandtſchaft; es liegt in dieſer Idee, ſo weit man ſie auch ent=wickeln mag, nicht das mindeſte Merkmal, in welchem ſie mit jenen Eigenſchaften, die

doch in der Empfindung ſich nie von ihr wollen abreißen laſſen, zuſammenhinge.

Eine andere Aehnlichkeit beyder Sinne, wodurch ſie aber nicht ſo ſchneidend von allen übrigen abgeſondert werden, iſt die: daß man von den Eindrücken des einen auf die Eindrücke des andern zurückſchließen kann. Nicht zwar von Wärme und Kälte auf Farbe oder umgekehrt, aber von den Erſcheinungen der Ausdehnung für den einen Sinn auf die correſpondirenden Erſcheinungen für den andern. Etwas Aehnliches findet ſich hier bey den beyden Sinnen des Geruchs und Geſchmacks; denn überall, wo das Schmeckbare auch riechbar iſt, und in ſo fern es riechbar iſt, kündigt die Empfindung des einen Sinns, die zu erwartende Empfindung des andern an; daher auch die gemeine Sprechart der Oberdeutſchen das Riechen in ein Schmecken verwandelt. Der Unterſchied iſt nur der: daß die Correſpondenz der gröbern Sinne, des Geruchs und Geſchmacks, auf wahre innre

Verwandtſchaft; die der feinern Sinne, des Geſichts und Gefühls, auf bloße äußre Gemeinſchaft beruht. Die Eindrücke jener Sinne, ſo wie ſie durch einerley Materien geſchehen, ſo haben ſie auch eine ſehr merkliche Aehnlichkeit; man riecht eben das, was man ſchmeckt: die Eindrücke dieſer Sinne haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit; Figur, in ſo fern die Hand ſie fühlt, iſt etwas ganz anders, als Figur, in ſo fern das Auge ſie ſieht. Nur das immer regelmäßige Zuſammentreffen ſolcher und ſolcher Geſichtsbilder mit ſolchen und ſolchen Gefühlseindrücken, hat die Menſchen auf den ſonderbaren und doch ſo gemeinen Gedanken gebracht, als ob ſie mit den Händen ſehen oder mit den Augen taſten könnten.

Bey dieſen Aehnlichkeiten beyder Sinne, des Geſichts und Gefühls, giebt es zwiſchen ihnen auch ſehr merkwürdige Verſchiedenheiten. — Um mich kürzer über dieſe Materie ausdrucken zu können, werde ich mich der ein-

geführten Benennungen **urſprünglicher** und abgeleiteter Eigenſchaften bedienen, ohne übrigens an der Lockiſchen Beſtimmung dieſes Unterſchiedes Antheil zu nehmen. Unter urſprünglichen Eigenſchaften (Qualités premieres) werden, wie jeder weiß, Ausdehnung, Figur, Solidität, Bewegung; unter abgeleiteten (Qualités ſecondes) Farbe, Wärme, Kälte u. ſ. w. verſtanden.

Die erſte Verſchiedenheit ſezt das Gefühl nicht bloß dem Geſichte, ſondern allen übrigen Sinnen entgegen. Alle nehmlich haben entweder nur Ein Werkzeug, oder nur zwey, und dieſe von völlig gleichförmigem Baue. Das Erſte iſt der Fall mit dem gröbern Sinne des Geſchmacks, und nach dem erſten äuſſern Anblick auch mit dem des Geruchs; das Lezte findet ſich bey den beyden feinern Sinnen des Geſichts und Gehörs. Das Gefühl, in ſo fern es abgeleitete Eigenſchaften wahrnimmt, hat in dieſer Hinſicht Analogie mit den gröbern; in ſo fern es urſprüngliche er-

kennt, Analogie mit den feinern Sinnen. Für Wärme und Kälte iſt der ganze Körper nur Ein Organ: und ſo hat hier der Gefühlsſinn das Eigne, das er kein beſonders, nur ihm gehöriges, Werkzeug hat, und daß er mit allen andern Sinnen zugleich in einerley Werkzeugen beſteht; dahingegen ſonſt die Werkzeuge, jedes ſein eigenes Geſchäft, ohne Einmiſchung in die Geſchäfte des andern verrichten. Für die urſprünglichen Eigenſchaften der Ausdehnung und Figur, hat das Gefühl zwey Organe, die eben, wie bey allen übrigen Sinnen, unterſcheidend gebaut, und wie bey den feinern, ganz ſichtbar getrennt ſind. Aber auch hier findet ſich wieder das Eigne: daß dieſe Werkzeuge das ihnen zukommende Geſchäft zwar vorzüglich und beſſer, als jedes andere Glied, aber doch nicht allein und ausſchließend verüben. Wenn es bloß die Augen ſind, womit wir ſehen; bloß die Ohren, womit wir hören u. ſ. w.; ſo ſind es dagegen nicht bloß die Hände, womit wir das

Runde oder das Eckigte unterſcheiden. Dieſes geſchieht auch durch jeden andern Theil unſers Körpers, der ſich um einen Gegenſtand mehr oder minder herumbiegen kann; wir können gewiſſermaßen mit der Zunge, zwiſchen den Lippen, mit den Zehen, die wir nur ſo gar nicht zu dieſer Verrichtung üben, und mit noch andern Juncturen des Körpers fühlen. Die Aehnlichkeit, die das Gefühl, in Anſehung der Zahl und des gleichförmigen Baues der Werkzeuge, mit Geſicht und Gehör hat, iſt alſo immer nur unvollkommen; indeſſen nähert ſich der Sinn, in ſo fern er urſprüngliche Beſchaffenheiten erkennt, doch ganz deutlich den feinern Sinnen. Er hat doch, ſo wie dieſe, der Werkzeuge mehrere, und wenn wir nur diejenigen rechnen wollen, die ihm ohne Vergleichung am beſten dienen, ſo hat er eben, wie jene, nur zwey, die auch eben ſo ſichtbar getrennt und eben ſo gleichförmig gebaut ſind.

Dieſer äußern Beſchaffenheit der Werkzeuge entſpricht die innre der Wahrnehmungen: und dieß iſt die zweyte Eigenheit des Gefühls, wodurch es ſich beſonders vom Geſichtsſinne, dem es ſonſt ſo ähnlich iſt, unterſcheidet. Das Geſicht nehmlich iſt durchaus ein feinerer Sinn, nicht bloß in ſo fern er Figur, ſondern auch in ſo fern er Farben erkennt; das Gefühl hingegen theilt ſich, und iſt ein feinerer Sinn, in ſo fern er urſprüngliche Eigenſchaften; ein gröberer, in ſo fern er abgeleitete wahrnimmt. Durch die leztern Wahrnehmungen iſt das Gefühl ein bloß thieriſcher, durch die erſtern iſt es ein menſchlicher Sinn; hier arbeiten für ihn die ſchönen Künſte der Sculptur und der Plaſtik: und die vollkommenſte aller Wiſſenſchaften, die Mathematik, hat ihm mehr als ſelbſt dem Geſichte zu verdanken. Er ergänzt und berichtigt die Wahrnehmungen dieſes leztern Sinns; und bey einem Saunderſon tritt er ſo völlig an die Stelle deſſelben, daß er ſelbſt

zur Wiſſenſchaft der Optik alle nur erforderlichen Begriffe liefert. So einen Sinn aber, deſſen Wahrnehmungen uns Empfindung des Schönen gewähren und uns Stoff zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen liefern, nenne ich einen **feinern** Sinn; deſſen Wahrnehmungen nur Wolluſt, nicht das höhere Wohlgefallen am Schönen wirken, auch nicht zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ſich verarbeiten laſſen, nenne ich einen **gröbern**.

Wenn ich hier den Unterſchied zwiſchen feinern und gröbern Sinnen gerade ſo faſſe, wie er ſchon in der undeutlichen Erkenntniß eines jeden enthalten iſt; ſo können unmöglich die Erklärungen richtig ſeyn, die uns gewiſſe Weltweiſe von dieſem Unterſchiede gegeben haben. Dieſe Erklärungen haben den zwiefachen Fehler, daß ſie zu **enge** und daß ſie **unfruchtbar** ſind; daß ſie zuerſt den Sinn des Gefühls ſchlechterdings von der Zahl der feinern Sinne ausſchließen, und ihn ganz und gar unter die gröbern verſtoßen, und daß ſie

zweytens uns durchaus nicht begreiflich machen, warum nur die feinern, nicht die gröbern Sinne dem Geiſte dienen; warum nur die Wahrnehmungen von jenen Stoff zu Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten geben, nicht die Wahrnehmungen von dieſen.

Ein deutſcher Weltweiſer beſtimmt den Unterſchied, von dem die Rede iſt, nach der Beſchaffenheit des Mediums, vermittelſt deſſen der Sinn empfindet. Die feinſten Materien ſind ihm Licht und Luft; eine gröbere die Salze und Oele der Körper, und die gröbſte die ganzen ſoliden Körper ſelbſt. Wenn man nach dieſem Eintheilungsgrunde von der feinſten Materie anfängt und mit der gröbſten aufhört; ſo kommt die gewöhnliche Rangordnung der Sinne heraus: Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack, Gefühl. Hier wird offenbar der Sinn des Gefühls, eben in ſo fern er den Wiſſenſchaften dient, nicht allein ein gröberer, ſondern der gröbſte Sinn, und der Sinn des Geruchs, der zu ſeinem Me-

dium die feinern flüchtigern Salze der Körper hat, wird ein bey weitem feinerer, ſo wenig er auch Empfindung des Schönen oder wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gewährt. Ueberdem erhalten wir nicht die mindeſte nähere Einſicht in die Natur der Sinne; wir lernen es nicht begreifen, warum die Wahrnehmungen des einen nur angenehm, die des andern hingegen ſchön ſind; warum für Geſicht und Gehör Künſtler von höherm Range, für den Geſchmack nur Künſtler von niedrigerm Range arbeiten; für jene der Maler und Tonkünſtler, für dieſen der Koch. Zugegeben, daß wirklich vielleicht Feine oder Gröbe des Mediums der Anlaß zur Benennung der beyden Arten von Sinnen geworden; ſo iſt doch ſchlechterdings nicht begreiflich, wie die körperliche Feine oder Gröbe der Materie, die geiſtige Schönheit und Deutlichkeit der Erkenntniß befördern oder verhindern könne.

Bey den feinern Sinnen, ſagt ein ſchottiſcher Weltweiſe, werden wir nie die Berüh-

rung des Werkzeuges inne; aber allemahl bey den gröbern Sinnen. Die Empfindungen der letztern ſetzen wir daher in die Werkzeuge ſelbſt, hingegen die der erſtern unmittelbar in die Seele: und ſo halten wir die Vergnügungen von jenen für körperlicher und gröber, die Vergnügungen von dieſen für geiſtiger und feiner. Hier geſchieht abermals dem Gefühl das Unrecht, daß es gänzlich unter die gröbern Sinne verſtoßen wird; denn wir werden, wie dieſer Schriftſteller ſelbſt bemerkt, die Berührung unſrer Fingerſpitzen bey jedem Betaſten gewahr, und verſetzen eben in ſie hinein unſre Empfindung und unſer Vergnügen. Zur Unterſcheidung der feinern von den gröbern Sinnen, dient alſo auch dieſer Eintheilungsgrund nicht, und um ſo weniger, da er an der andern Seite einen der gröbern Sinne, den Geruch, zum Range eines feinern erhebt. Denn ſo wahr es iſt, daß wir den Eindruck einer Roſe auf unſre Naſe ſinnlich gewahr werden, wenn wir nehmlich die Blume an

das Werkzeug drücken, ſo gehört doch dieſe Wahrnehmung nicht dem Geruch, ſondern dem Gefühl: die innern Fibern des Geruchs fühlen wir von dem Aushauch der Roſe eben ſo wenig berührt, als die Augen vom Lichtſtrahl oder das Ohr vom Tone. Auch verſchaft der Umſtand, daß wir die Berührung des Werkzeuges gewahr oder nicht gewahr werden, uns ſchlechterdings nicht die Einſicht: warum Wiſſenſchaften und Künſte nur für die eine Art von Sinnen möglich ſind, nicht für die andre.

Um uns dieſe Einſicht, und mit ihr zugleich die völlig richtige genugthuende Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen gröbern und feinern Sinnen zu verſchaffen, müſſen wir folgende Beobachtungen, deren Richtigkeit die eigne Erfahrung eines jeden beſtätigen wird, zuſammenfaſſen.

Zuerſt: Geſicht, Gehör, Gefühl, in ſo fern das letztere urſprüngliche Eigenſchaften erkennt, haben vor Geruch, Geſchmack und

demjenigen Gefühl, welches abgeleitete Eigenſchaften gewahr wird, das Eigne voraus: daß ſie alle eine weit ſchnellere Folge von ſucceſſiven Eindrücken unterſcheiden können. Die Sinne werden nicht ſo von jedem einzelnen Eindrucke angegriffen; die Vibration währt nicht ſo lange, daß nicht ſchnell hinter einander — obgleich freylich auch dieß ſeine Grenzen und für jeden Sinn ſeine eigenen Grenzen hat — mehrere Umriſſe, Bewegungen, Töne, ſollten erkannt, und mit voller Unterſcheidung erkannt werden können. Bey Geruch, Geſchmack und dem gröbern Gefühl, dauert dagegen der Eindruck länger; jeder vorhergehende verdunkelt, verfälſcht jeden nachfolgenden, und ehe der Sinn wieder in den Stand kommt, rein zu empfinden, hat die Seele ſchon tauſend andre Ideen durchlaufen, wodurch die Ueberſicht und Vergleichung der ſucceſſiven Eindrücke noch mehr erſchwert wird. Die feinern Sinne halten, ſo zu reden, mit der Imagination mehr gleichen

Schritt; die Geſchwindigkeit in der Folge ihrer Eindrücke, iſt der natürlichen Geſchwindigkeit der Ideenfolge mehr angemeſſen.

Zweytens: Geſicht und Gefühl — ich verſtehe hier wieder das feinere — unterſcheiden das Mannichfaltige in gleichzeitigen Eindrücken, welches bey keinem der übrigen Sinne zutrift. Ein Blumenſtrauß, ein vermiſchtes Gericht, geben eine in ſich ſelbſt freylich mannichfaltige Empfindung, worinn man aber die Mannichfaltigkeit durch den Sinn ſelbſt nicht aus einander ſetzen kann. Eben ſo zwar auch bey dem Sinn des Gehörs. Eine ganze gleichzeitige Harmonie iſt nur Ein, vom Gehör nicht aus einander zu ſetzender, Eindruck. Wenn dennoch der Tonkünſtler, wenn ſelbſt der Koch, jener die im Accord verbundenen Töne, dieſer die in der Speiſe vermiſchten Zuthaten richtig anzugeben wiſſen; ſo rührt das nur von der vorgängigen Erfahrung her: daß ſolche und ſolche einzelne Töne oder Geſchmackseindrücke bey ihrer Vermiſchung ſol-

che und ſolche Totaleindrücke hervorbringen; die Mannichfaltigkeit wird nicht empfunden, ſondern geſchloſſen. Auch bey Getränken will man bemerkt haben, daß geübte Kenner in einem vermiſchten Weine die verſchiednen Arten oder Jahrgänge zu unterſcheiden wiſſen; welches ich eben ſo erkläre.

Drittens, und was das wichtigſte iſt: die Eindrücke des Geſichts, des feinern Gefühls, des Gehörs, ſind einer Beſtimmtheit, einer Abgemeſſenheit fähig, welche ſchlechterdings bey den Eindrücken der gröbern Sinne mangelt. Zur Erläuterung dieſes Unterſchiedes dient, wie ich ſchon ſonſt gezeigt habe, die Verſchiedenheit in den Eindrücken des Gehörs. Wir können das Eigenthümliche in den Stimmen der Thiere und Menſchen, das Beſondre im Geräuſch eines Bachs, eines Baums, eines Gewandes u. ſ. w. ſehr wohl unterſcheiden; aber es fehlt doch dieſen Empfindungen das genau Abgemeſſene, wodurch wir im Stande wären, ein beſtimmtes feſtes

Verhältniß von einer zur andern gewahr zu werden. Sobald das Geräuſch zum muſikaliſchen Tone, die Stimme des Redenden zum Geſange wird; ſo iſt die Beſtimmtheit der Eindrücke da; die ſichre Erkenntniß der Verhältniſſe wird möglich, und mit ihr Harmonie, Disharmonie, Melodie. Ich leite dieſe Beſtimmtheit aus der größern Einförmigkeit des Mannichfaltigen her, welches noch immer in jeder ſogenannten einfachen Empfindung der Sinne mit einander vermiſcht iſt. In dem Geräuſch eines Bachs, eines Baumes, verbinden ſich ſo unendlich viele und ſo verſchiedene kleine Tönchen der einzelnen Wellen und Blätter, daß wir immer nur eine ſehr verworrne Vorſtellung von der ganzen Miſchung erhalten, und nie ein feſtes Verhältniß von dem einen Geräuſche zum andern wahrnehmen können. Hingegen die verſchiedenen Fibern einer Saite oder des Holzes in einer Flöte ſind ſo gleich geſtimmt, geben alle einen ſo einförmigen Schall, daß eine ge-

nau abgemeſſene Vorſtellung des ganzen Eindruckes, und eben damit die ſichre Schätzung des Verhältniſſes von einem Eindrucke zum andern möglich wird. Die Eindrücke der gröbern Sinne, des Geruchs, Geſchmacks, Gefühls — in ſo fern es abgeleitete Eigenſchaften wahrnimmt — ſind gleichſam alle nur Geräuſch, nur Schall, der ſich zwar unterſcheiden, aber nie mit Genauigkeit abmeſſen, nie in Zahlen ausdrucken läßt; die Eindrücke der feinern Sinne ſind gleichſam Ton, völlig beſtimmt, und einer genauen Schätzung ihrer Verhältniſſe fähig. Eben darum nun geben dieſe Sinne Stoff für ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften; für jede durch bloß klare undeutliche, für dieſe durch entwickelte deutliche Erkenntniß der Verhältniſſe, die zwiſchen ihren mannichfaltigen Eindrücken ſtatt finden. Der größten Deutlichkeit ſind die vom Auge und Gefühl erkannten Dimenſionen, der nächſtgrößten die vom Ohr empfindbaren Töne, der geringſten die vom Geſichte wahrgenommenen Farben fähig.

Wenn wir die hier gemachten Beobachtungen zuſammen nehmen, ſo haben wir auf einmal die geſuchte Erklårung des feinern Sinnes. Es iſt ein ſolcher, der mannichfaltige Eindrůcke, unvermiſcht und rein, in ſehr naher Verbindung unterſcheiden, und wegen der Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit dieſer Eindrůcke ſelbſt, ein genau beſtimmtes Verhåltniß zwiſchen ihnen wahrnehmen kann. Aus dieſer Erklårung des feinern Sinnes, ergiebt ſich die des grőbern von ſelbſt.

Da der Unterſchied zwiſchen grőbern und feinern Sinnen von Wichtigkeit iſt; ſo wåre zu wůnſchen, daß wir das Gefůhl, in ſo fern es zu den feinern gehőrt, mit einem eignen Namen bezeichnen kőnnten. Sonderbar iſt es, daß die deutſche Sprache dem Worte Gefůhl das ungewiſſe Geſchlecht, nicht wie den

Wörtern, womit ſie die andern gröbern Sinne bezeichnet, das männliche gegeben hat. Wir ſagen: der Geruch, der Geſchmack, aber das Gefühl, ſo wie wir das Geſicht, das Gehör ſagen. Doch dieſe kleine Verſchiedenheit in der Bezeichnung iſt ohne Vortheil, da das ungewiſſe Geſchlecht für den gröbern Theil des Gefühls eben ſo gut gebraucht wird, als für den feinern, und uns bey dieſem Worte immer der ganze Sinn mit dem vollen Umfange ſeiner Wahrnehmungen einfällt. Andere Sprachen haben hier vor der unſrigen einen Vortheil: das Toucher der Franzoſen erinnert immer nur an die feinern Wahrnehmungen des Sinns, und eben ſo das Tatto der Italiäner. Im Deutſchen haben wir das Wort taſten, welches nie von Wärme und Kälte oder andern dunklen Wahr-

nehmungen gebraucht wird; und ich ſehe nicht ab, warum wir von dem Vortheile unſrer Sprache, die durch ihre End- und Vorſylben die Bildung neuer Wörter ſo ſehr erleichtert, keinen Gebrauch machen, und nicht, mit Beybehaltung des für die feinern Sinne angenommenen ungewiſſen Geſchlechts, das Getaſt ſagen ſollten. Wir zählten dann freylich, ſtatt der bisherigen fünf Sinne, ihrer ſechſe; wir hätten drey gröbere: Geruch, Geſchmack, Gefühl, drey feinere: Geſicht, Gehör, Getaſt: aber warum ſollten wir nicht lieber eine Neuerung einführen, zu der wir ſo gute Gründe haben, als immer die alte unvollkommne Bezeichnung beybehalten? Ueberhaupt läßt ſich nicht wohl einſehn, wie die Menſchen darauf gekommen ſind, der Sinne nur fünf zu zählen. Wenn ſie ſich an die

Beſchaffenheit der Materien hielten, welche den Sinnen dienen, ſo iſt es falſch, daß dieſer nur fünfe ſind; die ſoliden Körper, als ſolche, machen weder kalt noch warm, und es ließ ſich hier ſehr wohl eine eigne Materie vermuthen. Wenn ſie ſich an die Zahl der Organe hielten; ſo habe ich gezeigt, daß das Gefühlsorgan, da es der ganze äußre Körper iſt, mit dem des Getaſtes nicht mehr als mit allen andern Organen zuſammenfällt. Indeſſen ſcheint es mir, daß man ſich in der That an die Zahl der Organe gehalten; daß man aber den ganzen Körper als nur Ein Organ zu betrachten, zu fremde gefunden; daß man daher den Sinn des Gefühls zum Sinn des Getaſtes geſchlagen: nicht bloß, weil man an den Werkzeugen des letztern Wärme und Kälte der Gegenſtände am öfterſten ge-

wahr wird, ſie mit dieſen gemeiniglich unterſucht; ſondern auch, weil mit den Wahrnehmungen dieſes Sinns, die Wahrnehmungen des Gefühls immer eben ſo unzertrennlich verknüpft ſind, als die Wahrnehmungen der Farben mit denen der ſichtbaren Ausdehnung und Figur, die beyde auch durch einerley ſinnliches Werkzeug geſchehen und nur einerley Sinne zugeſchrieben werden.

Ueber

Ueber Artikel, Hülfs- und Perſonenwörter der neuern Sprachen.

Vorgeleſen
in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften 1793.

Die neueren Sprachen verlieren in Vergleichung mit den alten unendlich durch das lange Geſchlepp ihrer Artikel, ihrer Hülfs- und Perſonenwörter. Schriftſteller, denen Nachdruck und Eleganz nicht gleichgültig ſind, vorzüglich Dichter und Redner, machen nur zu oft die Erfahrung: wie viel die Kürze, die Kraft, die Ründung des Styls bey dieſer Einrichtung leiden. Es iſt den Neuern faſt unmöglich, in Schilderungen ſo gedrängt, im Ausdruck der Leidenſchaften ſo ſtark, in Sentenzen ſo kraftvoll, in Gegenſätzen ſo präcis, in witzigen Einfällen ſo geſpitzt, wie die Alten, zu ſchreiben. Inſchriften, deren Seele die Kürze iſt, wollen in neuern Sprachen vollends gar nicht gelingen.

Bei allen dieſen unläugbaren Nachtheilen ſieht unſer vortrefflicher Sprachforſcher, Herr

Adelung, in den Artikeln, den Hülfswörtern und den übrigen Eigenheiten der neuern Sprachen nicht allein einen Beweis von der fortgeſchrittnen Kultur unſers Geiſtes, ſondern er hält ſie auch für eine Wirkung dieſer Kultur, für eine Frucht der immer wachſenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe.*) Nicht etwa nur Zufall, ſondern Ueberlegung, Wahl, Gefühl der Unſchicklichkeit, dasjenige länger dunkel zu laſſen, wovon man ſich endlich klare Begriffe erworben, ſoll die Italiäner und überhaupt die Völker, deren Sprachen Töchter der lateiniſchen ſind, dahin gebracht haben, von ihrem Urbilde abzuweichen, Artikel und Perſonenwörter einzuführen, und die verſchiedenen Verhältniſſe der Begriffe nicht mehr durch Biegungsſylben, ſondern durch eigene Wörter auszudrucken. Dieſes, wenn auch nur dunkel gedachte, Abſichtliche, was Herr Adelung den genannten Völkern bei Ver-

*) S. Magazin für die Deutſche Sprache: erſten Jahrganges zweites Stück. Nr. 1.

änderung ihrer Sprachen unterſchiebt, iſt oh-
ne Zweifel der auffallendſte Theil ſeiner Be-
hauptung. Wenn man ihm alles Uebrige
gelten läßt, ſo kann man doch unmöglich in
jenen ſo zweideutigen Vortheilen mehr, als
höchſtens einen glücklichen Fund erkennen, der
in Zeiten der Barbarey gemacht, und erſt
dann wieder hervorgeſucht oder von außen her
angenommen worden, als die Römer von der
Höhe ihrer Kultur ſchon längſt herabgeſtürzt
waren.

Veränderungen einer Sprache, wodurch
zugleich ihr ganzes Genie verändert, ihr gan-
zer innrer Bau zerrüttet wird, laſſen ſich über-
haupt weit weniger während des Fortganges
der Kultur, als während eines gänzlichen
Rückganges derſelben denken. Je mehr ein
Volk in ſeiner Sprache ſchon geleiſtet, je
mehr Meiſterwerke es darin aufzuweiſen hat,
und je verbreiteter unter demſelben Geſchmack
und Lectüre ſind, deſto ſchwieriger wird jede
in der Sprache vorzunehmende Hauptverän-

drung. Man ſetze, was wohl wenige zugeben möchten, daß die deutſche Art zu conſtruiren vorzüglicher, als die franzöſiſche ſey; man nehme an, daß Franzoſen, die dieſes einſähen, die vortheilhafte Neuerung eben jetzt, während der vollen Blüthe der Litteratur, in die Sprache einzuführen verſuchten: iſt wohl irgend einige Wahrſcheinlichkeit, daß es gelingen ſollte? Aber nun denke man ſich, daß die Nation von Jahr zu Jahr immer tiefer in Elend verſinke, von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr verwildre; man laſſe die ſchönen Künſte mit den Wiſſenſchaften gänzlich verſchwinden, die vortrefflichen Schriftſteller im Staube der Klöſter Jahrhunderte lang vergraben liegen; man läſſe deutſche Schwärme ſich in alle Provinzen einniſten und mit den Eingebornen zu Einem Volke vermiſchen: wird es auch da noch unbegreiflich ſeyn, wenn die Nation ihre ehemalige Conſtructionsart unvermerkt gegen die deutſche umtauſcht? Und wenn dieſe, wie wir angenommen, die

vorzüglichere iſt: wird die Sprache ihren gewonnenen Vortheil dem Fortſchritte oder dem Rückgange in der Kultur zu danken haben? Auch wenn in der Folge die Nation ſich aus der Barbarey wieder aufraffte und die ſo veränderte Sprache beybehielte; ſo wäre das nichts weniger, als die Wirkung der Einſicht: es wäre nothwendige Unterwerfung unter die einmal herrſchend gewordne allgemeine Gewohnheit.

In welchem Zuſtande Italien, und überhaupt das ganze lateiniſch ſprechende ſüdliche und weſtliche Europa, eben in dem Zeitraume war, da ſich die jetzigen Sprachen zu bilden anfingen, iſt jedem, auch dem mittelmäſſigſten Geſchichtkenner bekannt. Staat, Wiſſenſchaften, Künſte, Litteratur, alles lag zertrümmert. Theils bewirkte dieſen traurigen Verfall die eigene innere Verderbniß, theils der verheerende Einbruch barbariſcher Völker, die freilich von den Römern ſehr vieles annahmen, aber ihnen wahrſcheinlich auch

manches mittheilten. Wenn es ſich darthun ließe, daß dieſe Völker jene Redetheile: Artikel, Hülfswörter, Perſonenwörter in ihrer Sprache ſchon gehabt, und daß die Römer, durch beſtändigen Umgang mit ihnen, ſich allmählig an den Gebrauch ähnlicher Redetheile gewöhnt hätten: ſo wäre es auf einmahl um die Behauptung des Herrn Adelung geſchehen. Denn was, nach ihm, im Fortgange der Kultur, ſich bey immer wachſender Einſicht von ſelbſt müßte gefunden haben, das wäre beym Verſchwinden aller Kultur, von völlig fremden Völkern hinzugebracht worden; und man denke, von was für Völkern! Wie glüklich würde ſich Italien geſchätzt haben, hätten jene Barbaren eben ſo wenig Arm, als Geiſt, eben ſo wenig Muth, als Feinheit beſeſſen!

Eine nicht kleine und meines Wiſſens noch unberührte Schwierigkeit ſcheint es bey dieſer Hypotheſe zu machen: daß die Barbaren, die faſt das ganze Wörterbuch der Ueberwund-

nen annahmen, gerade jene Eigenheiten ſo hartnäckig ſollten beybehalten, und daß die Ueberwundnen, die ſonſt ihre Sprache ſo ziemlich fortſprachen, eben dieſe Eigenheiten ſo allgemein ſollten angenommen haben. Ein dunkles Gefühl größerer oder geringerer Vollkommenheit findet ſich allerdings auch auf den unterſten Stufen der Kultur; ſonſt wäre die Menſchheit nie aus der Barbarey hervorgegangen; nie von niedern zu höhern Stufen emporgeklommen. Und wie? könnte man ſagen, wenn es eben dieſes Gefühl geweſen wäre, was den einen Theil in der Beybehaltung jener Eigenheiten ſo hartnäckig, den andern zu ihrer Annahme ſo willfährig machte?

Es giebt, wenn man auch in der obigen Hypotheſe bleiben will, eine andere weit leichtere Erklärung der Sache. Einen großen Theil von den Wörtern der Ueberwundnen mußten die Ueberwinder zugleich mit den Begriffen annehmen, die ihnen als einem rohen Volke, fremd waren, und wofür alſo ihre höchſt ar-

me barbariſche Sprache auch keine Zeichen hatte. Hieher rechne ich alle Wörter, die zu den Künſten des Luxus gehören, zu den feinern geſellſchaftlichern Verhältniſſen und Einrichtungen, zu den abſtracten Begriffen der Seelenkunde, der Sittenlehre, der Politik, die aus der ehemaligen Philoſophie in die Sprache übergegangen waren. Andre, die der Barbar in ſeiner Sprache ſo gut, als der Italiäner in der ſeinigen fand, erwählte jener von dieſem, weil er die Nothwendigkeit fühlte, ſich mit ihm zu verſtändigen, und weil es ihm weit leichter ward, die weicheren Töne des Südländers nachzubilden, als dieſem, die rauhern Töne des Nordländers. Die Wörter blieben alſo, dem größten Theile nach, in ihrem Grundſtoffe römiſch: nur einige barbariſche wurden eingemiſcht, und für mehrere Begriffe entſtanden, eben wie im Engliſchen, zweierley Wörter, das eine barbariſchen, das andre römiſchen Urſprungs. Der öftere Gebrauch hatte jedem der vermiſchten Völker die

Benennungen des andern geläufig gemacht, und für Reinheit der Sprache trug man in jenen Zeiten der Verwilderung keine Sorge.

Anders verhielt es ſich mit dem, was immer in den Sprachen das Schwerſte, in ihrem noch rohen Zuſtande das Mangelhafteſte, und bei ihrer Ausbildung das Letzte iſt, mit der Bezeichnung der verſchiednen Verhältniſſe der Begriffe, mit der Verſchmelzung der Neben- in die Hauptideen, mit der Zuſammenreihung aller zu Einer Gedankenfolge. Wer hierin einmahl eine gewiſſe Art gefaßt, ſich an eine gewiſſe Methode gewöhnt hat, der braucht ſchon viel Aufmerkſamkeit, Nachdenken, Biegſamkeit, um ſich in eine ganz verſchiedene Art und Methode zu finden. Den täglichen Beweis geben uns Kinder und Ausländer, wenn ſie fremde Sprachen lernen. Immer möchten ſie dieſe in die gewohnte Form der ihrigen beugen; ſie überſetzen von Wort zu Wort, und wo das verſchiedne Genie der Sprachen dieß nicht mehr geſtatten

will, da werden ſie verlegen und irre. Was von dieſer allgemeinen Bemerkung hieher gehört, iſt die unter ihr begriffne beſondre: daß der rohe wörtliche Ueberſetzer jeden Begriff, der in ſeiner Sprache einzeln angegeben wird, eben ſo einzeln auch in der fremden zu bezeichnen ſucht. Wenn unſre Vornehmen, die von Jugend auf franzöſiſch ſtammeln, ſich einmal zum Deutſchſprechen herablaſſen, ſo ſetzen insgemein unſre Biegungsfälle ſie in Verlegenheit; ſie glauben, indem ſie heimlich aus dem Franzöſiſchen überſetzen, die Präpoſition nicht weglaſſen zu dürfen; und ſo geben ſie ein Geſchenk nicht dem Freunde, ſondern an den Freund, nicht dem Sohn eines gewiſſen Herrn, ſondern an den Sohn von einem gewiſſen Herrn. Der Barbar, der in ſeiner Sprache jedem Subſtantiv einen Artikel vorzuſetzen, die Perſon beym Verbum beſonders zu bezeichnen und den Begriff des Concreſcirens, wie es die Grammatiker nennen, in gewiſſen Zeitfällen einzeln anzugeben gewohnt war, behielt

bey der Ueberſetzung ſeiner Gedanken ins Römiſche dieſe Gewohnheit bey, zufrieden, nur verſtanden zu werden, und um Richtigkeit und Eleganz unbekümmert. Der Italiäner, der in ſeinem damaligen tiefen Verfall gleiche Denkungsart hatte, ſtammelte dieſe immer gehörten Fehler nach, bis ſie endlich allgemeine Gewohnheit, das heißt, bis ſie Regel wurden.

Ich habe hier diejenige Hypotheſe über den Urſprung der neuern Sprachen, die Maffei noch zu ſeiner Zeit mit Recht die gemeine nannte, aufs beſte auszuführen geſucht. Die neuern Gelehrten Italiens läugnen den Einfluß der Barbaren auf ihre Sprache zwar nicht ganz, aber beſchränken ihn doch bloß auf Einmiſchung einiger einzelen Wörter. Maffei behauptet in ſeiner vortrefflichen Geſchichte von Verona mit guten Gründen: daß die Barbaren alles von den Römern, die Römer faſt nichts von den Barbaren angenommen. *)

*) *Verona illuſtrata P. I. L. XI. p. 306.*

Nicht Longobarden oder Gothen oder Vandalen ſind es, welche die zeichnenden Künſte verderbt; nicht ſie, welche die Baukunſt verſchlechtert; nicht ſie, welche die Sprache des alten Roms in die Sprache des heutigen Italiens umgeſchaffen: dieſe iſt vielmehr ganz aus der ehemaligen gemeinen oder Pöbelſprache in Rom entſtanden. **) Ich überlaſſe jedem, die ganze gelehrte und intereſſante Ausführung hievon im Maffei ſelbſt nachzuleſen. Es gelingt ihm in der That ſehr wohl, den Urſprung mancher jetzt in Italien üblichen Wörter aus der ehemaligen Pöbelſprache nachzuweiſen, die theils ihre ganz eigenen Wörter hatte, theils die Wörter der Bücherſprache in ganz verſchiedenem Sinne nahm. Nicht weniger gelingt es ihm, zu zeigen, wie durch Zuſammenziehung von Sylben und Wörtern, durch Abreiſſen und Ausſtoßen von Mitlautern, durch Umwechslung von Selbſtlautern eine Menge Wörter entſtanden, denen man

**) Ebendaſ. p. 310.

jetzt ihren Urſprung kaum mehr anſieht. Nach den Beyſpielen, die ſich hievon in ältern lateiniſchen Schriftſtellern, ſelbſt der beſten Zeiten, finden, kann man urtheilen, wie weit ſich dieß erſtreckt haben mag. Ob es dem Maffei gleich gut gelinge, den jetzt ſo durchgängig eingeführten Gebrauch der Artikel und der Hülfswörter in gewiſſen Zeitfällen, aus den Ueberreſten des alten Roms nachzuweiſen, möcht' ich bezweifeln. Vielleicht käme hier eine Verbindung beider Hypotheſen, der ältern und der Maffeiſchen, der Wahrheit am nächſten. Was beſonders die Hülfswörter betrifft: ſo ſind in der That einzelne Beyſpiele in den Alten da, daß man mit ihnen ausgedruckt hat, was auch ohne ſie konnte gegeben werden; es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Gebrauch ſich noch weiter in der gemeinen, als in der vornehmern Welt erſtreckt hat: und ſo gelang es denn um ſo eher, daß die unabänderliche Gewohnheit der Barbaren, ſich durch Hülfswörter auszudrucken, auch

bei den Eingebornen mit der Zeit allgemein ward. Nur dann freylich würde man dieſer Verbindung beider Hypotheſen entſagen und mit den beſten Gelehrten Italiens ganz auf die Seite des Maffei treten müſſen; wenn, wie tiefe Sprachforſcher wollen, die Barbaren von den Hülfswörtern urſprünglich nichts gewußt, ſondern ſie erſt von den Römern angenommen hätten. Salmaſius behauptet ausdrücklich, daß die nördlichen Völker die zum Verbinden der Begriffe ſo unentbehrlichen Wörter **ſeyn** und **haben**, eher nicht kennen lernen, als da die Sprache der Römer ſchon ſo ausgeartet war, daß man ſtatt feci ſagte: ego habeo factum. *) Ich enthalte mich gern des tiefern Eindringens in eine Materie, die von

*) *De Helleniſtica Comment. p. 383. Duo illa verba, quibus hodie eloquutionem ſuam colligant et conſtruunt omnes illi ſeptentrionales populi*, eſſe et habere, *Romana plane ſunt. Qui in antiquitatibus linguae Teutonicae et Saxonicae verſati ſunt, affirmant carere eas duobus illis verbis, quibus tamquam vinculis hodie utuntur ad coagmentandum ſermo-*

von meinem jetzigen Zweck zu entfernt iſt, und die ohnehin in ein Alterthum hinaufführt, wo man nur noch einzelne Spuren der Wahrheit bey ſehr zweydeutigem Schimmer findet.

Man mag von den vorgetragenen Meinungen beypflichten, welcher man will; man mag mit dem Maffei glauben, daß die italiäniſche Sprache, wie er ſich ausdrückt, von Kopf bis zu den Füßen echt römiſch ſey, oder man mag ſie unter dem Bilde jenes Barbaren denken, der über und über römiſch gekleidet gieng, aber ſeinen lieben altgothiſchen Bart nicht miſſen wollte: die Behauptung des Herrn Adelung ſinkt bey der einen dieſer Hypotheſen, wie bey der andern. Denn was liegt

ſermonis ſui contextum. Et ſane non videtur antiquior haec loquendi eorum ratio, quam latinitatis infimae. Non enim eam prius uſurpare coeperunt, quam a Latinis ἐκβαρβαρωθεῖσιν uſurpari coepta eſt. Tunc dixere : Ego habeo factum, *pro : Ego feci. Quod Germani et Saxones et Belgae aliique ſeptentrionales populi, quorum dialecti hodie vigent, imitati ſunt ac retinuere.*

liegt daran, ob es der ausländiſche Wilde oder der inländiſche Pöbel war, der die Sprache der kultivirtern Welt verderbte: genug, daß die hier in Rede ſtehenden Veränderungen offenbar keine Folge wachſender, ſondern zurückgehender Kultur, keine Frucht der Einſicht und des Geſchmacks, ſondern der Unwiſſenheit und der Rohheit geweſen. Ob übrigens dieſe Veränderungen für die Sprache nicht ſehr vortheilhaft geworden, iſt eine ganz andere Frage; denn auch der Wilde und der Pöbel kann einen ſehr glücklichen Fund thun. Aber ſollte dieß hier wirklich der Fall ſeyn? Sollte wirklich der Italiäner damit gewonnen haben, daß er ſtatt des kürzern: habuiſſet, fuiſſet, nunmehr ſagen kann: egl' avetrebbe avuto, egli ſarebbe ſtato?

Herr Adelung geht von dem Grundſatze aus: daß verſtanden zu werden, die Abſicht der Sprache, und alſo möglichgrößte Klarheit und Beſtimmtheit ihr höchſtes Geſetz ſey.

Dieſer Grundſatz an ſich ſelbſt iſt ſehr alt; aber völlig neu ſcheint mir die Anwendung, die Herr Adelung davon macht. Neben dem höchſten Geſetze, denke ich, ſollen noch andre beſtehen; das höchſte ſoll nicht das einzige ſeyn, nicht ſo tyranniſch über die Sprache herrſchen, daß die Erreichung jedes andern durch ſie bezielten Zweckes unmöglich werde. Nun aber iſt der Zweck der Sprache nicht bloß, Gedanken, ſondern auch Bilder und Empfindungen mitzutheilen; zu erwärmen, zu vergnügen, zu rühren. Nicht diejenige Sprache alſo iſt die vollkommenſte, in welcher die Deutlichkeit, mit Aufopferung aller Lebhaftigkeit, auf den höchſten erſinnlichen Grad ſteigt, ſondern diejenige, welche in der glücklichſten Verbindung beiden Zwecken zugleich dient, und nicht bloß dem Philoſophen, ſondern auch dem Redner, dem Dichter gerecht iſt. Wird aber nicht alle Kraft, alle Wärme, alles Leben einer Sprache verſchwinden, wenn kein ſchneller Ueberblick der Gedanken mehr

möglich iſt, wenn keine Nebenideen mehr in die Hauptideen können verſchlungen werden, wenn jeder einzele Theil eines logiſchen Satzes, jeder bedeutende oder unbedeutende Nebenumſtand ſich nicht mehr flüchtig andeuten läßt, ſondern ausdrücklich einzeln geſagt werden muß? Wie viel mehr Leben und Feuer iſt in den Worten des Römers: Veni, vidi, vici, als wenn der ſchleppende Deutſche die handelnde Perſon und den Umſtand der vergangenen Zeit, die der Römer in die Hauptidee der Handlung mit hineinreißt, in einzelnen Wörtern hingiebt: ich bin gekommen, ich habe geſehen, ich habe geſiegt. Und leidet denn etwa bey der Kürze des Römers die Klarheit? Fehlt es ihm etwa in ſeiner Sprache an Mitteln, wenn ja einmahl die Perſon oder der Umſtand der Zeit von Wichtigkeit iſt, ſie einzeln herauszuheben? Die unglückliche Kultur unſerer Zeitwörter ſcheint dem einen Zwecke der Lebhaftigkeit unendlich geſchadet

und den andern der Klarheit um nichts befördert zu haben *).

Man gehe dem Begriffe nach, den Herr Adelung von der Kultur der Sprachen angiebt, und man wird ſehen, daß dieſe Kultur nur noch einen ganz kleinen armſeligen Anfang genommen. Wie vieles wird noch immer durch Biegungsſylben, durch Umlaute, durch Zuſammenſchmelzungen bloß verworren bezeichnet! Geſetzt nun, dieſe Kultur ginge immer weiter und weiter, alle jene Gedankenverſchmelzungen würden in ihre Elementartheile aufgelöſt, und dadurch die vorgebliche Deutlichkeit auf den höchſten möglichen Grad gebracht: welch ein todtes, markloſes,

*) Von dem Artikel indeſſen, der manche Zweydeutigkeiten zu heben dient, geſtehe ichs gern, daß er ein Vortheil der neuern Sprachen iſt, ſo wie er ſchon ein Vorzug der griechiſchen war. Nur muß es nicht nothwendig ſeyn, daß er jedesmahl dem Subſtantiv vorangehe; er muß auch fehlen können, und das kann er wirklich im Deutſchen oft, wenn gleich zu wünſchen wäre, daß ers noch öfter könnte.

ſchauderhaftkaltes Ding würde die Sprache werden! Weg, würd' es heißen müſſen, mit dem Genitiv! denn eine beſondre Präpoſition giebt ja klärer das darin verſteckte Verhältniß an. Weg mit dem Plural! denn ein eigenes Wort wird die Mehrheit ſchärfer, als eine Biegungsſylbe oder ein Umlaut bezeichnen. Weg mit dem Imperfect! denn warum ſoll das Einverleiben von Prädicat in Subject, das Concresciren, weniger klar bezeichnet werden, wo die Zeit nächſt vergangen, als wo ſie völlig vergangen iſt! Weg mit dem Imperativ! denn wer wird die drey Begriffe: deſſen, der will, deſſen, der ſoll, und der Sache, die man will und die man ſoll, in die einzige armſelige Sylbe: gieb! komm! ſprich! ſchweig! ſo eng und erdrükkend zuſammenpreſſen? Weg überhaupt mit dem Verbum! denn was iſt dieſer Redetheil anders, als Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, die man ſich nicht mehr, wie im Infinitiv, als bloß möglich, ſondern als

wirklich geſchehen vorſtellt? Lieber alſo ganz klar und beſtimmt geſagt: ich bin jetzt wirklich liebend, als ſo dunkel und kurz: ich liebe! — — Darf ich erſt fragen, ob der Zweck der Deutlichkeit, für ſo wichtig man ihn erkennen mag, einer ſo völligen Aufopferung des Zwecks der Lebhaftigkeit werth ſey? Zwar glaubt Herr Adelung, die Dichtung ſey in der Sprache eine bloſſe Nebenzierde, die höhern Vorzügen nachſtehen müſſe *); aber wenn man auch kalt genug gegen die göttlichen Reize der Dichtkunſt wäre; um auszurufen: Schade für alle Dichtung! würde man auch ausrufen wollen: Schade für alle Darſtellung, alle Kraft, allen Nachdruck?

Doch es iſt ganz falſch, daß Deutlichkeit und Lebhaftigkeit ein ſo entgegengeſetztes Intereſſe haben ſollten. Sie führen unter einander ihre kleinen Streitigkeiten über gewiſſe Grenzen; aber im Grunde ſtehn ſie im engſten

N 4

*) S. 25. 26 der angeführten Schrift.

Bündniß, beſonders gegen ihre gemeinſchaftliche unverſöhnliche Feindinn, die Weitläuftigkeit. Wer, um mehr Licht zu gewinnen, die glückliche, in der That bewundernswürdige Erfindung, durch Biegungen und Umlaute und Vorſylben ſo manche Neben- und Verhältnißidee auszudrucken, vertilgen wollte, der würde, aus lauter Eifer für die Deutlichkeit, die Deutlichkeit ſelbſt verbannen. Denn wie unſchlüſſig würde nicht in dem unſäglichen Schwall von Wörtern die Aufmerkſamkeit umherirren! wie ſehr würde das ſchnelle, leichte, präciſe Faſſen eines Gedankens nicht erſchwert werden, wenn alle kleine Nebenbeſtimmungen und Verhältniſſe ſich eben ſo weit, als die Hauptbegriffe ſelbſt, in den Vorgrund drängten, und eine groſſe unförmliche Maſſe, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Gruppirung bildeten! Bücher, ſelbſt über die trockenſten Wiſſenſchaften, deren ganzer einziger Endzweck Deutlichkeit iſt, verfehlen dieſen Endzweck mehr, als daß ſie ihn erreichten,

wenn ſie alle einzelen Glieder eines Satzes, alle Zwiſchenſätze einer Schlußreihe zu gewiſſenhaft angeben, und uns dadurch die Hauptideen, die wir faſſen und verbinden ſollen, zu weit aus einander werfen. Das rechte Mittel hierin zu treffen, der eigenen Thätigkeit des Leſers nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuthen, weder zu abgebrochen noch zu ausführlich zu ſeyn, iſt daher eine der vornehmſten Tugenden eines wiſſenſchaftlichen Schriftſtellers.

Was völlig gegen Herrn Adelung entſcheiden muß, iſt das vereinte Beſtreben aller guten Schriftſteller, ſich von dem barbariſchen Ueberfluß ihrer Sprachen, ſo viel als möglich, loszumachen, oder auch, wo es ſeyn kann, ihm auszuweichen. Der Zeitfall, worin die Geſchichte erzählt, iſt überall derjenige, worin eine Biegung, nicht ein eignes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; bey den Deutſchen, wie bekannt, iſt es das Imperfect. Der Artikel wird, wo er keine Dienſte zur nähern Beſtimmung des Subjectes thut, im-

mer fleiſſiger weggeworfen; die Hülfswörter werden in abhängigen Conſtructionen gern verſchluckt, und Fürwörter, beſonders die unbeſtimmten: Es, das, werden in dialogiſchen Werken, oft auch in andern, immer häufiger ausgeſtoſſen. „Thut nichts, kann ſeyn, iſt ſchon wahr, habs gehört:“ dergleichen lieſt man jetzt in unſern Schauſpielen auf allen Seiten. Wie weit man, nach den Vorſchriften eines guten Geſchmacks, hierin gehen oder nicht gehen dürfe, iſt eine Unterſuchung, die vielleicht künftig den Stoff zu einer eignen mehr practiſchen Abhandlung geben könnte.

Fragmente

über Gegenſtände

der ſchönen Wiſſenſchaften.

Geſchrieben im Jahr 1774.

Sulzer hat, in ſeiner Theorie der Künſte, unſtreitig Recht, wenn er die bisherigen Eintheilungen des Gedichtes tadelt; aber Unrecht hat er, wenn er überhaupt alle Eintheilungen als überflüſſig oder entbehrlich verwirft. *) Ich kann mir durchaus keine Theorie ohne Eintheilung, und keine gute Theorie ohne gute, vollſtändige, aus weſentlichen Gründen hergeleitete Eintheilung denken. Eben daß dieſe gefehlt hat, iſt Urſache an dem Verfall einer Kritik, deren eigenſinnige, willkührliche Fo-

*) S. den Artikel Gedicht, gegen das Ende. — „Man hat verſchiedentlich verſucht, die man„cherley Gattungen und Arten der Gedichte in „ihre Claſſen und Abtheilungen zu bringen, ſich „aber bis dahin noch nicht über den Grundſatz „vereinigen können, der die Abzeichen jeder Art „beſtimmen ſoll. Von groſſer Wichtigkeit möchte „auch die beſte Eintheilung der Dichtungsarten „nicht ſeyn, wiewohl man ihr auch ihren Nutzen „nicht ganz abſprechen kann.„ — Und nachher: „Es verlohnt ſich vielleicht der Mühe nicht, der„gleichen Eintheilung zu ſuchen.„

derungen ſo oft mit dem Genie des Künſtlers und dem Geſchmack des Leſers in Streit geriethen.

Die Poetik, ſo wie wir jezt ſie haben, iſt zu ſehr mit dem Beſondern beſchäftigt, und vernachläſſigt darüber das Allgemeine. Sie geht, in ihren weitläuftigen Hauptſtücken, nur diejenigen Dichtungsarten durch, für welche ſie Namen findet, denkt ſich unter jedem Namen ſchon immer ein Werk, wie es dieſer und jener Dichter bereits gemacht hat, und verlangt nun im ganzen Ernſt, daß keine andre als ſolche Werke, und auf keine andre als ſolche Art, ſollen geſchrieben werden. Aber die Materien, ſo wie die Köpfe, die ſie bearbeiten, ſind unendlich verſchieden; und jede Materie, jeder Kopf hat ſeine Regeln für ſich, die man mit den allgemeinen der Kunſt nicht in Streit verwickeln darf, wenn man nicht beydes, Kopf und Materie, will verdorben wiſſen. — Eine wahre Poetik ſollte weiter nichts, als zuerſt den Begriff eines Gedichts nach ſeinem ganzen Um-

fang entwickeln, dann nach weſentlich verſchiedenen Merkmalen die Hauptgattungen feſtſetzen, und endlich für jede die Regeln beſtimmen, die ſich unmittelbar aus ihrem Weſen ergeben. Sie ſollte der Geſchichte alles, was ſie ihr bisher ſo widerrechtlich entwandt hat, zurückgeben; ſollte ſich um die eigne Manier, wie Homer ſeine Iliade, Pindar ſeine Oden, Sophokles ſeine Trauerſpiele geſchrieben, nicht anders als beyläufig bekümmern; ſollte es ganz der beſondern Kritik überlaſſen, daß ſie uns mit den Karakteren dieſer großen Meiſter bekannt machte, denen wir nur dann näher kommen werden, wenn wir uns weniger ängſtlich darum bemühen.

Den beſten Grund zur Eintheilung der Dichtungsarten glaubt Sulzer in den verſchiedenen Graden der dichteriſchen Laune zu finden. *)

*) Ebendaſelbſt. — „Vielleicht könnte man eine „fruchtbarere Eintheilung der Gedichte in ihre „Hauptgattungen (als nehmlich Ariſtoteles ge„geben hat) aus den verſchiednen Graden der

Aber Grad, wie mir deucht, iſt ein zu unbeſtimmter, zu ſchwankender Begriff, um irgend einer guten Eintheilung zum Grunde zu liegen; und dann ſind auch offenbar die Hauptgattungen der Gedichte durch etwas ganz anders, als durch den bloßen **Grad** der Laune verſchieden. Sie ſind es weit eher durch die **Natur** dieſer Laune, durch die **Natur** der Begeiſterung ſelbſt. Die Tragödie, zum Beyſpiel, erfordert eine ganz andere Art von Begeiſterung, als die Ode: und wer in der einen dieſer Gattungen vortreflich iſt, kann immer, bey aller Mühe, die er ſich giebt, in der andern ſehr mittelmäßig oder ſehr ſchlecht ſeyn. Der Grund hiervon liegt in der ganz verſchiedenen Form und Materie dieſer Gedichte: und geſezt alſo auch, daß man mit jener Eintheilung ausreichte, ſo würde ſie doch immer noch eine andre vorausſetzen, die

„dichteriſchen Laune hernehmen, und dann die
„untern Arten aus dem Zufälligen der Materie
„oder Form der Gedichte.„

die eben darum, weil ſie die erſte war, auch die einzige richtige ſeyn würde.

Es giebt zwey Wege, auf denen ſich die geſuchte Eintheilung finden läßt, und man kann völlig gewiß ſeyn, daß man die wahre gefunden, wenn beyde Wege zu einerley Ziele führen. Der eine iſt, daß man irgend eine beſtimmte Dichtungsart mit andern, die am weiteſten von ihr entfernt und die ihr am nächſten verwandt ſcheinen, vergleiche und ihre Unterſchiede von jenen ſo wohl, als von dieſen aufſuche. Dieſe beſtimmte Dichtungsart ſey die Tragödie; ſo werden die von ihr entfernteſten Dichtungsarten, die Ode, das Lehrgedicht, die Schilderung der ſichtbaren und der moraliſchen Natur; eine weniger entfernte wird die Epopoe und jedes epiſche Gedicht überhaupt; eine ſehr verwandte wird das Luſtſpiel, das Poſſenſpiel ſeyn. Der Unterſchied der erſtgenannten Dichtungsarten iſt der: daß die Ode Empfindungen ausſtrömt, das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten vorträgt, die

Schilderung das Verſchiedene, welches in Raum und Zeit verbunden iſt, einzeln nach einander aufſtellt; dahingegen die Tragödie Begebenheiten mit Begebenheiten ſo zuſammenreyht, daß wir die Gründe von jeder in den Leidenſchaften des menſchlichen Herzens finden. Der Unterſchied der weniger entfernten Dichtungsarten iſt der: daß zwar auch jedes epiſche Gedicht, eben wie die Tragödie, eine Entwickelung von Begebenheiten aus ihren moraliſchen Gründen iſt, aber in jenem, in dem epiſchen Gedichte, ſchon vergangene Begebenheiten nur erzehlt, in dieſem, in der Tragödie, eben jezt geſchehende Veränderungen durch die Perſonen ſelbſt, welche ſie bewirken, dargeſtellt werden. Der Unterſchied der zulezt genannten, am wenigſten entfernten, Dichtungsarten iſt: daß zwar auch Luſt- und Poſſenſpiel ähnliche Entwickelungen menſchlicher Begebenheiten ſind, daß zwar auch in ihnen durch wirkliche Vorführung der Perſonen alles gegenwärtig gemacht wird;

daß aber der Zweck der Tragödie iſt, zu rühren, zu erſchüttern, der Zweck des Luſt- und Poſſenſpiels, zu ergötzen, zum Lachen zu reizen. — Wenn wir den hier gefundenen Unterſchieden eigene Namen geben, ſo haben wir der Eintheilung für die Dichtungsarten drei: Materie, Form, Wirkung.

Eben dieſe Eintheilungsgründe finden wir auf dem andern Wege, und zwar ſo, daß wir die Begriffe deutlicher und vollſtändiger denken. Wir fangen hier von der durchgängig angenommenen Erklärung des Gedichts an: daß es eine ſinnlich vollkommne Rede ſey, und ſuchen die Arten durch nähere Beſtimmung der beiden weſentlichen Merkmale: Rede und ſinnliche Vollkommenheit. Rede iſt Ideenreihe in Worten, und Worte ſind hörbare Zeichen unſrer Gedanken. Wir können hier die einzelnen Wörter, nach ihrer Bedeutung, die Zuſammenfügung derſelben zu ganzen Redensarten und Sätzen, nach ihrem Sinne betrachtet, von dem Aeußern, von

dem, was blos das Gehör rührt, oder wie man es auch genannt hat, von dem Mechaniſchen unterſcheiden. Jene beiden Stücke betrachtet nach ihrer Richtigkeit die Sprachkunde, nach ihrer Schönheit die Theorie des Styls; dieſes, das Mechaniſche, gehört zu den Gegenſtänden der Muſik, in ihrem weiteſten Sinne genommen, wo ſie die ganze Proſodie und Rhythmik in ſich begreift. Was alſo der Poetik übrig bleibt, iſt blos die beſondre Anwendung dieſer Lehren auf das Gedicht überhaupt und auf die verſchiedenen Gattungen deſſelben. — — Die Ideenreihe iſt, wie wir aus der Seelenlehre wiſſen, dreifach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder ſie hält den Gang der Vernunft, oder ſie richtet ſich nach dem Geſetze der Phantaſie. Das erſte giebt Beſchreibungen; das zweite theils didaktiſche, theils pragmatiſche; das dritte lyriſche Stücke. — Dieſe erſte Eintheilung führt uns, wie von ſelbſt, zu der zweiten: denn jene

Ideenreihen ſind entweder rein, oder in einander verflochten; wo denn die eine, die herrſchende, den Namen der Materie behält, die andre ihr untergeordnete die Form genannt wird. So iſt im Trauerſpiele die Materie die Handlung; die Form der Darſtellung flicht das Lyriſche und mit dem Lyriſchen die Charakterſchilderung ein. — Sehen wir auf das zweite weſentliche Merkmal eines Gedichts, auf die ſinnliche Vollkommenheit; ſo gerathen wir auf die mannichfaltigen Wirkungen, die durch ein Gedicht bezielt werden können. Das eine ſoll Bewunderung, das andre ſanfte Empfindung der Unſchuld und Ruhe, das dritte Furcht und Mitleiden u. ſ. w. erregen. Dieſe drei Eintheilungen laufen neben einander; und ſo ſieht man leicht, welche Mannichfaltigkeit poetiſcher Werke durch Verbindung der verſchiednen Glieder derſelben hervorkommt.

Es ſcheint der Mühe nicht unwerth, den Unterſchied zwiſchen blos beſchreibenden und pragmatiſchen Werken, beide Wörter in ih-

rem weiteſten Sinne genommen, etwas näher zu unterſuchen.

Jeder Zuſtand eines Dinges hat ſeine Urſachen, durch die er bewirkt worden, in einer Reihe vorhergehender Zuſtände, es ſey nun des Dinges ſelbſt oder andrer Dinge; und nun kömmt alles darauf an, ob man ihn blos ſo behandelt, wie er iſt, ohne Rückſicht auf die Urſachen, durch die er iſt, oder mit Rückſicht auf dieſe Urſachen.

Nach der allgemeinen Möglichkeit müßte ſich alſo jeder Gegenſtand auf eine zwiefache Weiſe behandeln laßen; denn bey jedem läßt ſich die zwiefache Frage aufwerfen: wie iſt der Zuſtand des Dinges? und: wie iſt dieſer Zuſtand geworden? Zu jener erſten Frage aber gehört nicht bloß die: wie der Zuſtand jetzt iſt? ſondern unter gewiſſer Beſtimmung auch die: wie er geweſen iſt, ehe er ſo, wie jetzt, war? Man kann nehmlich eine ganze Folge von veränderten Zuſtänden eines Dinges angeben, ohne zugleich die Urſachen zu

zeigen, die dieſe Veränderungen bewirkt haben: und dieſes wird allemal dann der Fall ſeyn, wenn man die Beſchaffenheit jeder Veränderung oder die ununterbrochene Folge derſelben nicht vollſtändig angiebt. Die Urſache ſey nun, weil man ſie entweder überhaupt nicht angeben kann, oder weil es den Schriftſteller nur eben jetzt nicht beliebt hat, ſie anzugeben.

Bey jeder Naturerſcheinung, jeder Ideenverknüpfung, jeder Veränderung des äußern Verhältniſſes ſind die beyden angegebenen Fragen möglich. Beyſpiele von jeder Art werden die Sache in mehreres Licht ſetzen.

Ein Naturkundiger beſchreibe uns eine Pflanze nach allen ihren Eigenſchaften, als z. B. nach der Beſchaffenheit ihrer Blätter, der Figur ihrer Blume, den Staubfäden, Staubbehältern, Samenbehältern derſelben; er mache uns eine Raupe nach ihrer Geſtalt, Größe, Struktur, Art ſich zu nähren und zu bewegen, bekannt; oder er gehe

die verſchiedenen abwechſelnden Zuſtände der Pflanze mit uns durch, wie ſie erſt als ein unanſehnliches Saamenkorn erſcheint, dann einen zarten Keim hervortreibt, dann nach weiterer Entwickelung eine Knospe anſetzt, dann endlich mit einer herrlichen Blume prangt; er zeige uns die abwechſelnden Geſtalten des Inſektes, wie es erſt als Wurm auf dem Blatte kreucht, dann als ſchlummernde Puppe in ſeinem Geſpinſte eingewikkelt liegt, dann als geflügelter Schmetterling ſich in die Luft erhebt: Und er hat in beyden Fällen nichts gethan, als beſchrieben; er hat uns den Zuſtand oder die mehrern Zuſtände dieſer Dinge ſo gezeigt, wie ſie ſind, aber nicht ſo, wie ſie geworden. Er hätte uns von jedem eine weit vollſtändigere Kenntniß geben, uns von einem zum andern weit mehr Schrittweiſe führen müſſen, wenn wir hätten einſehen ſollen, wie der eine Zuſtand aus dem andern hervorgekommen wäre. Demnach giebt es eine zwiefache Art der Beſchreibung,

die auch Sulzer ſehr richtig und dem Sprachgebrauch ſehr gemäß, unterſchieden hat. „Die eine druckt die Beſchaffenheit einer auf „einmal vorhandenen Sache aus, als einer „Gegend, die andre die Beſchaffenheit einer „ſich nach und nach äuſſernden Sache, als „einer Begebenheit" *)

So wie die äuſſern Veränderungen der körperlichen Natur, eben ſo können auch die innern Veränderungen der Seele bloß beſchrieben werden; obgleich hier der Sprachgebrauch dieſen Ausdruck weniger zu rechtfertigen ſcheint. Ein Geſchichtſchreiber der Weltweisheit lege uns die mancherley Lehrſätze eines philoſophiſchen Syſtems einzeln vor Augen; er löſe uns, nach der bekannten Bruckerſchen Methode, die für den Schriftſteller ſo bequem und für den Leſer ſo wenig unterrichtend iſt, die Metaphyſik oder Moral eines Philoſophen in eine Reihe einzelner Sätze und Maximen auf; oder er gehe mit

*) Am angeführten O. Artik. Beſchreibung.

uns die verſchiedenen Abänderungen durch, die ein gewiſſes Syſtem, eine gewiſſe Lehrart, in dem Kopfe des Erfinders ſelbſt oder in den Köpfen ſeiner Schüler erlitten; er ſage uns z. B., in was für Punkten die ältere Akademie anders, als die mittlere, die mittlere anders als die neuere gedacht: und es iſt wieder in beyden Fällen eben das, was es oben bey dem Naturkündiger war; der Geſchichtſchreiber hat die verſchiedenen Erſcheinungen in der Geiſterwelt, wie jener die Erſcheinungen in der Körperwelt, vorgetragen; er hat Handlungen in bloße Begebenheiten verwandelt. Wahre Erzählung wäre ſein Werk nur dann, wann er uns von einer Idee auf die andre, von einer Veränderung des Syſtems auf die andre, durch alle dazwiſchenliegende mittlere Ideen, hindurch geführt hätte.

Die äuſſern Veränderungen des menſchlichen Zuſtandes, auch wenn ſie von der freyen Wirkſamkeit der menſchlichen Seele ab=

hangen, laſſen ſich nach eben dieſer Methode behandeln. Ein unpragmatiſcher Geſchichtſchreiber wird uns den berüchtigten Cromwell in allen verſchiedenen Auftritten ſeines Lebens zeigen, wie er aus einem bloßen Privatmann, erſt Offizier bey der Armee, dann oberſter Befehlshaber derſelben, dann gebietender Herr des Parlements, dann Protector von England geworden; er wird uns von der Gewalt, der Regierungsart, den Siegen, den mancherley Verbindungen dieſes Protectors eine Menge einzelner Nachrichten geben: aber wie denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer ſo großen Herrſchaft gediehen ſey; das werden wir immer aus ſeinen Nachrichten nicht einſehen; höchſtens werden wir eine ohngefähre ſchwankende Vermuthung haben, wie etwa die Sache zugehen können. Der Geſchichtſchreiber hat nehmlich ſeine Pflicht nicht gethan; er hat die ganze zuſammenhängende Reihe innerer und äuſſerer Zuſtände, welche die Urſache dieſer ſo auſſer-

ordentlichen Erhebung Cromwells enthielten, in eine magere, abgeriſſene Folge bloßer Begebenheiten verwandelt; er hat uns die Staatsveränderung nur gezeigt, wie ſie geſchehen, nicht wie ſie geworden, wie ſie zu Stande gekommen.

Coexiſtenz und Succeſſion alſo, die letzte als bloße Succeſſion betrachtet, machen keinen weſentlichen Unterſchied aus. Will man ſagen, daß gleichwohl nur das Coexiſtente eigentlich **beſchrieben**, das Succeſſive erzehlt werde, beſonders wenn von freyen Veränderungen des menſchlichen Zuſtandes die Rede ſey; ſo muß man gleichwohl zugeben, daß hier die Erzehlung die ganze Natur der Beſchreibung habe, da ſie uns die Sachen bloß ſo vorſtellt, wie ſie **ſind** und **geſchehen**, nicht ſo, wie ſie **werden**, wie ſie ſich aus vorhergehenden Zuſtänden entwickeln. Zum Unterſchiede alſo von der eigentlichen Erzehlung, könnte man dieſe die

beſchreibende, oder, wenn man lieber will, die unpragmatiſche nennen.

Nun aber wollen wir die drey obigen Fälle verändern: wir wollen ſetzen, ein philoſophiſcher Naturkündiger gehe von einem erſten Zuſtande der Pflanze oder des Inſekts mit uns aus; er mache uns von dieſem Zuſtande und alſo auch von den Verhältniſſen, worinn ſie mit den einwirkenden Urſachen ſtehen, einen hinlänglich klaren Begriff, und führe uns dann durch eine an einander hangende Folge von Veränderungen, deren jede wir aus ihrer vorhergehenden ſchon kommen ſähen, bis zu der endlichen Erſcheinung der aufgeſchloſſenen Blume oder des geflügelten Schmetterlings hindurch: So wäre nun auf einmal die Beſchreibung zur Erzehlung geworden; wir hätten nun dieſe Naturerſcheinungen werden ſehen und könnten Rechenſchaft von ihrem Entſtehen geben.

Eben alſo in den beyden übrigen Fällen. Ein Geſchichtſchreiber der Weltweisheit zeige

uns Neuton in ſeinem Garten ſitzend, wie ſein Geiſt, der eben mit Betrachtungen über den Druck des Mondes erfüllt iſt, durch einen herabfallenden Apfel auf die glückliche Idee von der allgemeinen Schwere der Weltkörper geführt wird, wie er von dieſer Idee immer mehr und mehr Anwendungen entdeckt, immer mehr und mehr Schwürigkeiten dadurch gelöſt, immer mehr und mehr Einförmigkeit in die Wirkungen der Natur dadurch gebracht ſieht; oder er zeige uns die Seele des großen Leibnitz, wie ſich darinn zu einem ſchon vorhandenen Fond von Ideen immer andre und andre geſellen, wie er dieſe Ideen bald trennt, bald verknüpft, bald ſeine Grundſätze einſchränkt, bald ſie erweitert; Zweifel und Einwürfe bald widerlegt, bald zu fernerer Berichtigung der Wahrheiten anwendet; er laſſe uns gleichſam ſein Syſtem von der vorherbeſtimmten Harmonie, oder die erſten Gründe zur Rechnung des Unendlichen noch einmal erfinden: So haben wir nun keine todte Beſchrei-

bung, wir haben eine wahre pracktiſche Geſchichte dieſer Syſteme; wir haben die zuſammenhangende Folge von den innern Veränderungen dieſer großen Seelen vor uns, und können von ihren philoſophiſchen Lehrgebäuden völlige Rechenſchaft geben.

Der politiſche Geſchichtſchreiber werde pragmatiſch, und decke die geheimen Triebfedern auf; er mache uns auf der einen Seite den ganzen ſchwärmeriſchen, ehrſüchtigen, tapfern, argliſtigen Charakter Cromwells, auf der andern die ganze damalige Lage der Sachen in England bekannt; er entwickele uns aus dieſen Gründen die ganze Geſchichte ſeines Lebens, und laſſe uns einſehen, wie ihn, unter dem fortwährenden günſtigen Einfluſſe der äuſſern Umſtände, immer die eine Abſicht auf die andre, der eine günſtige Erfolg zum andern geführt, bis er ſich endlich der oberſten Gewalt in ſeinem Vaterlande bemächtigt: Und es iſt auch hier wieder aus der Beſchreibung eine wahre Geſchichte geworden;

wir haben die Staatsveränderung werden ſehen, wir können Rechenſchaft davon geben.

Man ſieht, daß hier gleichfalls Coexiſtenz und Succeſſion iſt; aber ganz anders beſtimmt, wie oben: und eben dieſe ganz andere Beſtimmung macht den weſentlichen Unterſchied aus. Das Coexiſtente jedes augenblicklichen Zuſtandes wird uns hier nicht bloß einzeln gezeigt, wie es neben oder in einander iſt, ſondern wie es zu einerley nachfolgenden Veränderungen conſpirirt; es iſt die Coexiſtenz mehrerer zuſammenwirkender Urſachen in der Natur, mehrerer zuſammentreffender Ideen, mehrerer vereinigter Vorſtellungen, Abſichten und Neigungen in einem oder in verſchiedenen freyen Weſen, die unter dem gemeinſamen Einfluſſe mehrerer äußerlicher Umſtände, der Zeit, des Orts, u. ſ. f. wirken. Das Succeſſive iſt hier keine abgeriſſene Folge von weit getrennten, unentwickelten Phänomenen; es iſt eine näher zuſammengebrachte Reihe von Veränderungen, wo uns immer

die

die eine ſchrittweiſe zur andern führt; es iſt eine Kette mehrerer von einander abhangender, aus einander ſich entwickelnder Glieder, wovon das letzte ohne alle vorhergehenden, und jedes in der Reihe ohne ſeine vorhergehenden, entweder gar nicht ſeyn würde, oder doch nicht ſo, wie es jetzt iſt. Vieles muß freylich auch der beſte Geſchichtſchreiber in dieſer Reihe unentwickelt laſſen, wovon ſich vielleicht die Perſonen ſelbſt keine Rechenſchaft würden geben können; auch kommen ganz unvorgeſehene Urſachen von auſſen hinzu, die er als bloße Begebenheiten einführen muß, weil es bald an ſich, bald bedingt unmöglich iſt, auch dieſe zu erklären und vorzubereiten; aber ſo bald dieſes geſchieht, ſo unterbricht der Geſchichtſchreiber den Gang ſeiner Handlung, und ſetzt ihn dann, nachdem ſich dieſe äußere Urſache an die Reihe mit angeſchloſſen, ununterbrochen wieder fort, bis von neuem eine ſolche äuſſere Urſache hinzu kommt, ſich wieder an die Reihe anſchmiegt, und zu dem Folgenden mitwirkt.

Ich habe von Naturerſcheinungen, von Ideenverknüpfungen, von Veränderungen des äuſſern Verhältniſſes geſprochen. Alles läuft auf den Unterſchied zwiſchen körperlichen und geiſtigen Wirkungen hinaus.

Nun iſt aber der Menſch in der Körperwelt, ſo gut er ſie auch zu kennen glaubt, nur ein Fremdling; er iſt nirgends, als in der Geiſterwelt einheimiſch. Von ſich ſelbſt hat die Seele eine weit unmittelbarere, weit anſchauendere Erkenntniß, iſt mit jedem ihrer Zuſtände weit genauer und völliger bekannt, weiß den Gang ihrer Veränderungen in einem weit bündigern, innigern, nähern Zuſammenhange. Was uns als **werdend** gezeigt werden kann, iſt daher vorzüglich das, was in der Seele, oder was durch die Seele wird, und zwar, wenn ſie im Zuſtande klarer Vorſtellungen iſt, oder wenn man aus dem bekannten Gange ihrer klaren Vorſtellungen nachfinden kann, wie es bey den dunkeln in ihr zugegangen. — Daß es ein ganz Anders

ſey,

ſey, wenn uns ein Philoſoph dieſes Werden zeigt, und wenn es ein Dichter thut, darf ich wohl kaum erinnern. Der eine ſucht Deutlichkeit, der andre nur Klarheit in der Erkenntniß; der eine will, daß wir die Richtigkeit des Zuſammenhanges begreifen, der andre nur, daß wir ſie empfinden ſollen. Auch iſt jener in ſeiner Bemühung nie ſo glücklich, als dieſer; denn der Menſch iſt mehr zum Empfinden, als zum Begreifen geſchaffen. Wie Wirkung an Kraft hange, das iſt ihm ſtets ein Geheimniß geweſen, und wird's ihm auch bleiben.

Aus dem Bisherigen ergiebt ſich nun der ſo oft verfehlte, wahre Begriff der **Handlung**. Ich glaube dieſes Wort nicht richtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich ſage: daß in einem Gedichte nur dann und nur in ſo ferne **Handlung** iſt, als wir darinn eine **Veränderung durch die Thätigkeit eines Weſens werden ſehen, das mit Abſichten wirkt.** Alle äuſſern Um-

ſtände der Zeit und des Orts, ſo wie alle äuſſern Begebenheiten, gehören zwar mit zum Werden des Dinges, aber ſie ſind keine Theile der Handlung, ſie modificiren ſie nur, flieſſen auf ſie ein, ſind ihr zuwider oder begünſtigen ſie.

Was überhaupt dazu gehört, daß wir eine Veränderung **werden** ſehen; das gehört mithin auch nothwendig zur Handlung. Von einem erſten beſtimmten Zuſtande des einen oder der mehrern Weſen, die bey der Handlung zuſammen wirken, geht der Schriftſteller aus, und zwar von einem ſolchen Zuſtande, der bekannt möglich und mithin jedem Leſer und Zuſchauer begreiflich iſt; dieſen Zuſtand zeigt er uns vornehmlich inſoferne, als darinn der Saame der künftigen Veränderungen liegt, und führet uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günſtigen oder ungünſtigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und

alle

alle während der Handlung geſchäftigen Kräfte und Leidenſchaften zur Ruhe kommen. Die handelnden Perſonen ſtreben zu gewiſſen Zwecken hin, und bieten zur Erreichung derſelben alle Mittel auf, die ſie in ihrer Gewalt haben; ſie ſehen in der Ferne den Schimmer einer Wahrheit, die ſie gern im vollen Lichte erblicken möchten, und zu der ſie bald auf dieſem, bald auf jenem Wege, der eine ſcheinbare Richtung dahin nimmt, zu gelangen ſtreben; oder ſie werden in der Zukunft ein Glück gewahr, das ihren Begierden ſchmeichelt, ein Unglück, das ihren Wünſchen entgegen ſteht; ſie ſetzen alle erforderliche Maſchienen an, um ſich des erſtern zu verſichern, dem letztern zuvorzukommen; es eräugnen ſich dort, wie hier, bald größere, bald geringere Schwierigkeiten: Ungewißheiten und Zweifel, die gelöſt ſeyn, entgegenſtehende Abſichten andrer, die vereitelt ſeyn wollen: auf dem erſten Wege iſt die Wahrheit unzugänglich; der Geiſt muß andere verſuchen: die erſten Maſchienen ſind

zu ſchwach oder werden entdeckt; die Leidenſchaft muß zu andern greifen: bald bleiben die anfänglich gehegten Abſichten; bald entſtehen während des Verlaufs der Handlung ganz entgegengeſetzte und neue: und ſo geht endlich die Handlung, bald nach einem längern, bald nach einem kürzern Wege, bald mit mehrern, bald mit wenigern Krümmungen, auf eine letzte Kataſtrophe hinaus, wo alle bisher gehegten Abſichten der Handelnden, alle bisherige Thätigkeiten und Leidenſchaften, entweder ſo oder anders, ihr Ende finden. Bald iſt die Veränderung, wie ſie der eine, bald, wie ſie der andre wünſchte; bald iſt ſie dem Wunſche ganz, bald nur halb gemäß; bald iſt ſie ſo, wie ſie keiner geſucht, keiner gehofft und erwartet hatte.

Batteux in ſeinem bekannten Werke erklärt die Handlung durch eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht

ſicht geſchieht. *) Da Leſſing, der ſcharfſinnigſte Kunſtrichter, den ich kenne, unter einer Einſchränkung, die hier in keine Betrachtung kömmt, dieſer Erklärung zugeſteht, daß ſie mit dem Sprachgebrauch übereinſtimme, und kurz, daß ſie richtig ſey; **) ſo muß ich um ſo eher die Urſachen angeben, warum ich hier von ihr abgehe.

Eigentlich bin ich nicht von ihr abgegangen, ſondern habe ſie nur anders gewandt. Man weiß, wie viel oft zur Richtigkeit und Fruchtbarkeit eines Gedankens auf die Seite ankömmt, von der man ihn faßt; und diejenige, die ich bey Erklärung der Handlung vorkehre, ſcheint mir weit unterrichtender, und an Folgen weit ergiebiger, als die andre, die Batteux vorkehrt. Man ſieht, deucht mir, beſſer, wie eine Handlung von dem Dichter

*) Einleitung in die Sch. Wiſſenſchaften, Th. I. S. 252 der Ramlerſchen Ueberſetzung.

**) Vom Weſen der Fabel. S. 156.

müſſe bearbeitet werden, wann wir ſie in ſeinem Werke wiederfinden ſollen; auch ergiebt ſich nun deutlicher, worinn die Einheit und worinn die Vollſtändigkeit der Handlung beſtehe.

Nach der Erklärung des Batteux wird man die Einheit der Handlung in die Einheit der Abſicht ſetzen; man wird mit Leſſing ſagen, daß der Dichter in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter Eine Hauptabſicht müſſe zu bringen wiſſen. *)

Aber es laſſen ſich Stücke denken, worinn ſich die anfänglich gehegten Abſichten der Perſonen, während daß ſie ſolche zu erreichen ſtreben, in die gerade entgegengeſetzten, und dieſe wieder in andre verwandeln, und wo man dieſe Verwandelung zwar aus Einem Charakter wird erklären, aber nicht unter Eine Hauptabſicht wird bringen können. Ich ſetze nehmlich

*) Am angeführten Orte. S. 154.

lich voraus, daß man dieſe Hauptabſicht nicht in einer abſtracten Idee ſuche, noch die Abſichten der Perſonen mit der Abſicht des Dichters verwechſele. Nach unſrer Erklärung fällt dieſe Schwierigkeit weg; denn nun liegt die Einheit der Handlung in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung; und wenn wir von dieſer rückwärts ausgehen, um nach den Urſachen zu fragen, die ſie uns, ſo ganz wie ſie iſt, erklären können; ſo gehört alles, was uns da geantwortet wird, zu dieſer Einen Handlung, bis wir zuletzt auf gewiſſe erſte Urſachen hinaus kommen, wo wir nicht mehr fragen. Die Vollſtändigkeit der Handlung wird man nach dem Batteux darinn ſetzen, daß die Abſicht der Unternehmung entweder ganz erreicht, oder ganz verfehlt ſey: aber die erſte Abſicht der Handelnden kann völlig verfehlt, und nun eben die Handlung am unruhigſten, das Schickſal der Perſonen am zweifelhafteſten, und die Erwartung des Leſers am größten werden. Eher ſo iſt eine

ung nicht vollſtändig, als bis auch die letzte Abſicht der Perſonen, die ſich aus dem Vorherigen entwickelte, entweder erreicht oder verfehlt iſt; und dieſe letzte Abſicht iſt eben die, die zu der letzten Veränderung führt, bey welcher alle bisher thätigen Kräfte und Leidenſchaften zur Ruhe kommen. Ich denke alſo, es iſt in aller Abſicht vortheilhafter, bey Erklärung der Handlung den Begriff der letzten Veränderung, als den Begriff der anfänglich gehegten Abſichten vorzukehren.

Eine andre Urſache, warum ich die Erklärung des Batteux verlaſſe, iſt die, weil er ſelbſt ſie an einem andern Orte, *) wo er ſie zuerſt wiederholt, und dann ein Beyſpiel hinzuſetzt, das uns ſeine Meynung erläutern ſoll, völlig unrichtig macht. Er will nehmlich an dieſem Orte den Unterſchied zwiſchen einer Fertigkeit, einer Leidenſchaft und einer Handlung beſtimmen, und dieſes thut er auf fol-

*) Einleitung. Th. 2. S. 22.

folgende Art. „Der älteſte unter den Hora„ziern, ſagt er, liebt die Ehre Roms; das „iſt bey ihm eine Fertigkeit. Kamilla, ſeine „Schweſter, vergießt Thränen über den Sieg, „der zur Ehre Roms gereicht; er wird darüber „zornig: das iſt bey ihm eine aufwallende Lei„denſchaft. Er tödtet ſie im Zorne; das „iſt eine Handlung. — Die Fertigkeit iſt „ein entferntes Principium; der Gegenſtand, „der die Seele rührt, belebt dieſes Princi„pium; das belebte Principium neigt ſich zu „einer Handlung mit mehr oder weniger „Lebhaftigkeit, nachdem es mehr oder minder „lebhaft gerührt worden iſt.„ — Man ſieht hier offenbar, daß ſich Batteux durch die Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs verführen läßt, und Handlung, ſo wie dieß Wort in der Kunſtſprache genommen wird, mit That verwechſelt; daß er ſich ordentlich Mühe giebt, alles, was innerhalb der Seele vorgeht, von dem Begriffe derſelben auszuſchließen. Zwar, was die Fertigkeit betrifft, hat er Recht; ſie

wird

wird bey der Handlung nur vorausgeſetzt, ohne ſelbſt ein Theil derſelben zu ſeyn: aber wenn er nun auch die Wirkung, die eine beſtimmte Urſache auf die Seele thut, wenn er die empörte Leidenſchaft der Seele, das ganze Hinneigen zur Befriedigung derſelben von der Handlung abſondert; ſo widerſpricht er damit dem Sprachgebrauche aller Kunſtrichter und ſelbſt ſeinem eigenen. Denn gleich in dem zweiten Perioden des folgenden Abſchnitts redet er von zwei Handlungen, die zuſammen fortgehen, und verſteht alſo unter dieſem Worte eine Reihe von Veränderungen, die doch wohl unmöglich eine Reihe von lauter ſolchen Thaten ſeyn kann, wie der Mord der Kamilla iſt?

Ueberhaupt haben ſich die Kunſtrichter in die oben bemerkte Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs nicht zu finden gewußt, und ſich nur ſelten von der Handlung einen recht beſtimmten Begriff gemacht. „Es giebt ihrer, „ſagt

„ſagt Leſſing,*) die einen ſo materiellen Be„griff damit verbinden, daß ſie nirgends Hand„lung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, „daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raums „erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpie„le Handlung, als wo der Liebhaber zu Füſ„ſen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, „die Helden ſich balgen; und in keiner Fa„bel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf „zerreißt, und der Froſch die Maus ſich an's „Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen „wollen, daß auch jeder innre Kampf von Lei„denſchaften, jede Folge von verſchiedenen „Gedanken, wo einer den andern aufhebt, „Handlung ſey; vielleicht, weil ſie viel zu „mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie „ſich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt „wären.„

Ich freue mich, daß ich eine ſo wichtige Anmerkung mit den Worten eines ſo vortrefli-

chen

*) Am angef. Orte. S. 146 flg.

chen Schriftſtellers habe ſagen können. Aber ich muß noch eine andere mit meinen eigenen ſagen, wodurch ich die Handlung von dem, was ich bloße Bewegung (mouvement, buſineſs) nenne, unterſcheide. Es giebt nehmlich ganze Reihen von Wirkungen, die zwar mit zur Handlung gehören, aber in ſich ſelbſt weiter keine Handlung enthalten; Scenen auf der Bühne, wie im Kriege des Goldoni, und Gemählde in der Epopee, wie in Homers Iliade, wo Hände und Füße in der äußerſten Geſchäftigkeit ſind, aber alles zuſammen nur ein einziges Glied der Kette ausmacht.

Wo Handlung ſeyn ſoll, da müſſen allemal mehrere Glieder ſeyn, geſetzt auch, daß ihrer nur zwei wären; ein einziges Glied, aus der Reihe heraus genommen, iſt ein einziger Zuſtand, in dem wir nichts weiter werden ſehen. Zugleich aber gehört zu dem Begriff der Handlung eine ſolche Verknüpfung von Zuſtänden, da der eine auf den andern einfließt,

ihn

ihn erweckt, ihn veranlaßt. Wo alſo in einer Folge von Veränderungen dieſer Zuſammenhang fehlt, da fehlt auch die Handlung; da iſt alſo nichts als Bewegung. Indeſſen kann das Ganze zur Handlung gehören; aber es macht nicht viele; es macht nur ein einziges Glied der Kette. — Das beſte Beyſpiel wird uns der erſte Schiffer von Geßner geben; dieſes vortreffliche kleine Stück, das uns die beyden intereſſanteſten Gemählde, der Entwickelung einer Idee im Verſtande, und einer Leidenſchaft im Herzen zugleich vorſtellt. Der zärtliche Jüngling, von ſeiner geliebten Melida durchs Meer getrennt, voll heißer Sehnſucht, zu ihr hinüber zu kommen, und doch in der Unmöglichkeit, die zu weit entfernte Inſel durch Schwimmen zu erreichen, muß nothwendig, wenn die Handlung zu dem abgezweckten Ende hinaus ſoll, ein Fahrzeug haben. Aber die Kunſt, über Meer zu ſchiffen, iſt eine noch unentdeckte Kunſt; der Jüngling fängt alſo an Ueberlegungen zu machen;

chen; es bieten ſich ihm günſtige Umſtände dar, die er fleißig beobachtet; nun verknüpft er die eine Beobachtung mit der andern, gelangt zu der erſten Idee eines Fahrzeuges, fängt an zu arbeiten, verſucht, wird verſchiedene Unvollkommenheiten inne, hilft ihnen ab, und gelangt zu ſeiner Geliebten. Hier iſt nach dem Begriff, den ich oben gegeben habe, keine bloße Bewegung, ſondern wirkliche Handlung. Aus dem erſten Zuſtande, worinn uns der Jüngling erſcheint, entwickelt ſich alles andre; aus ſeiner Leidenſchaft begreifen wir, wie er auf die Abſicht geräth, über Meer zu ſchiffen; aus dieſer Abſicht die Aufmerkſamkeit, womit er jeden ſich darbietenden günſtigen Umſtand beobachtet; aus der Verbindung dieſer Beobachtungen die erſte Idee; aus dieſer den erſten Verſuch; aus dem Verſuche die Entdeckung der Unvollkommenheiten ſeiner Erfindung; aus dieſer ſeine neue Aufmerkſamkeit im Beobachten, u. ſ. w. Geſetzt aber, dieſer erſte Schiffer wäre nicht der erſte geweſen, er hätte

alles gewußt, was zu einem Fahrzeuge gehört, und die ganze Kunſt es zu bauen verſtanden; ſo würde nun die ganze Zimmerung und Zuſammenſetzung deſſelben nur ein einziges Stück der Handlung ſeyn, in welchem ſelbſt keine weitere Handlung, in welchem bloße Bewegung wäre.

Eben ſo im Homer bei der Auszierung des berühmten Schildes des Achilles, oder der Zuſammenſetzung des Wagens der Juno. Wir ſehen hier eine Folge von körperlichen Wirkungen; aber keine ſolche, wo immer eine die andre herbeiführte und hervorbrächte; daher auch die ganze Folge kann herum geworfen werden, ohne daß ein Unterſchied in der Wirkung entſtände. Ob Vulkan dieſes oder jenes Bild zuerſt auf das Schild äzt; ob Hebe dieſes oder jenes Rad zuerſt an die Aſche laufen läßt, iſt eins: das Schild wird darum nicht weniger fertig, und der Wagen kömmt nicht minder zu Stande. In den körperlichen Wirkungen ſelbſt iſt der Zuſammenhang ihrer Fol-

ge durchaus nicht zu finden; unbeſtimmt von der Seele, würde der Körper gar nichts thun: und in der Seele haben wir einen einzigen bleibenden Vorſatz, der, wie ich hier den Fall ſetze, nach einer einzigen bleibenden Einſicht, wie die Sache zu Stande kommen müſſe, die körperlichen Kräfte zur Vollendung des Werks immer von neuem anſtrengt. Geſchähe die Reihe der äußern körperlichen Veränderungen nach einer correſpondirenden Reihe innerer Veränderungen der Seele, die ſich eben jetzt erſt aus einander entwickelten, und zeigte ſich jene in ihrer Abhängigkeit von dieſer: dann wär' es ein andres.

Man ſieht alſo, um auf das Vorige zurückzukommen, wie Unrecht diejenigen haben, die immer nur da **Handlung** ſehen, wo ſie **Bewegung** finden. Der eigentliche Schauplatz aller Handlung iſt die denkende und empfindende Seele: und die körperlichen Veränderungen gehören nur in ſo ferne mit in die Reihe, als ſie durch die Seele bewirkt wer-

den, die Seele ausdrücken, in der Seele als Zeichen von den Abſichten und Bewegungen einer andern Seele, Begriffe und Entſchlüſſe hervorbringen, oder irgend einen andern zur Handlung gehörigen Eindruck auf ſie machen. Darum iſt auch in der Pantomime, im Tanz nicht anders Handlung, als in ſo fern ſich die Seele durch Gebährden und Bewegungen darinn ausdrückt.

Um meiner Anmerkung ihre völlige Ausdehnung zu geben; ſo iſt da nirgends Fortgang der Handlung, wo nur alle zu einer gewiſſen ganzen Idee, oder einem gewiſſen ganzen Vorſatz gehörige Theile nach einander durchgegangen werden. So, wenn ein beſtimmter Begriff in der Seele ſchon völlig da iſt, und nun der Redende die einzelnen Theile derſelben nur nach einander vorträgt, nicht erſt aus einander entwickelt, ſo iſt da kein Fortgang der Handlung. Man müßte ſonſt auch behaupten, daß bei jeder neuen Redensart, jeder neuen Beugung des Organs, wo-

durch er Wörter und Silben ausſpricht, die Handlung um einen Schritt weiter rücke. Aber nur dann rückt ſie hier weiter, wenn während dem Reden in der Seele neue Ideen, neue Bewegungen hervor kommen, die auf die nachherigen Zuſtände Einfluß haben; als wenn z. B. jemand ſich ſelbſt in Hitze ſpricht, oder ſich durch das Reden verkühlt, und dann in der Folge die Sache anders läuft, als es ohne dieſe Hitze, oder ohne dieſe Verkühlung würde geſchehen ſeyn.

Die wichtigſte Eintheilung der Handlung ergiebt ſich aus der Verſchiedenheit der letzten Hauptveränderung, auf welche ſie zuſtrebt. Dieſe iſt entweder bloß eine Veränderung des innern, oder zugleich des äußern Zuſtandes; es ſey nun unſer ſelbſt oder eines andern: entweder nur eine Veränderung in dem Syſtem unſrer Gedanken und Neigungen, oder in den beſtimmten individuellen Verhältniſſen, worinn wir mit gewiſſen Dingen und Perſonen außer uns ſtehen. Wir wollen in unſrer,

oder in eines andern Erkenntniß eine gewiſſe Idee entwickeln, eine gewiſſe Wahrheit entweder finden, oder beſtätigen, oder aufklären; einen gewiſſen Irrthum ans Licht ziehen und widerlegen; einen gewiſſen Zweifel, der ſich der Wahrheit entgegen ſtellt, aus einander ſetzen und heben; wir wollen in unſerm, oder in eines andern Willen eine gewiſſe allgemeine Neigung oder Abneigung, einen gewiſſen bleibenden Vorſatz bewirken, oder umändern: eine Abſicht, die ſich wieder nicht anders, als durch veränderte Einſicht des Guten oder Schädlichen, vermittelſt des Räſonnements, erreichen läßt. Alle dieſe Veränderungen gehören bloß zu dem innern Zuſtande der Seele; ſie zielen auf die Vollkommenheit der Erkenntniß, auf die Verbeſſerung des Charakters ab: und ob ſie gleich nachher auf den äußern Zuſtand den wichtigſten Einfluß haben können, ſo ſehen wir doch hier keine beſtimmte individuelle Anwendung von ihnen. In andern Fällen wollen wir unſre beſtimmten äußern Verhält-

niſſe ändern; wir treten als Menſchen von den und den jetzigen Bedürfniſſen, in den und den wirklichen geſellſchaftlichen Verbindungen auf, als Väter, Brüder, Freunde, Gatten, Liebhaber, Kinder, Herrn, Unterthanen u. ſ. f. Dort konnte die Handlung geſchehen, auch wenn wir ganz allein, mit dem geſammelten Vorrathe unſrer Ideen und den hinlänglich geübten Kräften unſrer Seele, auf die Bühne traten; hier werden faſt immer außer uns ſelbſt noch äußere Gegenſtände, mehrere ſpielende Perſonen erfordert, deren Intereſſe mit dem unſrigen, bald ſo, bald anders, verwickelt iſt: dort, wenn wir mit andern zu thun hatten, intereſſirten uns dieſe andren nur als Denker, als Menſchen von dem und jenem allgemeinen Charakter; hier als Menſchen von gewiſſen beſtimmten Abſichten, die den unſrigen günſtig oder ungünſtig ſind, von gewiſſen individuellen Neigungen und Leidenſchaften, die mit den unſrigen übereinſtimmen, oder in Streit gerathen; dort als

Freund

Freund oder Feind der Wahrheit und Tugend; hier als Freund oder Feind unſer ſelbſt. Jene Handlung geht vornehmlich den Verſtand, dieſe vornehmlich das Herz an: jene, wenn ſie in einem Werke vorgeſtellt wird, ſoll vornehmlich unſre obern, dieſe vornehmlich unſre untern Seelenkräfte vervollkommnen. Die eine kann man, wenn man will, die philoſophiſche Handlung nennen; die andre iſt die in der Dichtkunſt eigentlich ſo genannte Handlung.

Einer der wichtigſten Unterſchiede zwiſchen philoſophiſcher und eigentlich ſogenannter Handlung iſt der: daß die letztere, weil ſie auf Veränderung äußerer Verhältniſſe abzweckt, ohne Mitwirkung oder Hinzukunft äußerer Gegenſtände, und im Drama beſonders, ohne Einführung anderer Perſonen, ſchwerlich zu Stande kommen kann; dahingegen die erſtere, die philoſophiſche Handlung, in den meiſten Fällen nichts als die Wirkſamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele fodert. In allen den Fällen nehmlich, wo die abgezweckte Veränderung in dem philoſophirenden Kopfe ſelbſt liegt; wo man nicht andere, ſondern ſich ſelbſt unterrichten, nicht für anderer, ſondern für ſeinen eigenen Gebrauch einen Gedanken berichtigen, weiter führen, widerlegen, beſtätigen will. Dieſes giebt eine neue, ſo wohl von philoſophiſcher Geſchichte, als philoſophiſchen Dialogen, unterſchiedene Art von Werken, die gleichwohl einigermaßen die Na-

tur des letztern annimmt, indem nehmlich der Philoſoph ſich gleichſam ſelbſt in mehrere Perſonen theilt, bald ſeine eigene, bald die Rolle der andern ſpielt, und ſich, ſo zu reden, aus der Seele des andern Einwürfe macht, die er dann aus ſeiner eigenen beantwortet. Um deſto eher will ich dieſe ganze Art von Werken mit dem Namen philoſophiſcher Selbſtgeſpräche belegen. Sie ſind von einer höhern und edlern Natur, als die Abhandlungen: indeſſen erſcheinen ſie insgemein unter der Geſtalt derſelben; ſo wie auch oft bloße Abhandelungen mit der Mine von Selbſtgeſprächen täuſchen. In der Abhandlung, die uns nur die endlichen Reſultate mit dem Allerweſentlichſten aus der Geſchichte der Unterſuchung liefert, ſehen wir ſchon immer mehr das vollendete Gebäude; nicht die erſte Anlage mit ihren nachherigen Aenderungen und den Urſachen derſelben, nicht die Zurichtung der noch rohen Materialien, nicht das zum Baue nöthige Gerüſte, nicht die Kunſtgriffe bey Handhabung

der Werkzeuge, nicht die ganze Art der Zuſammenſetzung und Aufführung des Baues. Dieſes alles aber ſehen wir mehr oder weniger in dem, was ich philoſophiſches Selbſtgeſpräch nenne. Der Schriftſteller thut, als ob er von keinem Zuhörer wüßte, und bei ſich ſelbſt noch nicht ausgemacht hätte, was er vortragen wolle; er ſchließt ſich gleichſam in ſein Kabinet ein, und fängt laut an zu denken, indeſſen wir Leſer unvermerkt an ſeine Thüre ſchleichen und horchen. Dieſe Art des Vortrags hat ihre ausnehmenden Vortheile, wenn ſie geſchickt behandelt, und bey Materien von Wichtigkeit gebraucht wird. Sie unterrichtet uns fürs erſte beſſer und gründlicher von dem Gegenſtande der Unterſuchung ſelbſt; ſie verpflanzt, um mich mit dem Kanzler Baco auszudrücken, die Wahrheit ſo in die Seele des Leſers, wie ſie in des Schriftſtellers eigenen Seele gewachſen iſt; ſie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen und unfruchtbaren Stamm, ſondern die ganze

Pflan-

Pflanze, mit ihrer Wurzel und ein wenig daran hangender Erde: ſo daß nun der Leſer ſelbſt, wenn er ſie wartet und pflegt, die ſchönſten Früchte der Erkenntniß davon zu hoffen hat. *)

Fürs zweite flößt dieſe Methode uns ſelbſt den Geiſt der Unterſuchung ein; ſie giebt unſrem

*) De Augment. Scient. L. V. c. 2. p. m. 152. wo er überhaupt von ſeiner Methodo initiativa, im Gegenſatze der Magiſtralis, Vieles ſagt, das hier ganz eigentlich anwendbar iſt. Ich empfehle die ganze Stelle zum Nachleſen, und führe hier nur folgende Worte daraus an: Artibus idem uſu venit, quod plantis. Si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat, nil refert: ſi vero transferre cupias in aliud ſolum, tutius eſt radicibus uti, quam ſurculis. Sic traditio (quae nunc in uſu eſt) exhibet plane tamquam truncos (pulcros illos quidem) ſcientiarum, ſed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quodſi disciplinae ut creſcant tibi cordi ſit, de truncis minus ſis ſollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaeſae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.

rem Kopfe den Anſtoß zum Denken, und bildet ihn zu der Geſchicklichkeit, in andern Materien eben ſo glücklich, wie der Schriftſteller in der ſeinigen, zu arbeiten. Dieſer große Vortheil, den die Selbſtgeſpräche mit den echten philoſophiſchen Dialogen gemein haben, macht die Werke der Sokratiker zu ſo unſchätzbaren Denkmålern des Alterthums, ob ſich gleich Meinungen und Grundſätze ſeit ihrer Zeit ſo unendlich verändert haben. Und hätten ſie auch ſonſt kein Verdienſt, ſo würde ſchon dieſer Charakter ſie jeder Nachwelt überliefern, und ſie beſſer, als Cedernöhl, vor der Vergänglichkeit ſchützen.

Eben ein ſolches Recht zur Unſterblichkeit haben um eben dieſes Charakters willen die Schriften unſers Leſſings, aus denen man ſich mehr, als aus jeden andern, einen Begriff von dem bilden kann, was ich unter philoſophiſchem Selbſtgeſpräche verſtehe. In ſeinem Laokoon haben alle einſichtsvolle Kunſtrichter dieſen Charakter auf den erſten Anblick

er-

erkannt. „Leſſings Schreibart, ſagt einer von ihnen, *) iſt der Styl eines Poeten, das heißt, eines Schriftſtellers, nicht der gemacht hat, ſondern der da machet, nicht der gedacht haben will, ſondern der uns vordenket; wir ſehen ſein Werk werdend, wie das Schild Achills beym Homer. Er ſcheint uns die Veranlaſſung jeder Reflexion gleichſam vor Augen zu führen, ſtückweiſe zu zerlegen, zuſammen zu ſetzen; nun ſpringt die Triebfeder, das Rad läuft; ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgeſatz kommt näher; da iſt das Product der Betrachtung! Jeder Abſchnitt ein Ausgedachtes, das πεπραγμένον eines vollendeten Gedankens: ſein Buch ein fortlaufendes Poëm, mit Einſprüngen und Epiſoden, aber immer unſtätt, immer in Arbeit, im Fortſchritt, im Werden. — Selbſt in der Philoſophie ſeiner Schriften iſt Leſſing ein muntrer Geſellſchafter; ſein Buch ein unter-

*) Der Verf. der kritiſchen Wälder I. S. 14 flg.

terhaltender Dialog für unſern Geiſt.„ — Der Kunſtrichter hat hier den Charakter der Leſſingſchen Methode vortreflich gefaßt; über den Nutzen hat ein andrer, mit allem ihm eigenen Scharfſinne, Bemerkungen gemacht, die ich faſt noch lieber anführen würde, wenn die Stelle nicht zu weitläuftig wäre. *) Aber noch einmal: Kleinigkeiten, oder gar Armſeligkeiten, die wieder mit nichts, als lauter andern Armſeligkeiten, zuſammen hängen, muß man ſo nicht behandeln wollen. Die Methode führt unausbleiblich ins Weite; und wenn nun die Materien alle geringfügig, alle nichts als Spitzfindigkeiten ſind; ſo hat am Ende ſie allein nicht Intereſſe genug, den Leſer in Athem zu erhalten. Wir gehen gern mit dem Schriftſteller einen weitläuftigen Umweg, um mit dem Lande beſſer bekannt, und im Gehen geübter zu werden; aber ſo viel fodern wir doch, daß er uns nicht in einem fort über

dürre

*) Allgem. deutſche Bibliothek IX. 1. S. 329 flg.

dürre Haiden, ſondern durch blühende und fruchtbare Gegenden führe.

Was ich hier vom Selbſtgeſpräch geſagt habe, kann uns die eigene Natur mancher philoſophiſchen Dialogen erklären. Nicht in allen, oder vielmehr in den wenigſten, wirken die Perſonen ſo zuſammen, wie in dramatiſchen Werken; die geſuchte Wahrheit wird insgemein nur durch die Geſchicklichkeit und Bemühung der Hauptperſon gefunden: und dieſe Hauptperſon iſt beim Platon allemal Sokrates ſelbſt. Der zweite Unterredner thut wenig mehr, als daß er fragt, beſtätigt, zweifelt, um weitere Erklärung anhält. Gleichwohl iſt das Geſpräch voll wahrer, jetziger Handlung; die Hauptperſon docirt nicht, was ſie ſchon längſt bei ſich ausgemacht hat; ſie ſpinnt erſt jetzt den Faden der Unterſuchung an, ſie bringt erſt jetzt, im gegenwärtigen Augenblick, das Gewebe zu Stande. Zu dieſer Entwickelung auf der Stelle, die ſo ſehr in den Dialogen der meiſten Neuern fehlt,

weil die Herrn faſt immer Dogmatiker ſind, die ein feſtgeſetztes Syſtem haben; zu dieſer Entwickelung, ſage ich, iſt kein Charakter ſo ſchicklich, als eben der, den Sokrates hatte; ein Mann, der über die meiſten Gegenſtände des Nachdenkens unentſchieden, und daher immer nach neuen Gründen der Entſcheidung begierig war, der immer zweifelte, immer ſuchte, immer ſelbſt die Wahrheiten, die in Rede ſtanden, erſt lernen wollte. Eben daher kommen auch die mancherlei Wiederholungen, die man dann weniger nöthig hat, wenn man ſeine Unterſuchungen an ſchon ausgemachte Lehrſätze eines Syſtems knüpft: beſonders kommen daher die kleinen Widerſprüche, die St. Mard den Dialogen des Platon nicht hätte zum Vorwurf machen ſollen, da ſie ſo natürlich mit dem ſkeptiſchen Charakter des Sokrates zuſammen hängen. — Sehr oft alſo iſt der philoſophiſche Dialog nichts, als eine Art von Selbſtgeſpräch, unter der Form des Dialogen. Indeſſen iſt die

zwei-

zweite Perſon darinn nichts weniger als überflüſſig; ſie giebt die Veranlaſſung, daß gerade dieſe Materie unterſucht wird, und beſtimmt nicht allein die erſten Ideen, wovon die Unterſuchung ausgeht, ſondern auch den ganzen Gang derſelben, indem der Hauptunterredner auf ihre beſondern Meinungen und Geſinnungen dabei Rückſicht nimmt.

Eine andre Art von Dialogen iſt wirklich nichts als Abhandlung unter der zufälligen Form des Geſprächs. Dieſes iſt der Fall im Hieron des Xenophon. Simonides will wiſſen, ob der Regent oder der Privatmann glücklicher lebe; eine Frage, die ihm niemand beſſer, als eben der Tyrann von Syracus muß beantworten können, weil dieſer Privatmann war, eh' er Tyrann ward, und alſo über beide Stände zu urtheilen weiß. Hieron zeigt ſich gefällig, und um den Simonides von dem Vorzuge des Privatſtandes zu überzeugen, geht er Punct vor Punct das Elend der Tyrannen durch, indem er

immer die Glückſeligkeit des bloßen Bürgers dagegen hält. Von den Vergnügungen der Sinne fängt er an, geht von dieſen zu den moraliſchen über, redet von mannigfaltigen Unterſchieden ihres beiderſeitigen Zuſtandes, und beweiſt durch dieſe Art von Induction, was er gleich anfangs als wahr und ausgemacht behauptet hatte. Er entwickelt alſo nicht erſt jezt auf der Stelle, ſondern wiederholt nur Gedanken, über die er ſchon längſt bei ſich einig iſt; er ſpricht von dem, was ſchon durch ehemalige Ueberlegungen, durch ehemalige Handlungen ſeiner Seele herausgebracht worden. Es iſt ſchon alles ſo in ſeinem Kopfe fertig, wie die ganze Moral auf der Tafel des Cebes; er geht gleichſam nur mit erhobenem Finger von einem Theile des Gemähldes zum andern fort, und ſucht es dem Simonides zu erläutern. — Das Werk iſt in ſeiner Art ſchön, wie alle vom Xenophon; aber doch nur immer in ſeiner Art: denn welch ein Unterſchied, wenn man

ſo manche Stücke der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten, und beſonders die Dialogen des Platon dagegen hält! Man nehme des letztern erſten Alcibiades oder Menon, oder irgend einen andern ſeiner unterſuchenden und widerlegenden Dialogen zur Hand: und welch eine weit größere Thätigkeit wird man in ſeiner eigenen Seele fühlen! Welch ein weit lebendigers Intereſſe wird man an dem Fortgange der Unterſuchung nehmen! Mit welcher weit größern Ungeduld wird man ihrem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entgegen ſehen!

„Dem Cicero, ſagt einer unſrer berühm„teſten Kunſtrichter, *) iſt die Methode des „Sokrates nicht ſonderlich gelungen.„ Das Urtheil iſt richtig; aber noch lieber würde ich ſagen, daß ſie in ſeinen Dialogen faſt gar nicht zu finden ſey. Hieran iſt theils ſein eigner ſchriftſtelleriſcher Charakter, da er mehr

 Red-

*) Berl. Litteraturbr. Th. VII. S. 25.

Redner als Philoſoph war, theils die Beſchaffenheit, und der zu große Umfang ſeiner Materien Urſache. Seine Dialogen vom Redner müßten ein ungeheures Buch geworden ſeyn, wenn er dieſe Sokratiſche Manier darinn hätte anwenden wollen. Aber ſie iſt, wie ſchon Sigonius *) von dieſem und andern ſeiner Dia-

*) De Dialogo. Venet. 1562. Fol. 51 - 53. Von den partionibus oratoriis ſagt er: — quae doctrina deinceps ſine ulla concertatione traditur. Etenim patris ejusdemque magiſtri Ciceronis auctoritas et res ipſa, quae diviſionem quandam continet praeceptorum, longiorem aut obſcuriorem adhiberi orationem non patitur.„ — Von dem erſten und zweiten Buche de orat. heißt es: perpetua Antonius, Caeſar et Craſſus oratione eamdem disputationem, lectiſſimorum adoleſcentum voluntate commoti, conficiunt, ſine ullo argumentorum et rationum, quibus ea confirmetur, inſtructu; aut enim, quod dicunt, Graecorum Rhetorum, unde ea mutuati ſunt, auctoritate defendunt, aut etc. — Itaque omnis illa actio contentionis et altercationis eſt expers, cum nemo ſit ex iis, quibus ea traduntur, qui aut ab

Dialogen bemerkt hat, durch aus nicht darinn zu finden; man lieſt, ſtatt des immer in Arbeit und Unterſuchung begriffenen Sokratiſchen Geſprächs ganz ruhig ausgeführte Abhandlungen, und ſieht offenbar, daß ſich **Cicero** ſchon vorher einen förmlichen Entwurf zu ſeinem Vortrage gemacht, den er nun Punct vor Punct bald durch den Mund des Antonius, bald durch den Mund des Craſſus ausführt, indem die übrigen nur ziemlich ekle Complimente dazwiſchen werfen, ewige Bitten um Unterricht, ewige Lobſprüche, die gar nicht in dem launichten Geſchmacke derer ſind, welche **Sokrates** den Sophiſten machte. Seine Perſonen ſind ihrer Meinung, noch ehe ſie den

 Mund

ab eorum auctoritate velit discedere, aut ea, quae pracipiuntur, audeat improbare. — Eadem vero ratione legum in libris uſus eſt etc. Er geht auf eben dieſe Art noch andre dialogiſche Schriften des Cicero durch, und es ergiebt ſich überall, daß ſie von der Sokratiſchen Manier unendlich entfernt ſind.

Mund öfnen, ſchon völlig gewiß; denn gleich das erſte, womit ſie anfangen, iſt der Satz, den ſie behaupten wollen, und dann ſuchen ſie ihn durch lange ununterbrochene Reden zu erläutern, zu beweiſen, auszuſchmücken, gegen Zweifel und Einwürfe zu ſichern. Der erſte Punct iſt abgehandelt, alſo folgt nun der zweite: die Unterredner könnten aus einander gehen, wenn ſie wollten, und das Uebrige ruhig auf morgen oder übermorgen verſchieben. In den beſten Dialogen des Sokrates iſt immer nichts aus, als bis alles aus iſt: wir haben nur Eine Reihe von Ideen, gehen aus auf Wegen, von denen wir nicht wiſſen, wie ſie uns zum Ziel führen werden, kommen aber durch alle ihre Krümmungen glücklich hindurch, und das Geſpräch iſt zu Ende. Wir werden in Einem Intereſſe, in Einer Erwartung erhalten, weil nur Eine Haupthandlung da iſt. Auch der Ausdruck hat im Cicero durchgängig eine gewiſſe Fülle, einen gewiſſen oratoriſchen Schmuck und Numerus, den wir

in Abhandlungen, wenn ſie gleich dialogirt ſind, noch ertragen können, aber in einem echten Sokratiſchen Geſpräche ſehr unſchmackhaft finden würden. Man weiß, was für Vorwürfe dem Platon, wegen ſo mancher redneriſcher, oder vielmehr dichteriſcher Auswüchſe, und gewiß nicht mit Unrecht, gemacht worden ſind. Ueberdem findet ſich beym Cicero immer ſo viel Beleſenheit, ſo viel philoſophiſche Geſchichte und Widerlegung fremder Meynungen, daß darüber der Dialog erſt vollends das Anſehn einer Abhhndlung gewinnt. —

Indeſſen möchte ich nicht gern, daß man dieſes alles für Tadel des Cicero nähme. Einen Alten zu tadeln, auch wenn man es zum Vortheil eines andern Alten thäte, iſt ſo gefährlich! Seine Abhandlungen, wenn ſie ſchon keine Platoniſchen Dialogen ſind, können vortrefliche Abhandlungen ſeyn, und ſind es: auch kann ihnen die zufällige Form des Dialogs ausnehmende Schönheiten geben,

und giebt ſie ihnen. Ohne einmal auf das Charakteriſtiſche, und auf ſo viele kleine Züge zu ſehn, womit ſie die Rede belebt: wer würde nur die bloßen Eingänge, ja nur den einzigen Eingang zum dritten Buche entbehren wollen, die eben der Gebrauch dieſer Form herbeygeführt hat?

So wie man bloße Abhandlungen unter der Geſtalt von Dialogen machen kann, ſo kann man auch bloße Erzehlungen unter der Geſtalt von Scenen machen. Beiſpiele darf ich wohl nicht erſt ſuchen, da das ganze franzöſiſche Theater von ſolchen Scenen voll iſt, beſonders in den erſten, und wenn es Trauerſpiele ſind, auch in den fünften Akten ihrer Stücke. Nicht, als wenn Erzehlung kein nothwendiger Theil der Handlung wäre, und nicht oft die lebendigſten Scenen gäbe, denn ich dürfte mich ja nur der Erzehlungen im Oedip und ſo mancher beim Schakeſpear erinnern, ſondern, weil jene Erzehlungen nicht als wahre Theile der Handlung erſcheinen, weil ſie

 bloß

bloß zum Unterrichte des gähnenden Zuſchauers da ſind; weil der zweite Unterredner nur ſein Ach und O, ſein Wie? und Warum? dazwiſchen wirft, ohne weiter zu irgend einer Thätigkeit dadurch belebt zu werden; weil auch dieſe Erzehlungen nicht den ſimplen, forteilenden, dramatiſchen Ton, ſondern ganz den vollen, ausbildenden, epiſchen haben. — Jede Dichtungsart wird etwas anders, wenn ſie ſich mit einer verſchiednen vermiſcht, die dem Werke ſeinen Hauptton giebt. Nicht nur die Erzehlung im Drama iſt etwas anders, als die in der Epopee; auch das Dramatiſche in der Epopee iſt etwas anders, als das im Drama ſelbſt; und ein Trauerſpieldichter würde ſich wegen einer zu ununterbrochenen, oder zu periodiſchen Rede ſehr ſchlecht entſchuldigen, wenn er ſich auf Homer oder Milton beriefe. Der epiſche Dichter, der ein zu weitläuftiges Feld vor ſich hat, um es ſchrittweiſe zu durchwandern, und der auch einen Theil ſeines Plans nicht zu weit entwickeln

um nicht alle Proportion zu zerſtören, bleibt auch da, wo er ſeine Perſonen ſelbſtredend einführt, gemeiniglich noch epiſcher Dichter; bei ihm iſt das Geſpräch ſchon aus, und er weiß ſchon alles, was vorgefallen; er macht alſo von den Reden ſeiner Perſonen eine Art von Auszug, und dieſen legt er, um des eindringendern und beſeeltern Vortrags willen, ihnen ſelbſt in den Mund; nicht, als ob ſie wirklich alles, mit dieſer Fülle, in dieſer Verbindung ſelbſt geſagt hätten, ſondern weil es ohngefähr das Weſentlichſte von allem, was ſie wirklich geſagt haben, ausmacht.

Den Unterſchied zwiſchen einer wirklich dramatiſchen Erzehlung, und einer ſolchen, die es nicht iſt, kann ich nicht beſſer als durch ein Beiſpiel aus dem Moliere erläutern. Man hatte ſeiner Weiberſchule den Vorwurf gemacht, daß ſie leer an Handlung wäre, und nichts als Erzehlung enthielte. Moliere antwortete hierauf in einem an-

dern kleinen Stücke unter der Perſon des Dorante: *) Les recits eux-mêmes y ſont des actions, ſvivant la conſtitution du ſujet, d' autant plus qu' ils ſont tous faits innocemment, ces recits, a la perſonne intereſſeé, qui par là entre a tous coups dans une confuſion a rejouir les ſpectateurs, et prend a chaque nouvelle toutes les meſures, qu' il peut, pour ſe parer du malheur, qu' il craint. Leſſing giebt Molieren, wie billig, Recht, aber allein aus dem erſtern Grunde, weil Arnolph durch die Erzehlungen des Horaz in ſo mancherlei Leidenſchaften geſetzt wird, die uns zu lachen machen; nicht aus dem letztern, den ich doch für weit treffender halte. Hier iſt die Stelle: *) „Es iſt bloße Wortklauberey, „den Erzehlungen in dieſem Stücke den Na„men der Handlung ſtreitig zu machen. Denn „es

*) Critique de l' Ecole des Femmes. Sc. VI. nicht gar weit vom Ende.

**) Hamb. Dramat. 2ter Th. St. LIII

„es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle „an, welche erzehlt werden, als auf den Ein= „druck, welchen dieſe Vorfälle auf den betroge= „nen Alten machen, wenn er ſie erfährt. „Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere „vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo „vornehmlich ſehen, wie er ſich bei dem Um= „falle, der ihm droht, gebährdet; und dieſes „hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der „Dichter das, was er erzehlen läßt, vor un= „ſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, „was er vorgehen läßt, dafür hätte erzehlen „laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfin= „det; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen „Verdruß zu verbergen, der höhniſche Ton, „den er annimmt, wenn er den weitern Pro= „greſſen des Horaz nun vorgebauet zu haben „glaubt; das Erſtaunen, die ſtille Wut, in „der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß „Horaz demohnerachtet ſein Ziel glücklich ver= „folge: das ſind Handlungen, und weit ko= „miſchere Handlungen, als alles, was außer

„der

„der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzehlung „der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz ge„machten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, „als wir finden würden, wenn wir dieſe Be„kanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſä„hen. — Alſo, anſtatt von der Frauen„ſchule (mit dem Herrn von Voltäre) zu ſa„gen, daß alles darinn Handlung ſcheine, ob„gleich alles nur Erzehlung ſei, glaube ich mit „mehrerm Rechte ſagen zu können; daß alles „Handlung darinnen ſei, obgleich alles nur „Erzehlung ſcheine.„ — — Dieſer Ausſpruch an ſich ſelbſt iſt richtig, und Voltäre hat ſichtbar Unrecht; ob aber Leſſing ihm ſein Unrecht bis zur völligen Befriedigung gezeigt habe, möcht' ich bezweifeln. Er hat ihm, deucht mir, nicht viel mehr bewieſen, als daß die Erzehlung komiſcher ſei, als die „Handlung ſeyn würde; eine Sache, die Voltäre nicht läugnen wird: aber er hätte ihm beweiſen ſollen, die komiſchere Erzehlung ſei wirklich mehr Handlung, als die erzehlte

Hand=

Handlung ſelbſt. Und daß dieſes ſey, möch- te ſich weit eher aus dem ergeben, was Mo- liere noch hinzuſetzt: Arnolph nehmlich nimmt bei jeder Zeitung, die er hört, alle nur mög- liche Maaßregeln, um das Unglück, was ihm droht, von ſich abzuwenden. Aber dieſe Maaßregeln ſind nicht nur unnütz; ſie dienen ſo gar, die Liebe im Herzen der Agnes erſt völlig zu entwickeln, und den Horaz ſeinem Zweck auf einmal näher zu bringen. Eben das, und nichts anders, macht, daß dieſe Erzehlungen Handlung, daß ſie nothwendige Glieder in der Kette der Begebenheiten ſind. Wäre es weiter nichts, als daß Arnolph von dem Vorgegangenen ſo oder anders gerührt würde, ſo könnte man ſich nicht beſſer aus- drücken, als es Voltäre gethan hat: die Erzehlungen nehmlich ſchienen Handlung, es würden Leidenſchaften empört, die ein Be- ſtreben, eine Tendenz zur Wirkſamkeit enthiel- ten; wir erwarteten alle Augenblicke, daß ſie ausbrechen, und die wichtigſten Veränderun-

gen

gen hervorbringen würden: aber die Wirkſamkeit ſelbſt bliebe aus; die Leidenſchaften hielten ſich in Arnolphs Seele verſchloſſen, und die Sache ginge eben den Gang, den ſie auch ohne ſie würde gegangen ſeyn; kurz, die ſcheinbare Handlung wäre Erzehlung. Man denke ſich nur den Arnolph in ein Gefängniß eingeſperrt, ohne das mindeſte Vermögen, den Entwürfen des Horaz entgegen zu arbeiten, von keinem als nur von ihm beſucht, und mit jenen luſtigen Erzehlungen, die ihm ſo wehe thun, unterhalten; man nehme an, daß die Scenen unverändert blieben, wie ſie jetzt ſind: ſo würden ſie nun immer noch komiſch, immer noch lebendig und unterhaltend ſeyn, aber an Handlung wäre nicht mehr zu denken. — Ich weiß ſehr wohl, daß man das Weſentliche des Luſtſpiels nicht in die Reihe der Begebenheiten, ſondern in die Entwickelung des Charakters ſetzt; aber beide Dinge bleiben demohngeachtet verſchieden, und nicht alles, was den Charak-

rakter zu entwickeln dient, iſt darum auch Handlung.

Außer der zufälligen Vermiſchung der Formen, von der ich bisher geredet habe, giebt es noch eine andere, der Handlungen ſelbſt. Die Veränderung des innern Zuſtandes iſt zugleich unmittelbar eine Veränderung des äußern, und umgekehrt, die Veränderung des äußern, zugleich unmittelbar eine Veränderung des innern Zuſtandes. Dieſes bringt beſonders in den philoſophiſchen Geſprächen einen Unterſchied hervor, den jedermann muß bemerkt haben. In einigen derſelben herrſcht bloß das philoſophiſche Intereſſe, und das Räſonnement iſt weiter nichts, als eine Situation für den Geiſt; in andern herrſcht außer dem philoſophiſchen noch ein perſönliches Intereſſe, und das Räſonnement iſt zugleich Situation für den Menſchen.

Ueberhaupt möchte man in dieſer Abſicht dreyerley philoſophiſche Geſpräche unterſcheiden können. Einige derſelben ſind durchaus

und

und rein philoſophiſch; es iſt darinn den Perſonen um nichts, als um die Erkenntniß einer Wahrheit zu thun; ſie treten bloß unter einem allgemeinen Charakter ihres Verſtandes auf, als von dem und dem Grade der Fähigkeiten, mit den und den vorläufigen Begriffen, aus der und der philoſophiſchen Schule. In andern hängt der philoſophiſche Charakter der Perſonen, mit ihrem allgemeinen ſittlichen zuſammen; die Grundſätze ihres Kopfs ſind mit Neigungen und Leidenſchaften ihres Herzens ſo verwickelt, daß wir immer von einem den Grund in dem andern finden; ihr ganzes Verfahren, ihr ganzer Ton im Philoſophiren lehrt uns das Innerſte ihres Charakters kennen. Dieſe zweite Art, wenn alles Uebrige gleich iſt, hat ſchon weit mehr Intereſſe. Indeſſen ſind beide, nach dem Begriffe, den ich oben bei Eintheilung der Handlung gegeben habe, noch unvermiſcht philoſophiſch. Endlich iſt in noch andern das dramatiſche Intereſſe mit dem philoſophiſchen aufs genaueſte verknüpft;

es iſt an dem Ausgange des Räſonnements dem Ehrgeitze, dem Eigennutze der Perſonen gelegen; es kömmt auf Demüthigung ihres Stolzes, auf Entlarvung ihrer Heucheley, auf Beſchämung ihrer Wolluſt, ihres Geitzes, ihres Betruges, ihrer Ungeſchicklichkeit an; ſie haben, wenn ſie gewinnen, Ehre, wenn ſie verlieren, nichts als Schimpf und Schande, und oft noch den Verluſt anderer wichtiger Vortheile zu erwarten. Daher miſchen ſich nun ſo mancherlei Leidenſchaften ins Spiel, die ſonſt nur auf der Bühne erſcheinen; auch iſt mit dem Intereſſe der Perſonen das Intereſſe des Zuſchauers zwiefach; er erwärmt ſich nicht allein für oder wider die Sache; auch für oder wider die Perſon, die ſie führt: nicht bloß die Entdeckung der Wahrheit macht ihm Vergnügen; auch der gedemüthigte Stolz, auch die entlarvte Heuchelei, auch die beſchämte Wolluſt, auch der bloßgeſtellte niedrige Eigennutz. So ſind zum Theil die Geſpräche des Sokrates mit den Sophiſten beſchaffen.

Es

Es iſt ein wahres Feſt für den Geiſt, wenn dieſer eben ſo vortrefliche Mann, als Denker, einen aufgeblaſenen Sophiſten in Gegenwart der Athenienſer faßt, daß er Stand halten muß, und dann die beſcheidne Weisheit über die prahlende Thorheit, die uneigennützige Wahrheitsliebe über den lohnſüchtigen Betrug ihren glorreichen Sieg erhält.

Eine andere Vermiſchung der Handlungen iſt die, wo die eine als ein einzelner Theil in der andern enthalten iſt. So kann ein dramatiſches Geſpräch das erſte Glied oder ein Mittelglied des philoſophiſchen ſeyn, und das philoſophiſche Geſpräch kann ein Theil des dramatiſchen werden. Man führe nehmlich Perſonen ein, die nicht immer nur hingehn, wohin ſie Leidenſchaft und jetziger Eindruck treiben, ſondern die nach Grundſätzen handeln, oder denen dieſe Grundſätze nur eindringend genug dürfen vorgeſtellt werden, damit ſie anders handeln; man mache ſie über die Wahrheit oder Allgemeinheit dieſer Grundſätze zwei-

felhaft, es ſey aus wirklichen Gründen der Vernunft, oder aus bloßen Scheingründen einer Leidenſchaft, die gerne die Vernunft in ihr Intereſſe zöge: ſo hat man nun philoſophiſche Geſpräche im Drama; wo um eines beſondern individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Selbſtgeſpräche ſind es, wenn die Perſon ſich durch ihre bloß eigene Einſicht zu überzeugen ſucht; Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einſichten eines andern entſteht. Von jener Art Auftritte iſt der ſo ſehr und mit ſo großem Rechte bewunderte Monolog des Hamlet über den Selbſtmord, dem man in der komiſchen Gattung einen andern über die Ehre, welchen Fallſtaff hält, entgegen ſetzen könnte. Dergleichen Scenen, wenn ſie mit Schakeſpearſchem Geiſte bearbeitet werden, haben immer einen ausnehmenden Werth; theils wegen des lebendigen Intereſſe, das die Perſon an der Wahrheit nimmt, theils wegen des hellen Lichts, worinn oft die Wahrheit

durch

durch das Eigenthümliche der Situationen geſtellt wird. — Aber auch hier gilt wieder die Anmerkung: daß philoſophiſches Geſpräch im Drama ganz etwas anders iſt, als in wirklichen philoſophiſchen Dialogen. Es wird alles mehr auf den wirklichen vorhabenden Fall gerichtet; der Ton iſt wegen des erhöheten Intereſſe feuriger, forteilender, ſtärker: und was Quintilian den Rednern ſagt, daß ſie nicht ſo ſpitzfindig, wie die Dialektiker, diſputiren ſollen, das hat ſich der dramatiſche Schriftſteller vor allen andern zu merken. — Sulzer **) war auf dem Wege, über alle dieſe Puncte viel Gutes zu ſagen, und es iſt zu bedauren, daß er ſeine Ideen darüber ſo gar wenig entwickeln wollen.

Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines Vorwurfs zu erwähnen, den man zuweilen den Monologen viel zu allgemein gemacht

*) Inſt. Orat. L. v. c. 14.

**) S. allgem. Th. der ſch. K. Artik. Geſpräch.

macht hat, als ob ſie die Handlung aufhielten. Freylich, wenn ſie zu weiter nichts dienen, als in einem übel verbundenen Plane die leeren Zwiſchenräume zu füllen; wenn ſie gleichſam nur die Brücken ſind, die dem Schriftſteller von der einen Scene zur andern hinüberhelfen; ſo iſt dieſer Vorwurf ſehr richtig. Aber es giebt ja Beiſpiele genug von beſſern Monologen, die in dem Gemüthszuſtande der Handelnden, und eben dadurch in der ganzen Handlung ſelbſt, eine wichtige Veränderung bewirken. Unſer philoſophiſcher und überhaupt jeder räſonnirender Monolog kann beides ſeyn, bloße Verbindungs-, oder wirkliche, zum Erfolge mitwirkende Scene. Wird das Räſonnement bloß bei Gelegenheit des vorhergehenden Auftrittes von der zurückbleibenden müßigen Perſon geführt, ſo iſt der Monolog Epiſode; — ob eine zuläſſige? das hängt von Beantwortung der Fragen ab, ob wirklich die Perſon ſelbſt, und dann, ob der intereſſirte Zuſchauer jetzt die Geduld und

die

die Zeit haben, jene, das Råſonnement zu führen, dieſer, es anzuhören? Iſt aber der Perſon an dem Ausſchlage des Råſonnements um der Folge willen gelegen; ſind ihre nachherigen Schritte nun wirklich anders, als ſie ohne den Monolog würden geweſen ſeyn, oder geſchehen ſie wenigſtens, wegen veränderter Faſſung der Seele, auf eine ganz andre Art, und iſt dieſe andre Art von wirklichem Einfluß: ſo iſt alsdann der Monolog ein nothwendiges untrennbares Glied der Kette, ohne das kein Zuſammenhang wåre, und das alſo nicht blos einem andern Gliede als Zierrath neben angehångt worden.

Eben dieſe Anmerkung låßt ſich auch auf die mehr pathetiſchen Monologen anwenden, worinn eine Perſon nur ihrem Herzen Luft zu machen, und alle die Empfindungen auszuſtrömen ſucht, die durch Veranlaſſung der vorhergehenden Situationen in ihr rege geworden. Wenn weiter nichts dabei herauskömmt, als daß ſie das Herz erledigen, ſo ſind freylich dieſe affektvollen Auftritte wieder nichts als epiſodiſche Auswüchſe, die

indeſſen an ihrer rechten Stelle ſehr gut, und wenn nur die Imagination darinn nicht zu wild, zu hochfahrend, zu prächtig wird, nicht zu lyriſch von der jetzigen wirklichen Situation abſchweift, ſehr ſchön ſeyn können. Geſetzt aber, daß der Grad der Leidenſchaft durch dieſe Art von Befriedigung abnimmt: geſetzt, daß er durch die nähere Betrachtung des Gegenſtandes während dem Reden anſchwillt; geſetzt, daß irgend ſonſt eine Veränderung dadurch zu Stande kommt, die andre Entſchlüſſe, eine andere Art des Verfahrens zur Folge hat: ſo gehört wiederum der Monolog als ein weſentliches Glied in die Reihe. Alles dieſes ergiebt ſich aus unſerm obigen Begriff von der Handlung. — Die am meiſten epiſodiſchen Monologen ſind zugleich die unnatürlichſten und unintereſſanteſten; die, wo die Perſon ſich ſelbſt eine Erzehlung oder eine Beſchreibung vorſagt, bloß aus Gefälligkeit gegen den zu ungeſchickten oder zu bequemen Dichter, um ihm die Mühe einer beſſern Expoſition zu erſparen.

Eine vollſtändige Claſſification der Werke zu verſuchen, die durch Miſchung und Verbindung der oben angegebenen beiden Arten von Handlung möglich ſind, ſchreckt mich Diderot durch die zweite der ſchönen Erzehlungen ab, die Geßner dem fünften Theile ſeiner Schriften beigefügt hat. *) Die Idee zu dieſer Erzehlung, oder vielmehr zu dieſem philoſophiſchen Geſpräche, iſt ſo originell, daß vor dem wirklichen Daſeyn dieſes Werkes wohl ſchwerlich jemand auf eine ſolche Verbindung der Gattungen gefallen wäre. Ich nenne das Werk philoſophiſches Geſpräch; denn unmöglich kann es bloßes ſatyriſches oder moraliſches Charaktergemälde ſeyn, und viel weniger noch ein Drama. Das Schickſal der Perſonen intereſſirt darinn lange nicht ſo ſehr, als die aufgeworfene Frage; auch hat der Verfaſſer ſeinen ganzen Plan nur auf dieſe Frage hinge-

*) Die Unterredung eines Vaters mit ſeinen Kindern.

richtet. Alle die Scenen, die er zuſammen bringt, machen nur in ſofern ein Ganzes, als in allen dieſelbige Schwierigkeit wieder kommt; unter ſich ſelbſt ſtehen ſie in gar keiner Verbindung. Auch werden wir, zum ſichern Beweiſe, daß es dem Verfaſſer weit weniger um Beſchäftigung unſers Herzens als unſers Verſtandes zu thun war, über das Schickſal der meiſten darinn vorkommenden Perſonen in völliger Ungewißheit gelaſſen.

Nun aber vergleiche man dieſe neue Art philoſophiſcher Dialogen mit den Werken der Alten oder derjenigen Neuern, die ihnen nachgeahmt haben; und welchen großen, weſentlichen Unterſchied wird man finden! die letztere hat Quintilian ſehr richtig ſo charakteriſirt: Illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, minutius et ſcrupuloſius ſcrutantur omnia, et ad liquidum confeſſumque perducunt; ut qui ſibi et inveniendi et judicandi vindicent partes. *) Aber nichts von dem

Al-

*) Inſtit. L. V. c. 14. 27. Ed. Geſn. p. 261.

Allen findet ſich in dieſer Diderotſchen Unterredung. Wir haben darinn nur einen einzigen hominem doctum; der iſt Diderot ſelbſt; und dieſer ſcheint von ſeiner Gelehrſamkeit keinen großen Gebrauch zu machen; auch kann er das nicht wohl, ohne den Pedanten zu ſpielen. Die übrigen Perſonen ſind: ein alter Hammerſchmidt, von viel geſunder Vernunft, aber darum noch lange kein Philoſoph; ein gutes ehrliches Mädchen, das für Recht und Unrecht Gefühl hat, aber keine Vernunftſchlüſſe, ihr Gefühl zu vertheidigen; ein gewiſſenhafter, aber noch mehr eigennütziger Hutmacher; ein Arzt, der ſein philoſophiſches Collegium, wenn er je eins gehört, ſchon längſt ſcheint vergeſſen zu haben; ein Mathematiktr, der an nichts als Zahlen und Dreiecke denkt, und endlich — was in Abſicht auf Philoſophie noch weit weniger ſagen will — ein frommer Abbé und ein wohlgemäſteter Prior. An ſcharfſinnige tiefe Unterſuchung der Wahrheit iſt hier gar nicht zu denken.

Kei-

Keiner von allen, auſſer Diderot der Sohn, wäre dazu fähig; aber der eine Theil der Anweſenden würde ihn nicht verſtehen, der andre nicht aushören; und ſo thut er ganz recht, daß er nur Gründe im Ganzen hinwirft, ohne bis zu den erſten Begriffen zurückzugehen. Daher giebt denn auch Keiner von allen nach; jeder bleibt, wie faſt immer bei ſolchen Streitigkeiten, auf ſeiner Meinung, und der Leſer muß am Ende die Entſcheidung ſelbſt übernehmen, wenn ihm an der Streitfrage gelegen iſt.

Folglich, könnte man ſagen, iſt das Werk ein Zwittergeſchöpf, das zu gar keiner Gattung gehört? ein Unding, ohne Zweck in der Anlage und ohne Geſchmack in der Ausführung: Das wäre allerdings die ſchnellſte Art, damit fertig zu werden, wenn es ſich nur erweiſen ließe, daß in der bisherigen Claſſification der Werke alle Gattungen ganz erſchöpft wären. Aber wenn der Naturkenner eine Pflanze oder ein Inſect findet, das noch von

kei-

keinem Linnäus beſchrieben worden; ſoll er darum gleich ausrufen: dieſe Pflanze iſt ein Mißgeſchöpf? dieſes Inſect iſt ein Unding? Jene hat aber ihre Wurzel, ihre Blätter und ihren Saamen; dieſes hat ſeine Organiſation, ſeine Bewegung, ſein Leben: und wenn ſie alſo noch keinen Namen haben, was folgt daraus? Nichts, als daß ſie einen erhalten müſſen. Eben ſo, wenn ein Werk des Geſchmacks erſcheint, das man unter keine der ſchon bekannten Claſſen zu bringen weiß, ſoll man es darum ſogleich verwerfen. Es rührt aber, gefällt, unterrichtet, befriedigt; und ſo hat es ja alles, was es haben muß, um kein Mißgeſchöpf, kein poetiſches Ungeheuer zu ſeyn. Man unterſuche alſo ſeine Natur, und gebe ihm ſeinen Namen, oder wenn man das nicht will, ſo ſpreche man ihm wenigſtens ſein Weſen, ſeine ihm eigne Vollkommenheit und Güte nicht ab! — Daß andre Gattungen beſſer ſind, weil ſie höhere Zwecke erreichen, kann ſeyn: aber auch die Producte der Natur

ſind

ſind an Vollkommenheit unendlich verſchieden, und doch iſt jedes gut und vollkommen, wenn es nur alles das iſt, was es als ſo ein Ding gerade ſeyn ſoll.

Der eigene Charakter unſers Diderotſchen Dialogen möchte ſchwerlich beſſer zu beſtimmen ſeyn, als wenn man ihn mit den Theaterſtücken vergleicht, die bei den Franzoſen pieces a tiroir heißen. „Dieſe Stücke beſtehen aus lauter epiſodiſchen Auftritten, die „unter ſich keine Verbindung haben, oder nur „aufs höchſte vermöge einer kleinen Intrigue, „die ſich durch ſie hinſchlingt, zuſammen hän„gen.„ *) Dergleichen Stücke haben ihren Zweck, der ſehr gut iſt, uns einen Charakter in verſchiedenen Situationen, von ſeinen verſchiednen Seiten zu zeigen: und wenn ſie dieſem Zwecke Genüge thun, wenn die kleinen Handlungen, die darinn zu einem Gemälde verbunden werden, wirklich alle zu dieſem Zwe-

*) Theater des Herrn Diderot. 2. Th.

Zwecke arbeiten, und aus ihrer aller Verbindung das vollſtändige, helle Bild eines merkwürdigen Charakters wirklich hervortritt, ſo haben ſie alle die Vollkommenheit und Güte, deren ſie fähig ſind. Vielleicht ſind ſie unendlich geringer, als andre Stücke, aber in ihrer Art eben ſo vortreflich, als das beſte einer vortreflichern Gattung in der ſeinigen. Und wie, wenn nun das Diderotſche Geſpräch ein ſolches Stück in der Gattung der philoſophiſchen Dialogen wäre? wie, wenn es wegen eigenthümlicher Beſchaffenheit der Hauptgattung, wovon es Unterart iſt, noch etwas mehr zu bedeuten hätte, als jene Stücke auf dem Theater bedeuten? Ich will mich näher erklären.

Was in der einen Art Werke der Charakter iſt, das iſt in der andern die philoſophiſche Frage. Dort werden Situationen aufgeſucht, in welchen ſich der Charakter anders und anders entwickelt; hier particuläre Fälle, die in die Frage andre und andre Beſtimmun-

gen bringen. Dort gehören alle verſchiednen Seiten zur Einſicht des ganzen Charakters: hier alle verſchiednen Beſtimmungen zur Einſicht der ganzen Frage. Dort ſchlingt ſich durch die Scenen eine kleine Intrigue; hier ein unausgeführter Diſcurs, in welchem Gründe für und wider angegeben, aber nichts bis zu voller Deutlichkeit entwickelt, nichts bis zu voller Befriedigung durchgeſetzt wird. Die Regeln beider Arten von Werken liegen ſchon ſelbſt in ihrem Begriffe. Ein bedeutender Charakter; eine bedeutende Frage. Jede neue Scene zur Entwickelung des Charakters gehörig; jede neue Beſtimmung zur Entſcheidung der Frage gehörig. Erſchöpfung der wichtigſten Züge des Charakters; Erſchöpfung der wichtigſten Entſcheidungsgründe der Frage. Jede Situation ſo intereſſant und belebt, als möglich; jeder particuläre Fall ſo einleuchtend und treffend, als möglich. Keine zwei Scenen, die den Charakter nur von einerlei Seite zeigten; keine zwei Fälle, die nur

einerlei Geſichtspunct enthielten. — Je mehr ein Werk dieſen Forderungen Genüge thut, deſto vollkommner wird es ſeyn, je weniger, deſto unvollkommner.

Ohne noch fürs erſte auf das Beiſpiel zu ſehen, das Diderot von dieſer Gattung gegeben hat, will ich die Idee derſelben nur im Allgemeinen betrachten. Sie gefällt mir gar ſehr, und ich wünſchte darinn der Werke eben ſo viel, als ich der ähnlichen auf dem Theater weniger wünſchte.

Der Philoſoph, wenn er in der Gegend der abſtracten Begriffe glücklich fortkommen will, muß allemal vom Individuellen ausgehn und ſich nie tiefer ins Labyrinth begeben, als der Faden der Erfahrung reicht, den er am Eingange befeſtiget hatte. Wer ſich in ſeinem öden Zimmer, von Natur und Menſchen abgeſondert, bei ein paar trocknen Metaphyſikern einſperrt, der müßte ſehr glücklich ſeyn, wenn er einmal eine brauchbare Wahrheit ertappte; Irrthümer, Ungereimtheiten, un-

nütze Wortkrämerei wird er uns geben, aber keine wahre brauchbare Philoſophie. — Wenn denn aber alles auf Facta, auf Erfahrung ankommt, ſo kann es unmöglich gleichgültig ſeyn, von welchen Factis die Unterſuchung ausgeht, oder wie die Erkenntniß des Philoſophen davon beſchaffen iſt. Die eine Erfahrung enthält weit mehr, als die andre; enthält dieſes Mehrere weit deutlicher, lebhafter, beſtimmter, als die andre. Das wohlgefaßte, in vollem Licht erkannte Factum bringt auch mehr Licht, mehr Beſtimmung ins Räſonnement; das ſchiefgefaßte, dunkel und halb erkannte macht auch das Räſonnement dunkel, ungewiß, ſchwankend. Die unglücklichen Stunden des philoſophiſchen Genies ſind die, wo das Gedächtniß nur Wörter, die Imagination keine Bilder hat, oder doch nicht die rechten, lebhaftern Bilder; die glücklichen, die, wo die willige Imagination alles das Beſte aus ihrem Vorrathe hergiebt, was die Vernunft ihr abfordert. Dem Philo-

ſo-

ſophen iſt daher unendlich an gewählten, ausführlichen, deutlich vorgetragenen Beobachtungen gelegen; und wer ſie ihm giebt, leiſtet ihm den wichtigſten Dienſt von der Welt. Er giebt ihm das, worauf die ganze Begierde ſeines Geiſtes gerichtet iſt: ausgeſuchten und wohlzugerichteten Stoff zum Denken.

Aber alles Räſonnement geht aufs allgemeine; mit einem, zwei Factis wird die Vernunft nicht wohl auskommen. Alſo damit das Räſonnement nicht einſeitig werde, verlangt der Philoſoph ihrer mehrere; und wie müſſen die ſeyn, wenn ſie ihm nützen ſollen? Verſchieden! Je ähnlicher ſie ſind, deſto minder unterrichten ſie ihn; deſto mehr läuft er Gefahr, der ganzen Gattung zuzuſprechen, was nur von der Art gilt, das Weſentliche mit dem Zufälligen zu verwechſeln, die allgemeine Frage zu entſcheiden, wie nur die beſondre ſollte entſchieden werden. Doch die ſtarken auffallenden Unterſchiede entwiſchen ſchon dem aufmerkſamen Philoſophen nicht ſo leicht;

alſo mit denjenigen Erfahrungen wird ihm hauptſächlich gedient ſeyn, wo ihm auch die feinern, verſteckteren aufgedeckt werden. Dann werde er noch an die verſchiedenen Meinungen erinnert, welche über die vorhabende Frage aufgekommen oder möglich ſind; er werde an die wichtigſten Beweisgründe, an die wichtigſten Einwürfe erinnert; und er hat Alles, was er zur Vollendung ſeines Räſonnements nur wünſchen kann; er wird, das Ohr gegen den Philoſophen und den Blick auf die vorgelegten Facta gerichtet, ohne Schwierigkeit ausmachen können, was wahr, was falſch, was zu allgemein, was zu eingeſchränkt geurtheilt iſt; und ſo wird er durch alle verſchiedenen Meinungen und Zweifel ſich glücklich zur Gewißheit, zur höchſten Wahrſcheinlichkeit, zum Rathſamſten und Klügſten, nachdem nun der Fall iſt, hindurch finden.

Ein Werk alſo, wie davon das Diderotſche die Idee giebt, das dem Philoſophen eine Auswahl der merkwürdigſten, ins frappante-

ſte

ſte Licht geſtellten, hinlänglichen Erfahrungen und Fälle liefert, die zum glücklichen Erfolg einer gewiſſen Unterſuchung nöthig ſind; ein Werk, das ihm gleichſam ſeine ganze Werkſtätte aufs bequemſte zuſammen baut, ihm alle Inſtrumente zu ſeinem Lieblingsgeſchäfte in die Hand giebt; das ihm einen ganzen Reichthum von Ideen vorhält und ihm die Wohlluſt nicht wegnimmt, ſich dieſe Ideen ſelbſt völlig aufzuklären, zu verbinden, zu ordnen, Schlüße und Folgen herauszuziehen; ſo ein Werk muß ihm äußerſt willkommen, muß für ihn höchſtintereſſant ſeyn. —

So erſchien mir dieſe Gattung, indem ich ſie nach ihrer Brauchbarkeit für den denkenden Philoſophen anſah: aber es giebt noch einen andern nicht minder intereſſanten Geſichtspunct; und wie erſcheint ſie in dieſem? Wie wird ſie dem Leſer von Geſchmack gefallen? Dem Manne, der ſich nicht mag unterrichten laſſen, ohne zugleich vergnügt zu werden?

Beſſer, ſollt ich meynen, als die Gattung der eigentlichen philoſophiſchen Geſpräche; denn dieſe hier iſt weit dichteriſcher. In jenen muß die Materie und der Gang der Unterſuchung, müſſen Umſtände und Charaktere ſchon mit großer Freiheit gewählt ſeyn, wenn das Werk nicht in ſeinen meiſten Theilen das poetiſche Intereſſe verlieren, und nur das philoſophiſche behalten ſoll. Im Platon giebt es dergleichen, die auch den wohllüſtigſten Leſer feſſeln können; unter den Neuern wird es deren nur ſelten geben. Das Räſonnement iſt hier metaphyſiſcher, ſpitzfindiger; wo ſich Socrates mit Analogieen behalf, da holen die Neuern ihre Schlüße aus den erſten Begriffen hervor. Aber erſte Begriffe ſind trocken; haben keine Schönheit, kein Leben mehr; auch verlängert ſich nun die Kette der Schlüſſe: die methodiſche Ordnung, worinn ſie ſich am leichteſten überſehen ließen, wird durch die Form des Dialogs zerſtört; man hat die größte Aufmerkſamkeit nöthig, um nur den

Fa-

Faden nicht zu verlieren: und dieſe Aufmerkſamkeit; wer iſt ihrer fähig oder wer wird ſie anwenden wollen, als der Philoſoph von Handwerk, der eben im Denken und Räſonniren ſeine Wohlluſt findet? Hier hingegen ſind es Erfahrungen, Facta, wirkliche individuelle Fälle, die man uns vorlegt; es iſt mehr Mannichfaltigkeit, mehr Leben in Sachen und Ausdruck möglich; das Herz wird zugleich mit dem Verſtande beſchäftigt; wir ſind uns bei unſrer Aufmerkſamkeit keiner Anſtrengung bewußt; wir werden durch die Anmuth der Lektüre mit fortgeriſſen. Der Unterricht, den man uns giebt, geſchieht weniger durch Vernunftſchlüſſe, als durch Anblick und Eindruck; durch das helle Licht, worinn der Schriftſteller ſeine Facta geſetzt hat. So ein Lehrgedicht, ſollt ich denken, wäre mehr Gedicht, als die meiſten der poetiſchen Abhandlungen oder Maximenſammlungen, die man uns unter dieſem Namen gegeben hat.

In dieſer Betrachtung nun würd ich von einem ſolchen Werke folgendes fodern: Einen allgemein intereſſanten Inhalt; Wahrheiten aus der Philoſophie des Lebens, über die für jeden der Unterricht wichtig und das zwiſchen die Facta eingewebte Råſonnement faßlich iſt; Wahrheiten, die den großen Vortheil haben, daß ſie durch die Charakterſchilderungen, die ſie herbeiführen, unſre Kenntniß des Menſchen vermehren, beſonders in Abſicht der geheimen Verbindung, die zwiſchen dem Verſtande und dem Herzen Statt findet und deren Erkenntniß immer ſo intereſſant, ſo lehrreich, ſo beſſernd iſt. Ferner müßte der Schriftſteller uns zu tåuſchen wiſſen; er müßte die Kunſt verſtehn, alle die einzelnen Fålle, an denen zur vólligen Einſicht der Wahrheit gelegen iſt, ſo in Einen Plan zu ſammeln, daß ihrer aller Verbindung nicht nur móglich, ſondern auch wahrſcheinlich wåre. In Hinſicht auf dieſe Kunſt iſt das Werk von Diderot Muſter. Die Erzehlung des alten ſchon ſchwachen Vaters,

der

der mit ſeinen Kindern des Abends am Camine ſitzt und gern mit ihnen plaudern will, kommt ſo natürlich herbei: zu dem alten ſchwachen Manne kommt ſein Arzt — denn wer ſollte wohl eher kommen? — und das führt dann auf ein andres Factum, wovon es ganz natürlich die Rede giebt. Nachdem der Arzt weg iſt, unterbricht der Hutmacher das Geſpräch, der ſich in ſeinem Anliegen wohl bei keinem andern, als bei dem klügſten und erfahrenſten Manne des Ortes Raths erholen kann, und zum Glücke iſt ſein Anliegen wieder zur Streitfrage gehörig. Ein wenig wunderbar! wird man ſagen, aber doch wirklich nichts wunderbarer, als man ſichs ohngefähr von jedem Plane muß gefallen laſſen und auch gern gefallen läßt. Endlich das Factum, das der leichtſinnige Prior erzehlt: wie natürlich wird er darauf durch die vorhabende Unterredung gebracht! Und wer wirds denn auch dem Verfaſſer verdenken, daß er uns zuletzt noch mit einer jungen lebhaften Frau in Geſellſchaft

 bringt,

bringt, deren Geſchichte mit dem vorhin geführten Streite in einer neuen obgleich feinern Verbindung ſteht? — So die Zuſammenordnung der verſchiedenen Fälle zu Einem Plan: die Wahl der Unterredner, die nun über dieſe Fälle ihr Urtheil ſprechen, iſt eben ſo glücklich. Alle ſind verſchieden geſtimmt; bei allen ſehen wir, wie die Gründe ihrer Entſcheidung mehr noch in ihnen ſelbſt als in der Materie liegen; wir ſehen, wie ihre Grundſätze mit ihrem Charakter, Stande, Intereſſe zuſammenhangen; und ſo wird es uns leicht, das Falſche vom Wahren zu ſondern, indem wir noch überhaupt die Klugheit lernen, dem Räſonnement der Menſchen bis ins Innerſte ihrer Herzen nachzuſpüren und uns vor Irrthum und Verführung zu hüten.

Was mir in dieſer Abſicht an dem Diderotſchen Werke mißfällt, iſt dieß: es befriediget nicht; es hat Anfang und Mittel, aber kein Ende. Von allen Meinungen nimmt ſich keine ſo durch Billigkeit und Mäßigung

aus,

aus, daß wir ſie ohne Bedenken den übrigen vorzögen; keine der Partheien iſt ſo ruhig, ſo von Vorurtheilen uneingenommen, daß wir volles Vertrauen zu ihr gewönnen. Hat Diderot der Vater Recht, ſo hat Pater Bouin Recht, und das kann ſchwerlich ſeyn; hat Diderot der Sohn Recht, ſo kann ers doch auch nicht ohne Einſchränkung haben; denn er treibt die Sache zu weit, zeigt ſich zu ſehr als Enthuſiaſten. Wir wiſſen alſo nach geendigter Lectüre nicht, woran wir ſind; wir befinden uns in der peinlichen Lage jenes Tonkünſtlers, *) dem ſeine leichtfertige Frau mitten in der Diſſonanz vom Claviere lief, und der bei allem ſeinen podagriſchen Schmerz vom Stuhl mußte, um ſie zu löſen. Das lezte Wort, das der Alte dem Sohn ins Ohr ſagt: „Es würde mich nicht verdrüßen, wenn „in der Stadt zwei oder drei dergleichen Bürger „wären, wie du; aber ich möchte nicht darinn le=

*) Sebaſtian Bachs.

„leben, wenn ſie alle ſo dächten:„ dieſes Wort ſcheint die Entſcheidung angeben zu ſollen: aber ſie iſt zu dunkel darinn enthalten; man bleibt zu ungewiß, ob man den wahren Sinn getroffen; ihre Richtigkeit iſt aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend genug.

Zwar, wenn Diderot blos für den Philoſophen ſchrieb; ſo hätte dieſer Einwurf nicht viel zu ſagen. Mein Werk, könnte er ſagen, gehört zur Gattung der blos verſuchenden Dialogen (πειϱαςικων), worinn man die Meditation nur anfängt, die Wahrheiten nur gleichſam ſondirt; es iſt mir ſchon recht, wenn der Denker in jene halbpeinliche, halbangenehme Unbehäglichkeit geräth, die ihn ſelbſt an das Inſtrument zieht, das ich eben darum verlaſſen hatte. Schrieb aber Diderot für die Welt — und er mußte vorausſetzen, daß die Welt einen ſo intereſſanten Aufſatz nicht würde ungeleſen laſſen — ſo hatte er aus einem zwiefachen Grunde Unrecht: Zuerſt, weil ohne Vollendung keine Befriedigung iſt, und

nicht

nicht jeder das Inſtrument verſtehen möchte, von dem er fortläuft; Zweitens, weil er die Leſer über eine Materie in Ungewißheit ſtürzt, die ſo nahe mit Rechtſchaffenheit und Tugend verwandt iſt. In andern Materien mag es gut ſeyn, die Menſchen zu Skeptikern zu machen; aber doch wohl ſchwerlich in dieſer? Er hätte alſo bei ſich ſelbſt zur Gewißheit kommen, und dann eine ſeiner Perſonen durch philoſophiſche Kaltblütigkeit und überwiegende Einſicht ſo vor den übrigen auszeichnen, ihren Gründen und Entſcheidungen ſo viel einleuchtende Wahrheit, ihrem Tone ſo viel Sicherheit und Stärke geben ſollen, daß der Leſer keinen Augenblick wegen der Parthei, die er zu ergreifen hätte, wäre ungewiß gelaſſen worden.

„Es wäre der Mühe wohl werth, ſagt „Sulzer, *) daß jemand den eigentlichen „Charakter des Geſprächs, den ſich dazu vor„züglich ſchickenden Inhalt, und dann den be„ſten Vortrag deſſelben beſonders unterſuchte. Ich wünſchte, daß Sulzer dieſe Arbeit ſelbſt übernommen hätte, da er ihr ohne Zweifel beſſer, als ich, gewachſen war: indeſſen will ich hier wenigſtens einen Verſuch über die weſentlichſten allgemeinſten Unterſchiede beider Formen, des Geſprächs und der Erzehlung wagen, und wenn es mir damit nicht glücken ſollte, wie Charmides beim Platon **) denken: Ich habe wenigſtens meine Kräfte geübt, ich habe gerungen, und das iſt mir genug!

Alle Eigenthümlichkeiten des Geſprächs und der Erzehlung ergeben ſich aus dem erſten Hauptunterſchiede derſelben. In der Erzehlung

*) Artik. Geſpräch. am angef. Orte.

**) In Theage.

lung iſt die Handlung bereits geſchehen; in dem Geſpräch geſchieht ſie eben jetzt im gegenwärtigen Augenblicke: dort giebt uns ein Zeuge Nachricht davon, der alſo auf ſeine Zuhörer Rückſicht nimmt, und einen gewiſſen Zweck hat, zu dem er erzehlt; hier kommen wir gleichſam nur zufälliger Weiſe hinzu, und die redenden Perſonen wiſſen durchaus von keinem andern Zeugen, als von ſich ſelbſt, durchaus von keinen andern Abſichten, als die ſie ſelbſt unter einander durchſetzen wollen.

Die Spuren der Vergangenheit laſſen ſich in der Erzehlung durchaus nicht vertilgen; ſelbſt nicht da, wo der Erzehler von ſich ſelbſt, und in der gegenwärtigen Zeit ſpricht; viel weniger, wo er in der vergangenen Zeit oder von einer dritten Perſon redet. Er muß doch immer, auch in jenem Falle, von den übrigen, mit denen er zu thun hat, in der dritten ſprechen; er muß doch immer ihre Reden, ſo lange er aus dem Ton des Erzehlers nicht heraus geht, an ſeine eigenen hängen. Führt

er ſie ſelbſtredend ein; ja führt er ſeine eigene Perſon ſo ein, indem er ſich aus der gegenwärtigen in die vergangene Zeit zurückſetzt: ſo iſt er nicht mehr Erzehler; er wird auf dieſen Augenblick dramatiſcher Schriftſteller. Der Erzehler kann alſo zwar der Gegenwart durch verſchiedene Stufen näher rücken; er kann der Imagination durch Verwechſelung der Zeitfälle, in ihrem Beſtreben nach Gegenwart und Anſchauen zu Hülfe kommen; aber ſo ganz kann er ſie doch nie in die Wirklichkeit hineinſetzen, als der Dialogiſt, bei welchem Alles Gegenwart, Alles jetziger Augenblick iſt. Zu geſchweigen, daß der Erzehler, um verſtanden zu werden, ſo Vieles in ſeiner eigenen Perſon hinzuſagen muß, was der Dialogiſt ſchlechterdings dem Anblick ſelbſt überläßt.

Aus dieſem erſten Hauptunterſchiede ergiebt ſich ſogleich ein zweiter, der von allen der wichtigſte iſt. Die Erzehlung nehmlich kann von dem jedesmaligen Zuſtande einer handelnden Seele; ſie kann auch von dem ganzen

zen genauen Zuſammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen nie eine ſo ſpecielle, vollſtändige Idee geben, als das Geſpräch.

Es iſt unglaublich, wie ſehr ſich die Seele den Worten einzudrucken, wie ſie die Rede gleichſam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worinn ſich ihre jedesmalige Geſtalt bis auf die feinſten und zärteſten Züge darſtellt. Der logiſche Satz, oder der bloße allgemeine Sinn, aus den Worten herausgezogen, iſt immer das Wenigſte; die ganze Bildung des Ausdrucks, die uns genau die beſtimmte Faſſung der Seele bei dem Gedanken zu erkennen giebt, iſt Alles. Dieſe Bildung enthält zuweilen eine ſolche Menge von Nebenideen, daß man ſie einzeln mit aller Mühe nicht anzugeben, und aus einander zu ſetzen weiß: es giebt Reden im Euripides und Schakeſpear, die der Erzehler in ganze Bogen; Scenen, die er in ganze Bücher verwandeln müßte, wenn von ihrem Inhalte, von allen den feinſten Ideen,

 die

die ſie ausdrucken, nichts verlohren gehen ſollte: und doch würden uns dieſe Bücher noch immer nicht das liefern, was uns die einzige kleine Scene liefert; denn es würden Schattirungen, es würden Geheimniſſe der Verbindung zurückbleiben, die ſich ſchlechterdings von keinem Beſchreiber faſſen laſſen. Die feine Auswahl der Wörter, die zwiſchen ſie eingeſtreuten Partikeln, die oft in den Geſinnungen der Seele ſo unendlich viel beſtimmen, die Inverſionen der Rede, das, was geſagt, und das, was verſchwiegen wird, die Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden, das plötzliche Abbrechen eines Gedankens, der mannigfaltige richtige Gebrauch der Figuren, der Fall, der Klang, der ganze Zuſammenbau der Perioden: — alles dieſes giebt erſt dem Gedanken ſeine individuelle Beſtimmung, ſein Leben: die ſchlechthin geſagte Idee zeigt uns kaum den Schattenriß, kaum die äuſſerſten Linien von dem Zuſtande der Seele; die ſo beſtimmt ausgedruckte Idee iſt

das

das ausgeführte, lebendige, colorirte Gemählde ſelbſt. Aber dieſes alles iſt noch wenig gegen den neuen Reichthum von Nebenideen, den uns ein dialogiſches Werk in ganzen weitläuftigen Scenen von dem Zuſtande einer Seele giebt. Das Eigne des Ganges, den die Gedanken nehmen, der beſtimmte Ort, wo ein jeder hintritt, die Puncte, wo die Seele einhält, wo ſie forteilt, bald mit dieſer, bald mit jener Geſchwindigkeit forteilt; der mannigfaltige Wechſel von Leidenſchaften und Tönen; das gefliſſentliche Vermeiden der einen Idee, und das öftre Zurückkommen auf eine andere; die große Menge vorhergehender Eindrücke, deren ganze Kraft ſich oft in einer einzigen Rede zuſammendrängt: und über das alles noch der Ton der Stimme, der Blick, das ganze Gebärdenſpiel, das durch die Worte in einer feinen und ſchnellen Imagination ſchon mit beſtimmt wird: wie weit muß in allen dieſen ſo großen Vortheilen die Erzehlung zurückbleiben!

Wenn irgend eine Nation dieſen Unterſchied recht lebhaft empfinden kann, ſo muß es die unſrige ſeyn. Denn in der That hat unſre Sprache wegen ihrer großen Freiheit im Conſtruiren, beſonders wegen ihrer Inverſionen und ihrer Partikeln, in deren Menge und Feinheit ſie vielleicht nur der griechiſchen nachſteht, die ſchönſte Anlage zum kräftigſten und ſeelenvollſten Dialog; doch macht auch freilich eben dieß den guten Dialog in ihr ſchwerer; und ich fürchte, wir werden in dieſer Gattung immer weniger Gutes haben, als die übrigen Nationen. In einer Sprache nehmlich, die einer mehrern Beſtimmung der Ideen fähig iſt, verlangt man auch dieſe mehrere Beſtimmung: das will ſagen, man verlangt von dem Schriftſteller eine beſeeltere, wärmere Einbildungskraft, die ſich ihren Gegenſtand nach ſeinen feinſten Nüancen gegenwärtig zu machen weiß. Und es beſonders aufs Drama anzuwenden, man verlangt ein größeres Genie, das in die ganze eigenthümliche Faſſung der Seele,

die

die es an ſeinen Perſonen ſchildern will, tieſer hineindringt.

Aber, wird man mir einwenden, ſteht denn nicht dem Erzehler die Sprache mit allem ihrem Reichthume, und allen ihren mannigfaltigen Kräften eben ſo gut, als ſeinen handelnden Perſonen, zu Dienſten? Ja, ſie ſteht ihm zu Dienſten; aber, ſo lange er Erzehler bleibt, nur zu ſeinem eigenen Gebrauche, nur um die Gedanken und Empfindungen ſeiner eigenen Seele auszudrucken. Wenn es ihm alſo auf Beſchreibung der Wirkungen ankömmt, welche die Betrachtung ſeines Gegenſtandes bei ihm ſelbſt hervorbringt; ſo kann er die freilich mit ſo viel Reichthum, und ſo viel Leben machen, als er nur will: aber er wird dann aufhören, Erzehler zu ſeyn, und Redner oder lyriſcher Dichter werden. Er ſelbſt wird in ſeinem Werke die Hauptperſon ſpielen, ſeine Handlung verdunkeln, und uns ſtatt der Seelen der darinn verwickelten Perſonen, von deren Zuſtande doch einzig die Frage war, ſei-

ne eigne kennen lehren. Will er dieſes nicht, ſo muß er entweder ſeine Perſon ſelbſtredend einführen; und dann iſt er nicht mehr Erzehler; oder er muß die Reden der Perſonen durch Verbindungspartikeln an ſeine eigenen hängen; aber das zieht unausbleiblich die Einförmigkeit der Conſtruction nach ſich, mit deren Mannigfaltigkeit und Freiheit die meiſten der oben angeführten Vortheile verloren gehen. Er giebt uns alſo immer nur die allgemeine Idee von dem jedesmaligen Zuſtande der Seele, entkleidet von den meiſten ſie umhüllenden und verſtärkenden Nebenideen: oder will er auch dieſe uns mitgeben, ſo muß er uns das, was wir dort in einem einzigen Gedanken zuſammendachten, hinter einander in einer Reihe einzelner Begriffe zuzählen; das heißt, er muß aus dem lebendigen Gemählde der Seele eine kalte todte Beſchreibung machen. Aber fürs erſte kömmt hier doch nie der volle Gedanke heraus, wie alles Einzelne im Ganzen beſtimmt und verbunden ſey; und

fürs

fürs zweyte geht über der Weitläuftigkeit der Beſchreibung die ganze große Wirkung, die ſich nun in ihre Elemente zerſtückt, verloren.

Es iſt mit der Beſchreibung der Seele völlig ſo, wie mit der Beſchreibung körperlicher Gegenſtände. Der Anblick unterrichtet uns immer unendlich vollſtändiger, ſchneller, und um beider Urſachen willen, auch lebhafter, als die ausführlichſte und ſchönſte Beſchreibung. Wie ein hohes und lebendiges Colorit der Dichter auch mag gewählt, wie tief er ſich auch ins Beſondre mag eingelaſſen haben; ſo kann er doch immer nur gewiſſe Seiten des Gegenſtandes faſſen, immer nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen reden, immer nur eine Imagination, die dieſe Gegenſtände, wenigſtens theilweiſe, ſchon ſonſt gedacht hat, an ſie bloß erinnern, ohne ſelbſt die neue noch nie gehabte Idee in ihr hervorzuzaubern. Will er weiter, ſo wird er nur allzubald das Unvermögen des Mittels fühlen, auf deſſen

Gebrauch ſeine Kunſt ihn einſchränkt; er wird inne werden, daß die Sprache aus lauter Zeichen allgemeiner Begriffe beſteht, und daß er dieſe allgemeinen Begriffe nur vergebens zuſammenhäuft, weil doch immer das Individuelle etwas anders, als eine Summe allgemeiner abſtracter Eigenſchaften iſt. Er muß alſo nothwendig ſeines Entzwecks verfehlen, und was noch das ſchlimmſte iſt, ſo muß er, wenn er ſich der eigentlichen Wörter bedient, eine Menge trockner abſtracter Begriffe häufen, die den Leſer ermüden, oder wenn er in Metaphern und Gleichniſſen ſpricht, eine Menge Bilder zuſammentragen, deren Aehnlichkeiten mit dem Gegenſtande, eben weil ſie wieder allgemeine Ideen ſind, den Zweck nicht erreichen, und deren beygemiſchte Verſchiedenheiten die Einbildungskraft erſt vollends erdrücken. — Eben ſo dürftig aber, und eben ſo unvollkommen, wie hier, iſt die Sprache auch in Abſicht der Veränderungen der Seele, wenn ſie ſolche nicht un-

unmittelbar durch die Rede ausdruckt, ſondern zum Gegenſtande ihrer Beſchreibung macht. Sie hat nur Wörter für die oberſten Gattungen und Arten derſelben, und muß eine unendliche Menge feiner Nüancen und Nebenbeſtimmungen unangegeben zurücklaſſen.

Aus eben den Gründen alſo, aus welchen man überhaupt die beſchreibende Poeſie verworfen hat, und mit eben den Einſchränkungen, muß man auch die Beſchreibungen der Seele verwerfen. Dort fällt der Dichter dem Mahler; hier der Erzehler dem Dialogiſten ins Amt; und was man nicht recht machen kann, das bleibt beſſer ganz und gar ungemacht. Der Erzehler gehe alſo, nach der Vorſchrift des Ariſtoteles und dem Beiſpiele Homers, ſobald es auf Schilderung der Seele ankömmt, ins Dramatiſche über; oder will er das nicht, ſo faſſe er ſich immer nur unbeſtimmter; es wird ihm zu keinem Vorwurfe gereichen. Er gebe uns immer von jedem Zuſtande der Seele nur eine allgemeine

Idee: „Der König erſchrack;„ — „der „Vater ward innig gerührt,„ — „der Krieger „gerieth in die äußerſte Wuth.„ — Er faſſe immer nur eine ganze Reihe von Zuſtänden und Veränderungen in einen einzigen Zug zuſammen: „Sie verſöhnten ſich wieder, und „wurden Freunde.„ — „Nach tauſend vergeblichen Bemühungen gelang es endlich.„ — „Alle ſein Zureden war umſonſt„ u. ſ. w. — — Ein genaueres Detail, das im Geſpräche ſo gut thut, wird in der Erzehlung ekelhaft und langweilig, weil es hier mit der individuellen Beſtimmung der Ideen alle Wärme und alles Leben verliert. Man kann dieſes nicht deutlicher als an ausgezogenen Entwürfen dramatiſcher Stücke ſehen, die, wie ſchön auch an ſich ſelbſt das Stück, und wie wohl auch der Auszug gerathen ſeyn mag, doch immer nur eine unangenehme Lectüre geben.

Dieſer Erlaubniß zu generaliſiren, wiſſen ſich denn die Erzehler auch ſehr wohl, und oft nur allzuwohl zu bedienen. Sie ſind ſelten

ten die großmüthigen Richardſone, die ſich zu unſerm Vortheil ihrer Freiheit begeben, und ſobald nur die Handlung intereſſant genug wird, den Vorhang aufziehn: ſie brauchen nur gar zu gern die Flügel, die ihre Form ihnen anſetzt, und rauſchen in einem Augenblick über die dornigſten Gegenden hin, wenn der Dialogiſt, der immer Schritt vor Schritt auf dem Boden fortſchleicht, ſich mit tauſend Mühe und Arbeit hindurch winden muß. — Diderot *) hat bereits dieſen Vortheil der Erzehlung bemerkt; nur redet er bloß von dem Romandichter, da ſich doch ſein Ausſpruch auf jeden Verfaſſer erzehlender Werke anwenden läßt. „Es iſt keine Schwierigkeit zu fin„den, ſagt er, der ein Romanſchreiber nicht „ausweichen könnte. Er ſpricht z. E.:„ Auf „„die ſchweren Augenlieder, durch den ermat„„teten Körper eines Wanderers, fließt ſüßer „„nicht

*) Von der dramatiſchen Dichtkunſt im 2ten Th. ſ. Theaterſ. S. 229. der Leſſing. Ueberſ.

„„nicht der Balſam des Schlafs, als die
„„ſchmeichelnden Worte der Göttin floſſen;
„„doch immer widerſtand ihr eine geheime
„„Macht, und vereitelte ihre Reitze. — —
„„Aber Mentor in ſeinen weiſen Vorſchlägen
„„unveränderlich, ließ vergebens in ſich drin-
„„gen; zwar manchmal ließ er ſie hoffen; als
„„ſetzten ihn ihre Fragen in Verlegenheit; doch,
„„wenn ſie nun eben ihre Neugier zu befriedigen
„„glaubte, verſchwand ihre Hoffnung wieder
„„auf einmal. Was ſie feſt zu halten glaubte,
„„war ihr entwiſcht, und eine kurze Antwort
„„ſtürzte ſie in ihre erſte Ungewißheit zu-
„„rück.„„ — „Und damit hat ſich der Ro-
„manſchreiber glücklich aus dem Handel gezo-
„gen. So ſchwer aber ein dergleichen Ge-
„ſpräch auszuführen iſt, ſo muß dennoch der
„dramatiſche Dichter entweder ſeinen ganzen
„Plan verändern, oder die Schwierigkeit über-
„winden. Welch ein Unterſchied zwiſchen:
„eine Wirkung beſchreiben, und ſie hervor-
„bringen!

Je trockner meine Materie iſt, um deſto eher wird man mir eine kleine Abſchweifung erlauben. Was will alſo Diderot mit dem Ausſpruche ſagen: der dramatiſche Dichter müſſe ſeinen ganzen Plan verändern, oder die Schwürigkeit überwinden? Er kann nur zweyerlei meinen: entweder, daß er die ganze Handlung verändern muß, ſo daß die ſchwürige Scene darinn durchaus nicht vorkommt; oder daß er die Handlung in die verſchiedenen Acte anders vertheilen muß, ſo daß die ſchwürige Scene von ihnen ausgeſchloſſen bleibt, und entweder hinter die Scene, oder in den Zwiſchenact fällt.

Jenes erſten Mittels ſich zu bedienen, ſteht jedem dramatiſchen Dichter frei, ſobald er es nur übers Herz bringen kann, ſeine Arbeit freiwillig zu verſchlechtern, und ſich ſelbſt ein Bekenntniß von der Schwäche ſeines Genies, oder von ſeiner Trägheit abzulegen. Das letztere Mittel hingegen ſteht keinem frei, als bloß dem regelmäßigen, der ſich genau an die

Einheiten der Zeit und des Orts hält. Wenn wir dieſem über eine ausgelaſſene vortrefliche Situation einen Vorwurf machen, ſo wird er ſchlau genug ſeyn, zu antworten: man kann nicht Alles auf einmal. Die Scene wäre freilich vortreflich, und ich hätte ſie auch ſo äußerſt gern in meinen Plan gezogen, aber es war nicht zu machen. So manche andere Scenen hätten darüber wegfallen; ich hätte meine Auftritte ſo ſchlecht verbinden; hätte ſo offenbare Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit begehen müſſen, daß am Ende dieſe einzige Situation ſo vieler Aufopferungen nicht werth war. Seyd alſo zufrieden, daß ich euch nicht jeden Augenblick aus der Illuſion reiſſe, nicht Scene vor Scene einen neuen Vorhang auf-flattern laſſe, und euch, wie auf Fauſtens Mantel, aus Deutſchland nach Frankreich, aus Frankreich nach Deutſchland verſetze! Seyd zufrieden, daß ich euch in der natür-lichſten Folge nur noch ſo viel Gutes geliefert, nur noch ſo wenig Verbindungsauftritte und

mat-

matte Erzehlungen gemacht, als ihr in meinem Stücke finden werdet! Es iſt ja kein Vortheil in der Welt, den man nicht mit einigem Verluſt erkaufen müßte. — Auf dieſe Art wird er ſich aus dem Handel wickeln, und was wird man ihm antworten können? Man wird ihm die großen Vortheile der Einheiten läugnen müſſen, die doch auch wieder ſo manche Gründe für ſich haben: oder man wird ihm einen andern eben ſo regelmäßigen, und eben ſo natürlichen Plan vorzeichnen müſſen, wo die ausgelaſſene Scene hineingeht; und dann, wenn er hartnäckig iſt, wird er noch immer den Beweis fordern, daß dieſer Plan wirklich vollkommner, und die gewonnene Situation beſſer, als die nun wegbleibenden, ſey: kurz, der Prozeß, den man dieſem regelmäßigen Dichter macht, führt, wie man ſieht, gar ſehr ins Weite, und möchte wohl Jahre lang hängen bleiben.

Mit dem unregelmäßigen Dichter hingegen, der uns immer wie auf der Schaukel

her-

herumwirft, und von keinem Ariſtoteles oder d'Aubignac hören will, iſt man im Augenblick fertig. Keine einzige der ſchweren Situationen, die in ſeiner Handlung liegen, will man ausgelaſſen wiſſen; denn eben die ſchwerſten ſind, wenn ein Genie ſie bearbeitet, immer die ſchönſten. Was ſie ſchwer macht, iſt eben das: daß ſie einen ſo tiefen Blick in das Innerſte des Charakters, in die verborgenſten Winkel des Herzens erfordern; daß der Dichter, der ihnen genug thun will, eine ſo feine Temperatur der Leidenſchaften, eine ſo delicate Auswahl der Reden treffen, ſich mit einem ſo hohen Grad von Begeiſterung hineindenken muß: und wodurch ſonſt iſt eine Theaterſcene vortreflich? Wenn ich alſo den Kaufmann von London ſehe; ſo weiß ichs Lillo Dank, daß er mir einen neuen Vorhang aufzieht, wo der Oheim ermordet wird, einen neuen, wo Barnwell zur Milwood zurückkömmt: aber wie viel vortrefliches er mir auch geben mag; ich bleibe unzufrieden,

oder

oder er muß mir Alles geben. Es liegt ganz offenbar noch mehr Gutes in ſeinem Stoffe; und was kann ihn hindern, es auszuführen? Ich ſetze Mißtrauen in ſein Genie, wenn er ſich zwei Bedienten einander erzehlen läßt, was gewiß, wenn ich es ſelbſt ſähe, die größte Scene des Stücks werden müßte, aber auch freilich die ſchwerſte. Barnwell, bei allem ſeinen Abſcheue vor einer ſo ſchwarzen That, als der Meuchelmord ſeines Wohlthäters, ſeines Oheims, ſeines zweiten Vaters iſt, ſo voll Wuth über ſich ſelbſt, indem ſchon ſeine Seele den mörderiſchen Entſchluß faßt: welch ein Gemählde müßte das geben! Welch ein Gemählde der beiden Seelen, der ſeinigen und der Seele Millwoods! Mit welchen Wendungen, mit welchen Künſten der Buhlerinn, mit welcher ſcheinbaren Verzweiflung mag die entſetzliche Milwood es angehen, den unglücklichen Jüngling ſo weit zu treiben? Wie mag ſie, noch ſelbſt bei der ſchwärzeſten Aeußerung ihres Charakters, die ganze Abſcheulichkeit

ihrer Seele zu verbergen wiſſen? Welches mögen die Augenblicke ſeyn, wo ſie ſich zurückzuziehen, alles aufzugeben, lieber ſterben als etwas fodern zu wollen ſcheint, was ihrem geliebten Barnwell ſo ſchwer wird? Und welches die andern Augenblicke, wo ſie wieder mit verdoppelter Gewalt auf ihn eindringt, ihm mit Liebe, mit Wuth, mit den bitterſten Vorwürfen zuſetzt? Und welche Ebbe und Fluth von Leidenſchaften; welche Stürme der entgegengeſetzteſten und gewaltſamſten Bewegungen mögen nicht Barnwells Herz zerreiſſen? Wie mag endlich, trotz ſeines Abſcheues vor dieſer That, der mörderiſche Entſchluß ſo feſt in ihm wurzeln, daß kein Nachdenken, keine Reue ihn auf halbem Wege zurückführen kann? — Alle dieſe ſo intereſſanten, ſo ſchweren Probleme muß der Dichter uns auflöſen; er hat ſich, durch ſeine ungebundene Freiheit, die Pflicht dazu auferlegt: und erfüllt er ſie nicht, ſo mag er es ſich ſelbſt beimeſſen, wenn wir von ſeinen Talenten eine

ver=

verächtliche Idee faſſen. — Daß man alſo ja nicht glaube, die unregelmäßige Schakespearſche Manier ſey die leichtere Manier! In ihrer ganzen Vollkommenheit iſt ſie ſicher die ſchwerſte, und alſo eben die, worin ſich der Stümper und der Pfuſcher am erſten verrathen können. — Da man jetzt in Deutſchland an unregelmäßigen Schauſpielen Geſchmack gewinnt, ſo wird vielleicht dieſe Anmerkung um ſo weniger unnütze ſcheinen. —

Aus dem oben feſtgeſetzten zweiten Unterſchiede der Formen: daß die Erzehlung von dem jedesmaligen Zuſtande einer handelnden Seele, und von dem ganzen genauen Zuſammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, keine ſo ſpecielle und vollſtändige Idee geben kann, als das Geſpräch, folgt unmittelbar der nur anders ausgedruckte Unterſchied: daß alſo in einem Geſpräche weit mehr Handlung möglich iſt, als in einer Erzehlung. Zwar, in Abſicht der Menge deſſen, was geſchieht, können die erzehlenden Werke unendlich mehr befaſſen: aber in Ab-

ſicht deſſen, daß wir im Geſpräche mehr die Entſtehung der Veränderungen begreifen, iſt mehr Handlung in dialogirenden Werken. Denn worauf ſonſt kam es bei der Handlung an, als zuerſt auf eine vollſtändigere Kenntniß von jedem Zuſtande der Seele? und dann auf den nähern innigern Zuſammenhang ihrer Veränderungen?

Es folgt aus dieſem Unterſchiede zweitens: daß die dialogiſche Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzehlende iſt. Da die letztere von dem Zuſtande einer Seele immer nur einen allgemeinen Begriff giebt, ſo kann ſie auch nicht viel mehr, als eine allgemeine Claſſe von Charakteren angeben, wo der Charakter der handelnden Perſon hinein gehört; hingegen die erſtere kann uns dieſen Charakter in ſeiner ganzen feinern Miſchung, mit allen ſeinen eigenen Schattirungen weit mehr ins Beſondere, und wenn ſie will als Porträt ſchildern.

Es folgt aus dieſem Unterſchiede drittens: daß ein dramatiſcher Dichter noch immer Erfin-

finder bleibt, wenn er gleich ſeinen Plan aus einem erzehlenden borgt. Auch wenn er ihn von einem andern dramatiſchen Dichter borgt, ſobald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal alles anders, und ſeine Einbildungskraft muß jeden Augenblick etwas neues ſchaffen. Nur ein Sir Tremendous, *) oder ein Verfaſſer der Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter kann dem dramatiſchen Schriftſteller ſeine Räubereien an den Alten, und ſeine Freibeutereien an den Neuern zum Vorwurfe machen. —

Ein dritter Hauptunterſchied der beiden Formen iſt dieſer: die Erzehlung hat nicht bloß die Freiheit, eine ganze Reihe von Veränderungen in Einem allgemeinen Zug zu befaſſen, ſie hat auch die Freiheit, bald größere, bald kleinere Sprünge zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derſelben, Tage, Monate, Jahre zu überhüpfen; ſobald nehmlich in dieſen Momenten nichts Wichti-

*) S. den Hypochondriſten 2. Th. S. 585.

ges, nichts weſentlich zur Handlung Gehöriges vorgeht. In allen dieſen Fällen iſt der Erzehler völlig Herr ſeiner Materie, der mit ihr machen kann, was er will; eben weil er die Handlung als ſchon vergangen betrachtet. „Man fertigt Boten ab und er kömmt;„ Sie geriethen an einander, und der Feind ward geſchlagen; „Ich kam, ich ſah, ich ſiegte;„ und die Erzehlung iſt fertig. Alles, was zwiſchen dem Abfertigen und dem Anlangen, zwiſchen dem erſten Angriff und dem endlichen Siege, zwiſchen dem Kommen und dem Ueberwinden vorgeht, wenn es nicht zur Abſicht gehörig oder unwichtig iſt, verſchlingt die Erzehlung. Und ſo überhaupt reißt ſie den Faden an hundert Orten ab, und knüpft ihn oft weit von dem abgeriſſenen Ende wieder an, ſo bald er nur gleich und eben genug iſt, um einen feſten Knoten zu ſchürzen. Die Wirkung kann um eine ganze Reihe Mittelglieder von der erſten Urſache entfernt ſeyn: ſo bald nur dieſe Mittelglieder die gewöhnlichen ſind, und ſich der Leſer nur eine allgemeine Idee machen

kann,

kann, wie die Wirkung aus der Urſache her-vorkommt; ſo überhüpft die Erzehlung alle Zwiſchenmomente, und hängt ſie unmittelbar an einander. Sie iſt gleichſam nur ein Auszug, aber wenn ſie gut gemacht iſt, ein wohlzuſammenhangender Auszug der Handlung. Das Geſpräch, das die gegenwärtige Handlung ſelbſt enthält, hat dieſe Freiheit des Ueberhüpfens nicht, ſondern muß, ſo lange es fortdauert, Punkt vor Punkt, Moment vor Moment, ununterbrochen durchgehn. Zwar giebt es Kunſtgriffe, die Reihe dieſer Momente, wenn ſie zu wenig intereſſiren würde, abzukürzen, ſo wie andere dieſe Reihe, wenn ſie intereſſant bleiben kann, zu verlängern; und vielleicht hat ſich der erſtern niemand beſſer, als Schakeſpear, der andern niemand beſſer als Moliere zu bedienen gewußt: aber der Gebrauch dieſer Kunſtgriffe hat Grenzen; und ſobald ein Dichter zu enge zuſammenzieht, oder zu weitläuftig ausſpinnt, wird ihm der Mann von feinerem Geſchmack augenblicklich

zurufen: zu ſchnell! oder: zu langſam! Dort haſt du dir die Kunſt nicht zugetraut, mir mehrere Momente intereſſant zu machen, oder haſt auch die zu feinen Nüancen dieſer Momente nicht zu finden gewußt; hier haſt du dir Raum zu noch ein paar Einfällen, die du auf dem Herzen hatteſt, zu noch ein paar tönenden Declamationen verſchaffen wollen. Aber die Wahrheit der Natur iſt das höchſte Verdienſt deiner Kunſt, und das ſollteſt du nie deinen kleinen Nebenabſichten aufopfern.

In dieſem dritten Unterſchiede ſieht man nun einen neuen Grund, warum die Erzehlung eine ſo große Menge von Thatſachen umſpannen kann; das Geſpräch hingegen eine einzige Seite epiſchen Gedichts oft zu ganzen Werken erweitert.

Aus den angeführten Vortheilen der Erzehlung ergiebt ſich ein neuer, und der iſt dieſer: Der Erzehler kann mehr, als der Dialogiſt, auf einen beſtimmten Geſichtspunct, auf eine gewiſſe feſtgeſetzte Abſicht arbeiten. Ein und eben derſelbige Stoff hat oft mancherley

Sei-

Seiten, von denen er gefaßt werden kann; von der einen iſt er rührend, von der andern beluſtigend, von der dritten belehrend. Man nehme an, daß eine Handlung von drei verſchiedenen Schriftſtellern, aber ohne Veränderung der Begebenheiten, aus dieſen drei verſchiedenen Geſichtspuncten behandelt werde; und es wird beinahe ſeyn, als ob man drei verſchiedene Geſchichten hörte. Was nehmlich der eine mitnahm, das hat der andere überhüpft; was der eine in allgemeine Züge zuſammen faßte, das hat der andere mit beſondern Umſtänden erweitert. — Jeder der oben angegebenen Geſichtspuncte leidet wieder verſchiedene Abänderungen, denn, wenn z. B. der Erzehler lehren will, ſo kann er ſeinen Stoff bald mehr von der moraliſchen, bald mehr von der politiſchen, bald mehr von der eigentlich philoſophiſchen Seite anſehn; ja er kann zuweilen ſein Augenmerk auf eine ganz ſpecielle einzelne Wahrheit richten, für die er aus einer gegebenen Handlung

ein beſonderes Licht, oder eine neue Beſtätigung vorherſieht. Dieſes beſtimmt alsdann die ganze Einrichtung ſeines Plans, die Scenen, die er nur flüchtig berühren, und die er weitläuftiger ausführen, die Züge, die er hervorheben, und die er zurücktreiben, die Zwiſchenfälle, die er als bloße Begebenheit einführen, und die er als Handlung entwickeln will. — Auch der Dialogiſt kann, durch Anordnung ſeiner Scenen, und durch geſchickte Vertheilung des Lichts und Schattens, mehr auf den einen als auf den andern Geſichtspunct arbeiten; aber ſo ganz und ſo ausſchließend kann ers doch nie, als der Erzehler. Seine Form verpflichtet ihn, ſich weit tiefer ins Individuelle einzulaſſen, und in jeder Scene, die er uns einmal vors Geſicht bringt, ſeine Handlung Schritt vor Schritt durch alle ihre Momente zu verfolgen. Er darf alſo nicht bloß einen Theil der Reden anführen; er muß ſie in ihrem ganzen vollen Zuſammenhange geben: er darf in einer Scene,

ne, die natürlicherweiſe noch weiter ſpielen müßte, nicht in der Mitte abbrechen, er muß ſie ganz bis ans Ende hinausſpielen laſſen: er kann alſo auf keine Art nur eine gewiſſe Seite des Charakters zeigen; er muß ihn ſo ganz, wie er iſt, uns vor Augen ſtellen. Auch benimmt ihm ſeine Form die Freiheit, dem Leſer oder Zuſchauer von dem Geſichtspuncte, worin er ihn gern möchte treten laſſen, in ſeiner eigenen Perſon einen Wink zu geben. Indem alſo der Erzehler dem Weſen ſeiner Form getreu bleibt, und ein ſehr gutes Werk macht, müßte der Dialogiſt, wenn er ſo ganz, wie jener, auf Einen beſtimmten Geſichtspunct arbeiten wollte, dem Weſen der ſeinigen zuwider handeln, und folglich nothwendig ein ſchlechtes machen.

„Als Favart, ſagt Leſſing,*) die Erzehlung des Marmontel (von der Roxelane) auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er

*) Hamburg. Dramaturgie. Th. 1. Stück 35.

er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein anderes, welches dem Theater weſentlicher iſt, entbehren könne.„ — In der Ausführung dieſer Behauptung geht Leſſing mehr auf den letztern als auf den erſtern Punct: und auch dieſen faßt er, wie es ſein Entzweck mit ſich brachte, mehr von der moraliſchen als von der poëtiſchen Seite; er zeigt uns mehr wie die unveränderte Handlung des Marmontel unſer ſittliches Gefühl beleidigen, als wie dadurch ein ſchlechtes Drama entſtehen würde. Jener erſte Punct: daß nehmlich durch die Form des Geſprächs — und zwar auch ohne noch hinzukommende Pantomime — die Intuition des moraliſchen Satzes verſchwinden würde, iſt aus dem Obigen klar. Sollte dieſe Intuition erhalten werden; ſo müßte in der

Aus-

Ausführung des Geſprächs zu viel von demjenigen wegfallen, was ſie nicht befördert, und alſo nothwendig hindert. Der Dichter müßte ganze zur Handlung gehörige Scenen in bloße Erzehlungen zuſammen raffen, oder nur ſehr unvollkommen errathen laſſen; er müßte in denjenigen Scenen, die er uns wirklich vors Auge brächte, den Charakteren zu vieles von ihrem Detail, und folglich von ihrer Wahrheit, von ihrem Leben nehmen. Das heißt, er müßte in aller Abſicht ein ſehr mittelmäßiges und verſtümmeltes Drama machen, wenn allenthalben ſeine Eine Wahrheit, oder ſeine Eine Lehre durchſchimmern, wenn uns alles auf ſie hinweiſen ſollte. — Aber, könnte man ſagen, hat nicht jede Fabel die Intuition einer beſtimmten moraliſchen Wahrheit zur Abſicht? und hat uns nicht Willamov dialogiſche Fabeln gegeben, deren einige ohne Tadel ſind? Oder haben nicht auch die Verfaſſer moraliſcher Erzehlungen, z. B. Marmontel ſelbſt, ihre Hauptſcenen dialogirt?

girt? Beides iſt richtig; allein es iſt auch hier nur von der Ausführung größerer Handlungen, und in einem ganz dialogirten Werke, die Rede. Zu geſchweigen, daß in den meiſten Fabeln, das, was man ihre Handlung nennt, wie Leſſing ſo gründlich gezeigt hat, etwas ganz anders iſt, als die eigentlich von uns ſogenannte Handlung.

Ich berühre nur noch flüchtig einige andere Unterſchiede der beiden Formen, die ſich aus dem Umſtande ergeben, daß der Erzehler in ſeiner eigenen Perſon ſpricht, und Rückſicht auf ſeinen Zuſchauer nimmt. Da er ſeiner ganzen Materie Herr iſt, weil er die Handlung als ſchon vergangen betrachtet; ſo giebt er um ſo leichter ſeinem Vortrage diejenige Ordnung, die ihm zur Einſicht des Zuſammenhangs der Begebenheiten die ſchicklichſte dünkt. Er holt aus der Vergangenheit Umſtände zurück, die auf den jetzigen Punct der Handlung ein Licht werfen können; er bringt die eine Handlung bis auf einen gewiſſen

Punct,

Punct, wo eine andere gleichlaufende anfängt, Einfluß auf ſie zu haben; er giebt alſo jene, oft ganze Seiten lang auf; geht mit uns ganze Jahre hinterwärts, und vollendet erſt die Erzehlung dieſer zweiten Handlung bis auf den Punct, wo ſie ſich mit den ſpielenden Urſachen jener erſtern vereinigt. Eben ſo blickt er zuweilen in die entfernteſte Zukunft hinein, wenn er davon dem jetzigen Augenblicke ein Licht verſprechen, oder eine Reflexion, die ihm eben hier an ihrer Stelle dünkt, dadurch beſtätigen kann. — Dem Dialogiſten, wie man ſogleich gewahr wird, iſt dieſe Freiheit durchaus benommen; denn bei ihm iſt die Handlung allererſt im Werden begriffen, und die Zukunft iſt für ihn noch wirklich Zukunft, mit allem ihren trüben und ungewiſſen Nebel umgeben. Das Zurückblicken in die Vergangenheit ſteht ihm nur inſofern frei, als es von ſeinen Perſonen ſelbſt, auf eine ihren wirklichen Bedürfniſſen, und ihren eigenen Abſichten gemäße Art geſchehen kann. Hat

er zwei gleichlaufende Handlungen in ſeinem Plane; ſo muß er ſich ſo zu helfen wiſſen, daß er ſie auch wirklich gleichlaufend vorſtelle; eben weil wir ihm nicht erlauben, ins Vergangene zurückzugehn, oder das Künftige vorwegzunehmen. — Ferner miſcht der Erzehler Beſchreibungen ein, wo die Einſicht der Handlung von der beſondern Lage der Perſonen, oder der eigenen Beſchaffenheit der Scene abhängt; er ſagt die Pantomime, wo ſie eine nothwendige oder erklärende Beziehung auf die Handlung hat, ausdrücklich hinzu: hingegen der Geſprächſchreiber, bei dem alles Gegenwart iſt, und der von keinem Zuhörer weiß, überläßt dieſes Alles dem Anblick; er kann nur ſo viel davon zu verſtehen geben, als die Perſonen ohne Zwang, und ohne wider die Natur zu verſtoßen, in ihre Reden davon ausdrücklich mit einfließen, oder durch ihre Beziehung darauf errathen laſſen. — Bei dem Erzähler iſt oft manches in der Vergangenheit ungewiß; das giebt Unterſuchungen: manches hängt

von

von kleinen Umſtänden ab, die in der Entwickelung der Haupturſachen nicht vorbereitet wurden; das giebt Erläuterungen: manches gehört auf eine ganz vorzügliche Art zu der beſondern Abſicht des Erzehlers; das giebt Räſonnements und Bemerkungen. Bei dem Dialogiſten iſt alles gewiß; weil alles eben jetzt erſt geſchieht; nichts bedarf einer Erläuterung, weil die ganze Handlung mit ihren kleinſten Umſtänden da iſt, und weil er von keinem Zuhörer weiß; nichts veranlaſſet eigene Räſonnements, weil er ſelbſt nicht auf der Bühne erſcheint, und alſo alles Räſonniren über ſeine Facta dem Zuſchauer überlaſſen muß, — Dieſes alles gehört zu dem fünften Unterſchiede der beiden Formen: Der Erzehler nimmt jeden Augenblick offenbare Rückſicht auf ſeinen Zuhörer; der Dialogiſt ſieht auf keinen Zuhörer und weiß nur immer von ſeinen Perſonen.

Alle wichtigern und allgemeinern Vergleichungspuncte der beiden Formen möchten alſo folgende ſeyn: Jetziger Augenblick; vergangene

ne Zeit: Allgemeinheit; Individualität: Sprung; Moment vor Moment: Ein Geſichtspunct; alle Geſichtspuncte: Abſichten des Erzehlers; alleinige Abſichten der Handelnden. Aus dieſen hier vorbereiteten Gründen wird ſich nun leicht im Allgemeinen folgern laſſen: was für Gegenſtände ſchicklicher für die eine und für die andere Form ſind; welche von beiden Formen, und bei welchen Gegenſtänden ſie die vollkommnere und intereſſantere ſey: in welchen Fällen man lieber die Formen zu vermiſchen, als ſie rein zu erhalten habe; welches eigne Genie zum Erzehler, und zum Dialogiſten gehöre; und endlich, was für Regeln im Geſpräch, und was für andere in der Erzehlung müſſen beobachtet werden.

Verſuch einer Methode
die
Vernunftlehre
aus
Platoniſchen Dialogen
zu entwickeln.

An Se. Excellenz
den Königl. Staatsminiſter
Freiherrn von Zedlitz.

Gnädiger Herr,

Die Frage Ew. Excellenz iſt: wie für das Studium der alten Sprachen mehrere Stunden auf den Gymnaſien können gewonnen werden, ohne daß gleichwohl die wiſſenſchaftlichen Lehrſtunden völlig wegfallen. Denn ſo ſehr Sie überzeugt ſind, daß das Studium der Sprachen und der Philologie überhaupt auf Schulen der vornehmſte Zweck bleiben muß, weil ohne gründliche Kenntniß derſelben keine wahre Gelehrſamkeit möglich iſt: ſo ſehr erkennen Sie doch auch die Nothwendigkeit, daß man die Jugend frühzeitig zu eignem Denken gewöhne, und ihr von den Wiſſenſchaften um derentwillen die philologiſchen

Kenntniſſe eigentlich ſchätzbar ſind, wenigſtens einen Vorſchmack gebe. *)

Zur

*) Das Wahre von der Sache iſt: daß der König in einer eignen ſehr weitläuftigen Cabinetsordre mehr Lectionen für die Hauptgymnaſien ſeines Landes befohlen hatte, als man in Einen Lectionsplan zu vereinigen wußte. Da Einwendungen bei Friedrich dem Zweiten nicht galten; ſo blieb nichts übrig, als daß man ſuchen mußte, mehrere Stunden in Eine zuſammenzuziehen. Man ſah die Möglichkeit ein, daß die Alterthümer bei Leſung der griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, die Rhetorik bei Gelegenheit der berühmteſten, alten Redner, und die Schickſale der ältern Philoſophie bei Erklärung der philoſophiſchen Schriften des Cicero könnten vorgetragen werden: nur wie der Vortrag der Logik mit Leſung Platoniſcher Dialogen ſich vereinigen laſſe, wollte nicht einleuchten. Es ward ein Verſuch gefodert, aus welchem die Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung hervorbringe. Daß der Verfaſſer bei Entwerfung dieſes Verſuchs ſein Augenwerk ganz auf die Form richtete; daß er mit Fleiß an Inhalt und Folge der bis dahin üblichen Lectionen nichts Bedeutendes änderte, um nicht die Aufmerkſamkeit, ganz wider ſeinen Zweck, von der

Zur Vereinigung dieſer zwiefachen Abſicht iſt kein anderes Mittel, als daß man die Wiſſenſchaften, ſo viel ihrer und in ſo weit ſie auf Gymnaſien ſollen getrieben werden, in den Werken der Alten ſelbſt, oder wenigſtens bei Gelegenheit dieſer Werke, ſtudire. Das lezte würde mir noch beſſer, als das erſte gefallen. Ich würde z. B. die Vernunftlehre lieber bei Gelegenheit einiger Platoniſchen Dialogen, als aus dem Organon des Ariſtoteles lehren. Denn zuerſt ſind die Wiſſenſchaften in neuern Zeiten, wenn auch nicht immer ſo viel weiter gekommen, doch wenigſtens ſo verändert, daß der Widerlegungen, Berichtigungen, des Hinzuſetzens, Einſchränkens, Wegwerfens

der Form auf die Materie abzuziehen, und daß alſo auch nur die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit dieſer Form, mit einiger Rückſicht auf das Unwillkührliche ihrer Wahl, an ihm dürfe beurtheilt werden, ergiebt ſich aus der angegebenen Entſtehungsart dieſes Verſuches von ſelbſt.

kein Ende ſeyn würde; und zweitens wird der Scharfſinn, werden alle höhern Verſtandes=kräfte der Lehrlinge weit mehr geübt, wenn ſie ſich ſelbſt die Begriffe abſtrahiren, ſich ſelbſt die Wiſſenſchaft, unter Anleitung des Lehrers, gleichſam erfinden müſſen.

Um Ew. Excellenz aus einem Beiſpiele ur=theilen zu laſſen, daß in der That dieſe Idee leicht realiſirt werden könne, und wie ſie es könne? ſo mache ich hier einen Entwurf der Methode und zugleich einen Verſuch, die Be=griffe und Regeln der Vernunftlehre, bei Ge=legenheit nur Eines Platoniſchen Dialogen, zu entwickeln. Ich wähle dazu vorzüglich den Menon; ein Geſpräch, welches nicht allein ſelbſt mit viel dialektiſcher Kunſt geſchrieben iſt, ſondern worinn auch hie und da ausdrück=lich dialektiſche Materien erörtert werden. Ue=berdieß iſt der Inhalt ſo faßlich; der Vortrag hat ſo viel von der eigenthümlichen Platoni=ſchen Süßigkeit und Anmuth, daß die Ent=wickelung äuſſerſt leicht und mehr ergötzendes

Spiel

Spiel als angreifende Arbeit ſeyn muß. Vorausgeſetzt nehmlich, daß der Lehrer nur etwas von der Freundlichkeit und Jugendliebe des Sokrates, von ſeiner Naivetät und ſeinem Talent zur Geburtshülfe habe.

Das Erſte; was der Lehrer mit ſeinen Schülern zu thun hätte, wäre die curſoriſche Leſung des Dialogen, bei welcher alle grammatiſche Analyſis wegfiele, und dagegen die nöthigen Erläuterungen aus der philoſophiſchen Geſchichte u. ſ. w. in möglichſter Kürze beigebracht würden. Da aber nicht alle Schüler hinlängliche Kenntniß des Griechiſchen haben; da auch die fremde Sprache, ſelbſt den beſten Griechen unter ihnen, die Aufmerkſamkeit auf die Sachen und die Ueberſicht einer ganzen Reihe von Begriffen erſchweren mögte; ſo würde der Lehrer, wenn er nun zum logiſchen Unterrichte fortſchritte, vor allen Dingen den Dialogen, entweder ganz oder Theilweiſe, nachdem er dieſes oder jenes Stück da-

von brauchte, in die Mutterſprache überſetzen und niederſchreiben laſſen.

Nach geendigter curſoriſcher Leſung überſahe er nun mit ſeinen Schülern das Ganze, beſtimmte den Hauptgegenſtand der Unterſuchung, zeichnete ihnen den Weg zum geſuchten Ziele mit allen ſeinen dialogiſchen Ausbeugungen und Krümmungen vor, damit der Schüler ſich überall zu finden, ſich von der Beziehung, welche jeder einzelne Theil der Unterſuchung auf das Ganze hat, Rechenſchaft zu geben wiſſe. Ich zeichne hier den Grundriß des Menon: und Ew. Excellenz werden ſehen, wie leicht und mit wie wenig Zeitverluſt das geſchehen kann. Das Geſpräch ſelbſt überſetze ich nicht; denn ich weiß, daß es Ew. Excellenz weit lieber in der Grundſprache leſen.

Grund-

Grundriß des Menon.

Der Hauptgegenſtand der Unterſuchung iſt die unter den alten Weltweiſen ſo berühmte Frage, die auch im Platon mehrmalen vorkömmt: ob die Tugend gelehrt werden könne? oder ob ſie durch Uebung erlangt werde? oder ob ſie angebohren, oder endlich, ob ſie ein Geſchenk der Götter ſey? denn dieß letzte, ob es gleich in der Frage nicht ausgedruckt iſt, liegt, wie man am Ende ſieht, in dem letzten Gliede derſelben: *αρα αλλω τινι τροπω ἡ αρετη παραγιγνεται τοις ανθρωποις;*

Um hierauf antworten zu können, ſagt Sokrates, müſſen wir vor allen Dingen den Begriff der Tugend haben. Denn *ὁ μη οιδα τι εστι, πως αν, ὁποιον γε τι, ειδειην;* Es fragt ſich alſo: was iſt die Tugend?

Menon verſucht die Beantwortung; allein da ſein Begrif nur klar, nicht deutlich iſt, ſo kennt er zwar die Tugend, aber er weiß die we-

weſentlichen Merkmale derſelben im Allgemeinen nicht anzugeben. Er nennt lauter ſpecielle Tugenden, die unter dem generiſchen Begrif enthalten ſind; aber er ſollte dieſen generiſchen Begrif ſelbſt erklären, ſollte die weſentlichen Beſtandtheile davon angeben. Sokrates läßt ihn ſeinen Fehler einſehn, und Menon verſucht andere Erklärungen, die aber alle fehlerhaft ſind. Die eine iſt zu eng; in der andern wird ein Zirkel begangen u. ſ. f. Die Beiſpiele von anderweitigen Erklärungen, die Sokrates macht, um dem Menon auf die Spur zu helfen, enthalten, mit jenen zuſammengenommen, eine vollſtändige Theorie der Definitionen.

Menon geſteht endlich, nach ſo manchem mißlungenen Verſuche, daß er nicht wiſſe, was die Tugend ſey? Sokrates behauptet, er wiſſe es eben ſo wenig: doch will er es unterſuchen. Menon ſieht nicht ein, wie dieſe Unterſuchung geſchehen könne?

ne? τινα τροπον] ζητησεις τουτο, ὁ μη οισθα το παραπαν ὁ τι εστι; ποιον γαρ ὧν ουκ οισθα προθεμενος, ζητησεις; η, ει και ὁτι μαλιστα εντυχοις αυτω, πως εισῃ ὁ, τι τουτο εστιν, ὁ συ ουκ ηδεισθα;

Dieſen Einwurf beantwortet Sokrates, — (oder vielmehr Platon in der Perſon des Sokrates; denn er leiht nur zu oft ſeinem Lehrer die ihm eigne Pythagoräiſche Metaphyſik, ſo wie die ihm eigne Spitzfindigkeit;) — er beantwortet, ſage ich, dieſen Einwurf, durch die Behauptung: daß der Menſch, wenn er zu lernen ſcheint, eigentlich nicht das Nichtgewußte lerne, ſondern ſich nur des Vergeßnen, das die Seele in einem ehemaligen Zuſtande ſchon gewußt, wieder erinnre.

Menon fordert davon einen Beweis, und Sokrates ruft aus dem Gefolge deſſelben einen jungen Sclaven herbei, den er durch Fragen dahin bringt, daß er einen tiefſinnigen geome-

tri-

triſchen Satz von ſelbſt erfinden muß. Er läßt ihn nehmlich die Linie beſtimmen, aus welcher ein Viereck conſtruirt werden kann, das doppelt ſo groß als ein gewiſſes gegebenes Viereck iſt. Der Begrif, den der junge Sclave von dieſer Linie hat, iſt nur ganz dunkel; darum irrt er, und macht eine falſche Auflöſung der Aufgabe. Sokrates überführt ihn von ſeinem Irrthum und läßt ihn endlich den Lehrſatz finden: daß die Diagonallinie (διαμετρος) des Quadrats die geſuchte Linie ſey. — Du ſiehſt, ſagt Sokrates zum Menon, daß ich ihn nichts gelehrt, daß ich ihn bloß über eine Sache, an die er nicht dachte, zweifelhaft gemacht, ihn dadurch zum Suchen veranlaßt und ſo dahin gebracht habe, ſich des Vergeßnen wieder zu erinnern. — In dieſer gelegentlichen geometriſchen Ausſchweifung liegt ein ganzer Reichthum logiſcher Begriffe. Beſonders kann ſie auch dienen, den Unterſchied zwiſchen mathematiſchen und philoſophiſchen Begriffen, zwi-

ſchen ſynthetiſcher und analytiſcher Lehrart zu zeigen.

Das Geſpräch kehrt von dieſer beiläufigen Unterſuchung zur Hauptfrage zurück. Menon möchte ſie aber beantwortet haben, ohne daß er vorher das Weſen der Tugend genau beſtimmen dürfte, weil ihm dieſe Unterſuchung entweder zu ſchwer oder zu langwierig ſcheint. Der nachgiebige Sokrates ſchlägt alſo einen andern Weg ein. Συγχωρησον εξ ὑποθεσεως αυτο σκοπεισθαι, ειτε &c. — λεγω δε το εξ ὑποθεσεως ὡδε ὡσπερ οι γεωμετραι &c. Er nimmt alſo an: die Tugend ſey eine Wiſſenſchaft; dann iſt die unmittelbare Folge: ſie kann gelehrt werden. Iſt ſie keine Wiſſenſchaft, ſo folgt, daß ſie nicht kann gelehrt werden: denn beide Begriffe ſind identiſch.

Aber iſt denn jene Vorauſetzung richtig? Iſt die Tugend in der That eine Wiſſenſchaft? — So viel, ſagt Sokrates, wiſſen wir doch immer von ihr, daß ſie gut iſt. Es fragt ſich:

ſich: giebts Güter, die nicht Wiſſenſchaft ſind? oder iſt alles, was gut iſt, in Wiſſenſchaft enthalten? Im erſten Fall bleibts zweifelhaft; im zweiten iſts gewiß, daß die Tugend eine Wiſſenſchaft iſt.

Sokrates macht das letzte auf folgende Art wahrſcheinlich. Weil wir durch die Tugend gut ſind, ſo ſind wir eben darum auch durch die Tugend nützlich. παντα γαρ ταγαθα ωφελιμα. Alle Dinge aber, die wir nützlich nennen, ſowohl innere Eigenſchaften der Seele als äuſſere Dinge, wie Stärke, Schönheit, Reichthum, ſind nur in ſoferne nützlich, als ein guter Gebrauch davon gemacht wird. Mithin: ει αρετη των εν τη ψυχη τι εϛι, και αναγκαιον αυτω ωφελιμω ειναι, φρονησιν αυτο δει ειναι, επειδηπερ παντα τα κατα την ψυχην, αυτα μεν καθ᾽ αὑτα ουτε ωφελιμα ουτε βλαβερα εϛι, προσγενομενης δε φρονησεως η αφροσυνης, βλαβερα τε και ωφελιμα γιγνεται. κατα δη τουτον τον λογον, ωφελιμον

γε ουσαν την αρετην, Φρονησιν δει τιν' ειναι. — (Ich mag das griechiſche Φρονησις nicht überſetzen. Denn Klugheit iſt zu deutlich, auch in unſerm gemeinen Redegebrauch, von Wiſſenſchaft unterſchieden, und doch ſoll Menon, wie unten ſehr deutlich erhellt, weil die Tugend Φρονησις iſt, ſie auch für επιστημη halten. Auch Sokrates ſagt gegen das Ende des Dialogen: ουκουν διδακτον εδοξεν ειναι, ει Φρονησις ἡ αρετη; και ειγε διδακτον ειη, Φρονησις αν ειναι; Im Anfange hieß es επιστημη. Daß alſo auch Sokrates beide Begriffe, wenn gleich nicht für einerlei, doch für innigſt verbunden halten muß. Vielleicht würd' ich das Hauptwort von verſtändig brauchen, wenn ich das hätte.)

Aus dieſen Gründen zieht Sokrates ſogleich den wahrſcheinlichen Schluß: daß die Tugend (oder dieſe Φρονησις, die wo nicht ganz die Tugend, doch ein Theil derſelben iſt) nicht angebohren ſeyn könne. Denn alsdann, meynt er, würd es Leute geben,

welche die von Natur tugendhaften, alſo verſtändigen und der Republik äußerſt nützlichen, Jünglinge ausſonderten, und man würde ſie, damit ſie nicht verderbt würden, als einen koſtbaren Schatz heilig aufbewahren.

Iſt aber die Tugend nicht angebohren, ſo wird ſie können erlernt werden. Das ſcheint Menon richtig, um ſo mehr, da es ihm nunmehr ausgemacht ſcheint: die Tugend ſey eine Wiſſenſchaft. Aber wie? ſagt Sokrates, würde dann die Tugend nicht Lehrmeiſter haben? — Allerdings! — Und welche würden dieſe Lehrmeiſter ſeyn? Sokrates ſchließt aus Analogie, daß es diejenigen ſeyn müßten, die ſich öffentlich dafür bekennten und als ſolche beſolden ließen: die Sophiſten. Dieſe ſind es aber nicht; denn nach dem glaubwürdigen Zeugnis des Anytus, der hier mit ins Geſpräch geflochten wird, verderben ſie eher die Jugend, als daß ſie ſie beſſerten. Es müſſen alſo wohl die Tugendhaften ſelbſt

ſeyn?

ſeyn? Aber auch dieſe, ſchließt Sokrates aus mehrern Erfahrungen, ſind es nicht. Nun ſind es aber auch ſonſt keine, und mithin kann die Tugend nicht gelehrt werden; mithin iſt ſie auch keine Wiſſenſchaft.

Menon ſieht ſich durch dieſes Räſonnement in einen Widerſpruch verwickelt, den er nicht zu löſen weiß. Sokrates hilft ihm heraus, indem er ihn bemerken läßt, wie ſie beide vorhin zu voreilig geweſen. Nicht blos Φρονησις, die auf Wiſſenſchaft zurückgebracht werden kann, macht die Menſchen gut und nützlich; wahre richtige Meynungen (δοξαι,) thun dieſelbige Wirkung. Und der Tugendhafte, behauptet Sokrates, iſt das, was er iſt, durch wahre richtige Meynungen. Denn es iſt ausgemacht: wer nützlich iſt, der iſt es entweder durch Wiſſenſchaft, (durch verſtändige Einſicht) oder durch wahre Meynungen. Die Eintheilung iſt vollſtändig; der disjunctive Satz richtig. Wenn alſo das eine Glied hinweggeräumt iſt, ſo muß das andere gel en.

Dieſe wahren Meynungen aber werden nicht angebohren, noch werden ſie erlernt. Und woher können ſie denn die Menſchen haben? Es iſt nichts übrig, als zu ſagen, durch unmittelbare göttliche Gnade. Die Tugendhaften ſind eine Art von Inſpirirten, von θειοις. — Dieſes mag in der That die Meynung des Sokrates geweſen ſeyn; denn im Aeſchines giebt er die nehmliche Entſcheidung, und zum Theil mit den nehmlichen Worten. So daß, wenn nicht beide dem Sokrates nachgeſprochen, ſie einander müßten ausgeſchrieben haben. — —

Der hier gezeichnete Entwurf des Menon könnte um die Hälfte kürzer ſeyn, wenn ich nicht, wie Ew. Excellenz werden bemerkt haben, ſo viel Fremdes oder doch Unweſentliches hineingemiſcht hätte. Auch dadurch hab' ich ihn angeſchwellt, daß ich die darinn enthaltene Dialektik überall habe durchblicken laſſen.

Ob die Entſcheidung des Sokrates richtig, ob ſein Räſonnement überall bündig und gründ-

gründlich ſey? darauf kömmt es, wenigſtens im Anfang, dem Lehrer nicht an. Er kümmert ſich weniger um die Gedanken ſelbſt, als um die Regeln des Denkens. Doch kann es, am Ende der Lectionen, einen guten Stoff zu eignen Ausarbeitungen für die Jugend geben, wenn der Lehrer ſie aus den weiter entwickelten, deutlichern Begriffen unſrer jetzigen Philoſophie die eigentlich wahre Entſcheidung ziehen läßt.

Einleitung in die Lectionen.

Nach geendigter curſoriſcher Leſung und Vorzeichnung des Plans, kåme nun der Lehrer zu ſeiner Abſicht, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre zu entwickeln.

Vorher ſagte er einige Worte von der Vernunftlehre überhaupt, von ihrem Gebrauch, ihrem Nutzen. — Ich werfe hier dieſen Discurs hin, wie etwa ich ihn an meine Zuhörer halten würde. Nicht, als ob ich etwas Neues zu ſagen håtte, ſondern blos, um Ew. Excellenz zu überzeugen, daß alle Begriffe weit mehr Licht und Leben annehmen, wenn man ſie aus beſtimmten einzelnen Beiſpielen hervorzieht, als wenn man ſie in ihrer trocknen Allgemeinheit vortrågt. — —

„Sie haben ſich, glaube ich, alle, bei Durchleſung dieſes Geſpråchs, in dem Fall des Menon oder des jungen Sclaven befunden. Sie haben es überall leicht gemerkt, wo die

Wahr-

Wahrheit verfehlt oder getroffen, wo richtig oder wo unrichtig geſchloſſen ward. Dieß muß ſie überzeugen, daß Sie alle eine natürliche Anlage zur Erkenntniß der Wahrheit haben. Wenn ja hie und da die Sache einige Schwierigkeit hatte, ſo brauchte Sokrates die Begriffe nur ein wenig zu entwickeln, und Sie empfanden bald, daß Sie geirrt hätten oder daß Sie auf dem rechten Wege wären. — Zugleich aber kann der große Unterſchied, der ſich zwiſchen einem Menon und einem Sokrates fand, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn. — Eins zwar hatten ſie ſichtbar mit einander gemein: die Geſetze des Denkens. Denn ſonſt wäre es unbegreiflich, wie ſie einander hätten verſtändigen, wie ſie in irgend einem ihrer Urtheile hätten zuſammentreffen können. Darin aber lag der große Unterſchied zwiſchen beiden: daß der eine ſo ſchnell und ſo ſicher, der andre ſo langſam und ſo unſicher war; daß der eine immer einen Faden hatte, der ihn aus dem Labyrinth zurückführte, der

andere, wenn er einmal verirrt war, ſich nicht zu helfen wußte.

„Wenn Sie die Urſachen dieſes Unterſchiedes angeben ſollten; ſo würde wohl das Erſte, worauf Sie fielen, die Ungleichheit des natürlichen Talents ſeyn. Die thut nun freylich ſehr viel: aber thäte ſie alles? Setzen Sie, daß ſich beide Unterredner, ſtatt in eine philoſophiſche Streitfrage, in ein Wettrennen eingelaſſen hätten, wo vermuthlich Sokrates den Kürzern würde gezogen haben: wie würden Sie da vom Sokrates urtheilen? Würden ſie ſagen, daß er von Natur kein Geſchick zur Reitkunſt gehabt? Oder würden Sie nicht vielmehr geneigt ſeyn, die Schuld auf ſeinen Mangel an Uebung zu ſchieben? — Menon war aus Theſſalien, dem Vaterlande der Reitkunſt; Sokrates aus Athen, dem Vaterlande der Weltweisheit, gebürtig. Nehmen Sie jeden in des andern Umſtänden an: und Sie würden vielleicht im Me-

non das größere philoſophiſche Genie, im Sokrates das größere Talent zur Reitkunſt zu finden glauben.

„Uebung alſo, die überhaupt alle unſere Kräfte vervollkommt, muß auch die Kraft unſrer Vernunft, die angebohrne Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit, vervollkommen. Die Natur mag mit ihren Gaben ſo verſchwenderiſch ſeyn, als ſie will; ſo giebt ſie doch weiter nichts, als die Anlagen, die Fähigkeiten: und nur durch lange anhaltende Uebung werden dieſe Fähigkeiten in Fertigkeiten verwandelt. — Das iſt, wie geſagt, mit allen unſern Kräften der Fall; mit den geiſtigen, wie mit den körperlichen Kräften.

„Aber noch Eins, das dem Sokrates einen ausnehmenden Vortheil gab, müſſen wir nicht aus der Acht laſſen. Nicht allein war er im Gebrauch der Regeln, deren richtige Anwendung zur Wahrheit führt, ſo viel fertiger und geübter, als Menon,

ſondern er hatte auch eine ſo viel beſſere Kenntniß davon; er empfand ſie nicht blos, ſondern er wußte ſie anzugeben, wußte die Urſache jedes begangenen Irrthums mit Namen zu nennen. Dieß rührte ganz ſichtbar daher, weil er mit andern Uebungen ſeiner Vernunft auch die verbunden hatte, ihre eigenen Geſetze zu erforſchen; weil er, unter andern mannichfaltigen Gegenſtänden des Nachdenkens, auch über die Mittel zur Wahrheit zu kommen und über die verſchiednen Quellen des Irrthums nachgedacht hatte. Alle anderweitigen Uebungen ſeiner Vernunft würden ihn weit langſamer und nur zu einer weit unvollſtändigern, weit undeutlichern Erkenntnis der Grundſätze, der Verfahrungsarten und der Kautelen gebracht haben, die ihm während der Unterſuchung ſo wohl zu Statten kamen. Er würde nur immer in der Dämmerung geſehen haben; jetzt ſieht er am hellen Tage.

„Geſetzt alſo, daß Sie mir über die Geſchicklichkeit des Sokrates eben die Frage vorlegten, die ihm Menon über die Tugend vorlegte: auf was für Art ſie erlangt werde? ob ſie ein Geſchenk der Natur ſey? oder ob ſie ſich durch Uebung erlangen oder ob ſie ſich als Wiſſenſchaft erlernen laſſe? ſo würd ich antworten, wie vielleicht auch Sokrates hätte antworten ſollen, daß ſich alles Dreyes vereinigen muß: glückliche natürliche Anlage zum Denken, lange mannichfaltige Uebung im Denken, und wiſſenſchaftliche Erkenntnis von den Regeln des Denkens. Lieſſe ich irgend eines dieſer Stücke aus der Acht, ſo würde ich mit den übrigen ſchwerlich ausreichen; und das könnte mich dann verführen, von der Vollkommenheit der Vernunft, eben wie Sokrates von der Vollkommenheit des Willens, zu urtheilen: daß ſie ein unmittelbares göttliches Geſchenk, eine Art von Begeiſterung ſey.

„Das

„Das letzte der angegebenen Erforderniſſe, die Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens, pflegt man Logik zu nennen. Doch ſpricht man gemeiniglich in den Lehrbüchern auch von einer natürlichen Logik, und verſteht darunter eine blos undeutliche Erkenntnis der Regeln, ſo wie ſie durch den bloßen öftern Gebrauch der Vernunft, ohne beſonderes Nachdenken über die Operationen derſelben, erlangt wird. Alsdann nennt man jene wiſſenſchaftliche Erkenntnis, zum Unterſchiede, die künſtliche Logik. — Ich brauche da freylich eine Menge Wörter, mit denen ſie noch ſchwerlich die rechten Begriffe verbinden; aber Sie müſſen mir das im Anfange zu Gute halten: Sie werden mich verſtehen, wenn ich einige Vorleſungen werde geendiget haben.

„Die Abſicht dieſer Vorleſungen iſt, ihre undeutliche Erkenntnis der Regeln des Denkens, die Sie alle ſchon haben, und die Sie nur, nach Verſchiedenheit Ihres natürlichen Talents und Ihrer Erziehung, der eine mit mehr,

mehr, der andere mit weniger Leichtigkeit anzuwenden wiſſen, in eine deutliche zu verwandeln: und zwar ſo, daß ich Ihnen zugleich eine Fertigkeit im Gebrauch derſelben durch unabläßige Uebung verſchaffe. Ich will Sie nicht blos lehren, was Andre vor Ihnen erfunden haben; ich will Sie, eben wie Sokrates den jungen Sclaven, ſo lange fragen und wieder fragen, bis Sie ſichs von neuem erfinden. Kurz, ich will mein Möglichſtes thun, damit ich aus jedem einzelnen Menon unter Ihnen einen Mann wie Sokrates mache. Mehr brauch ich wohl nicht zu ſagen, um mich Ihrer aller unermüdeten Aufmerkſamkeit zu verſichern.

„Daß Naturgaben dazu erfordert werden, wenn mein Werk mir gelingen ſoll; das muß Niemanden unter Ihnen irre oder kleinmüthig machen. Sogar denjenigen nicht, der ſich durch die Langſamkeit ſeines Fortganges, troz aller Mühe, die er ſich giebt, für überzeugt hält, daß er nicht

zum

zum Philoſophen gebohren ſey. Er muß wiſſen, daß auch ein weniger gutes Talent, ſo wie ein unfruchtbares Erdreich, durch anhaltenden Fleiß ſich verbeſſern läßt, und daß ein ſchwerer langſamer Kopf darum nicht nothwendig ein unfähiger Kopf iſt. — Xenokrates, der freilich von der Natur nicht beſtimmt war, ein Ariſtoteles zu werden, ward doch immer Xenokrates; das heißt: ein würdiger Nachfolger des Platon in der Akademie und ein berühmter Name unter den griechiſchen Weltweiſen.

„Doch ich faſſe Sie da ſchon wieder blos beim Ehrgeiz, und das mögt' ich nicht gerne. Die Ausbildung unſrer Vernunft hat noch ganz andre und ganz wichtigere Folgen, als daß ſie uns vor den Menſchen ein Anſehn verſchafft. Sie iſt zugleich eine Quelle des reinſten und würdigſten Vergnügens für unſer ganzes Leben, und ein nothwendiges Erfordernis zu unſrer höhern innern Glückſeligkeit. Von der Vollkommenheit unſ-

rer

ter Vernunft hängt die größere Vollkommenheit unſers Willens ab, und wer in Erkenntnis der Wahrheit zurückbleibt, der bleibt in der Tugend zurück. In der Frage unſers Menon: wie wird man tugendhaft? war im Grunde auch die andre Frage begriffen: wie klärt man ſeine Vernunft auf?„ — —

Dieſer kurze Diſcurs, denk' ich, den ich im mündlichen Vortrage noch etwas ausſpinnen würde, enthält alles Weſentliche, was in einer Einleitung zur Logik geſagt werden ſoll. Den Begriff der Vernunft, den man hier ſchon mitzunehmen pflegt, würd ich erſt ſpät unterſuchen. — Nunmehr zur Entwickelung der logiſchen Begriffe ſelbſt.

Daß dieſe Entwickelung möglich ſey; daran iſt gar kein Zweifel. Der einzige Menon enthält alle Arten von Operationen des Verſtandes; alle Arten von Begriffen, von Sätzen, von Folgerungen, von Schlüſſen. Er enthält Schlüſſe mit bedingten und mit thei-

lenden Sätzen; Schlüſſe aus Analogie und Induktion; mit einem Worte, wenn man ſie nur herauszufinden weiß, die ganze Logik. Ja, wenn es darauf ankäme; ſo könnte der Lehrer ſogar die Ordnung der Hauptſtücke, wie ſie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Logik auf einander folgen, beibehalten.

Erſte Lection.

Ew. Excellenz erwarten nicht von mir, daß ich Ihnen hier die ſämmtlichen Vorleſungen ausgearbeitet vorlege. Sie verlangen nichts, als einen oder einige einzelne Verſuche, aus denen die Möglichkeit, die Logik auf dieſe Art zu lehren, erhelle, und die zugleich als Probe davon dienen können. — Meine erſte Lection ſey über die Lehre von den Begriffen. Ich verſetze mich in die Claſſe, vergeſſe, daß Ew. Excellenz zugegen ſind, und habe einzig mit meinen Schülern zu thun. — —

„Die Unterſuchung, die hier Sokrates gemeinſchaftlich mit dem Menon angeſtellt hat; was für einen Gegenſtand betraf ſie?

Die Tugend.

„Und was ſollte von der Tugend ausgemacht werden?

Ob ſie gelehrt werden könne?

„Wie viel, glauben Sie, ſind auf dieſe Frage Antworten möglich?

Nur zwei. Ja oder Nein.

„Nicht noch eine dritte? Sokrates giebt ſie gleich Anfangs, wenn Sie ſich noch erinnern. Er ſagt: er wiſſe es nicht. Doch Sie ſehen wohl: eine ſolche Antwort iſt ſo gut, wie gar keine Antwort. — — Alſo eine wirkliche, eine beſtimmte Antwort kann nur auf folgende zwei Arten gegeben werden: die Tugend läßt ſich lehren. Die Tugend läßt ſich nicht lehren. Was geſchieht in der erſten dieſer Antworten? Werden da zwei Begriffe verbunden oder getrennt?

Verbunden.

„Und in der zweiten?

Getrennt.

„Sie wiſſen nunmehr, was Urtheilen heißt. Eben dieſes Trennen oder Verbinden zweier Begriffe. Das ſezt dann nothwendig voraus, daß man beide Begriffe vergleichen, daß

man

man durch dieſe Vergleichung einſehen muß, ob ſie mit einander übereinſtimmen oder ſich widerſprechen. — — Dieſe Vergleichung nun; können Sie die nicht blos in Gedanken anſtellen? nicht blos ſtillſchweigend urtheilen, ohne mit Worten ihr Urtheil auszudrücken?

„So lange Sie das thun, heißt nun das Urtheil noch nicht ein Satz, ſondern ſchlechtweg ein **Urtheil**. Wenn Sie es aber in Worten ausdrucken; wenn Sie z. B. ſagen: die Tugend kann nicht gelehrt werden: was wird da aus dem Urtheil? — Ich hab es vorhin ſchon geſagt.

Ein Satz.

„Sie **verneinen** in dieſem Satze. Und alſo iſt der Satz? —

Ein **verneinender**.

„Wenn Sie aber behaupten: die Tugend kann gelehrt werden: was iſt er da?

Ein **bejahender** Satz.

„Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft hat für ihre eigenthümlichen Begriffe, eigenthümliche Wörter, die man **Kunſtwörter** (Terminos technicos) nennt. So auch die Logik. Deren können Sie hier gleich noch einige merken, die öfter vorkommen werden. Sie ſehen, daß in jedem Satze zween Begriffe oder Termini (denn ein durch articulirte Töne bezeichneter Begriff heißt ein Terminus) vorkommen. — Der eine iſt der, von dem der andre ausgeſagt wird; der andre der, welcher von jenem ausgeſagt wird. Jenen pflegt man das **Subject**, dieſen das **Prädicat** zu nennen.

„Wenn Sokrates ſagt: Ich bin unwiſſend, oder Anytus: die Sophiſten ſind Betrüger; was iſt in jenem Satze das Subject?

Ich.

„In dieſem?

Die Sophiſten.

„Das Prädicat in jenem:

Unwiſſend.

„In

„In dieſem?

Betrüger.

Aber da iſt noch ein Verbindungswörtchen: bin, ſind, das eben die Uebereinſtimmung der Begriffe in beiden Sätzen anzeigt. Sollten Sie nicht ſchon wiſſen, wie das heißt?

Die *Copula*. Oder deutſch: das Verbindungswörtchen. —

„Die aufgeworfne Frage: ob die Tugend gelehrt werden könne? enthält noch ſo wenig Trennung, als Verbindung der Begriffe. Es iſt dennoch ein Satz, aber ein unvollkommner, in welchem Bejahung oder Verneinung erſt ſoll ausgemacht werden. — Sollten Sie ſich nicht aus der Geometrie erinnern, wie ſo ein unvollſtändiger Satz, in welchem auch einer der andern weſentlichen Theile, Subject oder Prädicat, fehlen kann, genannt wird?

Eine Aufgabe. (Problema.)

„Und die befriedigende Antwort?

Die Auflöſung. (Solutio.)

„Künftig von allen dieſen Begriffen, mit denen ich Sie jezt nur vorläufig bekannt mache, ein Mehreres.

„Was ſagte nun Sokrates gleich zu Anfang des Geſprächs, daß zu ſo einer Auflöſung, zu ſo einer Antwort gehöre? — Wenn ich die ganze Sache nicht kenne, ſagte er; wie kann ich wiſſen, was ihr zukomme oder nicht zukomme? Geſezt: ich wüßte gar nicht, wer Menon iſt; könnt ich wiſſen, ob er ſchön, oder reich, oder von edler Geburt ſey? — Unmöglich!

„In der Frage: Iſt Menon reich? was iſt da das Subject?

Menon.

„Das Prädicat?

Reich.

„Um den Reichthum vom Menon zu bejahen, behauptet Sokrates, muß er erſt einen Begrif vom Menon haben. Setzen Sie für Menon, Subject, für Reich, Prädicat, und machen Sie die Behauptung

des

des Sokrates allgemein: wie wird es dann heiſſen?

So: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß man erſt den Begrif vom Subject haben.

„Aber nicht auch vom Prädicat? — Wenn ich gar nicht wüßte, was das Wort: Reich bedeute; könnt ich da antworten?

Offenbar, nein.

„Alſo: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß ich erſt von beiden die Begriffe haben. — Aber wie? Wäre dieß nur alsdann nothwendig, wenn man Begriffe verbindet, wenn man bejaht? nicht auch alsdann, wenn man ſie trennt, wenn man verneint? Oder kann man das, ohne von Subject und Prädicat die Begriffe zu haben?

Eben ſo wenig. Weder bejahen noch verneinen.

„Was iſt das Allgemeine, worunter ſowohl Bejahen als Verneinen enthalten ſind?

Urtheilen.

„Alſo: ohne Begriffe iſt kein Urtheil mög⸗lich. Ehe die Seele urtheilen kann, muß ſie Begriffe bilden.

„Sonach iſt Begriffe bilden die erſte Ope⸗ration unſrer Vernunft. Denn man zählt in allem nur drei Operationen derſelben: Begrif⸗fe bilden, Urtheilen, Schließen. Schlüſſe beſtehen aus Urtheilen; Urtheile aus Begrif⸗fen. Begriffe ſind alſo das erſte, was wir zu unterſuchen haben, wenn wir die Ordnung der Natur beibehalten wollen.

„Vor allen Dingen müſſen wir nun wiſ⸗ſen: was iſt ein Begriff? Mit andern Wor⸗ten: wir müſſen uns zuerſt um den Be⸗griff des Begriffs bemühen. — Ich fra⸗ge Sie: hatte Menon einen Begriff von der Tugend?

Nein.

„Nein? Leſen Sie nur ſeine Antwor⸗ten nach! Was er für die Tugend des Mannes ausgiebt, das iſt doch Tugend?

Und eben ſo, was er die Tugend des Weibes nennt?

Das freilich.

„Und würd er denn, wenn er gar keinen Begriff von der Tugend, auch nicht im Ganzen hätte, nur noch ſo richtig antworten können? Würd er nicht in Gefahr ſeyn, ganz das Gegentheil zu greifen? — Er muß nicht allein einen Begriff, er muß ſchon einen klaren Begriff haben. Nicht wahr?

Es ſcheint.

„Nein, es iſt. Sokrates verwirft nur darum ſeine Antwort, weil er mehr als einen blos klaren, weil er einen deutlichen, einen ausführlichen Begriff, eine Definition verlangt. — — Doch bald ſollt ichs machen, wie Menon, und Ihnen Arten von Begriffen nennen, eh ich Ihnen im Allgemeinen geſagt hätte, was ein Begriff ſey? — Um es herauszubringen, will ich mich lieber an den Sclaven des Menon wenden, als an den Menon ſelbſt. Es ſcheint mir mit ihm der Fall

zu ſeyn, den man ſo oft trifft: daß er einen beſſern Kopf hat, als ſein Gebieter. Wenigſtens wird Sokrates mit ihm eher fertig, und ich denke, wir werdens auch werden.

„Was war es alſo für eine Frage, die Sokrates dem jungen Sclaven vorlegte?

Die: was das für eine Linie ſey, aus der ein Viereck, doppelt ſo groß als ein gewiſſes gegebenes Viereck, conſtruirt werden könne.

„Wie nannten wir oben ſo eine Frage?

Eine Aufgabe.

„Sie erinnern ſich, daß der junge Menſch endlich die Antwort fand. Wie nannten wir oben ſo eine Antwort?

Die Auflöſung. —

„Auf welche Art behauptet nun Sokrates, daß der junge Menſch dieſe Auflöſung gefunden habe?

Durch Wiedererinnerung.

„Laſ-

„Laſſen Sie das dem guten Alten einmal gelten! Und nun ſagen Sie mir: kann man ſich an etwas erinnern, wovon man nie eine Vorſtellung gehabt hat? oder wovon die Vorſtellung, wenn ſie auch einmal da war, gänzlich aus der Seele vertilgt iſt? — Kann man ſich daran wieder erinnern?

Unmöglich.

„Mithin hatte der Sclave ſchon die Vorſtellung von der geſuchten Linie?

Nach der Meynung des Sokrates: Ja!

„Ich merke, was Sie mit dieſer Einſchränkung ſagen wollen: nach der Meinung des Sokrates. — Um zum Zweck zu kommen, muß ich lieber meine Frage nur anders faſſen: Ward nicht die Vorſtellung der geſuchten Linie aus lauter andern Vorſtellungen, die der Sclave ſchon wirklich hatte: von Viereck, von Linie, von Dreieck, von Hälfte u. ſ. w. herausgewickelt?

Offenbar.

„Woraus erkennen Sie das?

Sokrates erklärt eigentlich dem jungen Sclaven nichts; er fragt nur, und der Sclave, wie aus ſeinen Antworten erhellt, verſteht ihn.

„Wohl! Ich frage nun weiter: Läßt ſich etwas aus etwas anderm herauswickeln, ohne daß es darinn eingewickelt ſey?

Unmöglich.

„Die Vorſtellung der bewußten Linie mußte alſo in jenen Vorſtellungen ſchon eingewickelt ſeyn?

Offenbar.

„Und dieſe Vorſtellungen, worinn ſie eingewickelt war, lagen ſchon in der Seele der Sclaven?

Wie zugegeben.

„Nun, ſo lag denn auch die Vorſtellung jener Linie ſchon in ſeiner Seele; aber noch eingewickelt, noch dunkel. — Beiläufig ſehn ſie hier zugleich, wie die Meinung des Sokrates müſſe berichtiget werden. —

„Was

„Was meinen Sie nun aber ferner? War wohl bis dahin, da Sokrates den Knaben aufmerkſam auf dieſe Linie machte, die Vorſtellung davon, die, wie wir übereinkommen, doch wirklich in ſeiner Seele lag, jemals zu einiger Klarheit bei ihm gekommen?

Das ſcheint nicht. Eher läßt ſich annehmen, daß er vielleicht an ſo eine Linie in ſeinem Leben noch nicht gedacht hatte.

„Sie lag alſo, ihm völlig unbewußt, in ſeiner Seele?

Wahrſcheinlicher Weiſe.

„Und wenn ihn nicht der gute Sokrates durch ſeine Fragen zur Aufmerkſamkeit gereizt, nicht ſeine Vorſtellung zum Bewußtſeyn, zur Klarheit gebracht hätte, ſo würde er vielleicht in ſeinem ganzen Leben kein Bewußtſeyn davon erlangt haben?

Das läßt ſich annehmen.

Sie erkennen alſo, daß wir zweierlei Arten von Vorſtellung haben: Vorſtellungen mit,

und Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn. — Fragen Sie nun den Redegebrauch: würden Sie beiden Arten von Vorſtellungen, oder nur Einer, und welcher würden Sie den Namen des Begriffs geben?

Wohl nur der erſten Art: den Vorſtellungen mit Bewußtſeyn.

„Da haben Sie nun alſo den Begriff des Begriffs. Es iſt die Vorſtellung Einer Sache, mit Bewußtſeyn verbunden. Mit Bewußtſeyn, daß wir eine Vorſtellung haben, und wovon wir ſie haben. —

„Um zu ſehen, ob wir uns vollkommen verſtanden haben, thu ich noch Eine Frage. Als Sokrates dem jungen Sclaven das Viereck, worauf er die Aufmerkſamkeit deſſelben heften wollte, in den Sand zeichnete — denn das war ſo die Art der Alten: — glauben Sie, daß da in der Seele des Sclaven die beiden Vorſtellungen des fragenden Sokrates und des Vierecks, worüber er gefragt ward, die einzigen waren?

Wohl

Wohl nicht.

„Sicherlich nicht. Denn es zeichneten ſich außerdem die Bilder ſeines Herrn, ſeiner Mitſclaven, des Stabes des Sokrates, der umliegenden Gegend und aller ihrer verſchiedenen Gegenſtände in ſeinem Auge ab: ſeine Gehörnerven wurden von mancherlei Tönen und Schällen, die immer bei Tage die Luft erfüllen; die Fibern ſeines Geruchs von mancherlei in der Luft ſchwimmenden Ausdünſtungen erſchüttert. Auf jede Erſchütterung des ſinnlichen Werkzeuges aber erfolgt, nach dem Geſetz der Natur, eine Vorſtellung in der Seele. — Die ganze Menge aller zugleich in der Seele befindlichen Vorſtellungen heißt die **Totalvorſtellung**. Was war nun von der Totalvorſtellung, die der Sclave hatte, in jenem Augenblicke Begriff?

Nur die Vorſtellung vom Sokrates und dem Viereck.

„Warum das?

Weil er ſich ihrer allein bewußt war.

„Und

„Und warum war er ſich ihrer allein bewußt?

Weil er auf ſie allein ſeine ganze Aufmerkſamkeit richtete.

„Alles übrige alſo von der Totalvorſtellung? —

War in dieſem Augenblicke nicht Begriff, ſondern nur Vorſtellung ohne Bewußtſeyn.

— „Sie haben ſehr wohl geantwortet, wie ich ſehe, haben wir uns vollkommen verſtanden.

Zwei=

Zweite Lection.

„Der gute Erfolg Ihres erſten philoſophiſchen Verſuchs wird Sie hoffentlich nicht nur willig, ſondern begierig gemacht haben, ihrer mehrere zu wagen. — Sie erinnern ſich noch, was Sie in voriger Stunde entwickelt haben?

Den Begriff des Begriffs.

„Weiter nichts? Hätten Sie's denn nicht gemerkt, daß ſie in der That noch weit mehr geleiſtet; daß Sie auch die wichtige Frage von dem Urſprunge der Begriffe, von der Art und Weiſe, wie ſie ſich in der Seele bilden, beantwortet haben? — Ich nenne dieſe Frage wichtig, weil wir ohne ihre Beantwortung der Wahrheit unſrer Begriffe nicht gewiß ſeyn können. Sind wir aber der Wahrheit der Begriffe nicht gewiß, ſo ſind wirs auch der Wahrheit der darauf gebauten Urtheile und Vernunftſchlüſſe nicht. Die Grundlage der

Erkenntnis iſt unſicher, und ſo müſſen wir fürchten, daß das ganze Gebäude einmal zuſammenſtürze.

„Um Sie zu überzeugen, daß Sie wirklich das Weſentlichſte vom Urſprung der Begriffe ſchon wiſſen, und daß Sie ſich, mit Sokrates zu reden, ihrer Gedanken darüber nur erinnern dürfen, will ich die zuletzt gethanen Fragen, nur ein wenig ausführlicher, wiederholen. — Was dünkt Ihnen alſo? Würde der Sclave des Menon, wenn er blind geweſen wäre, von dem Viereck, das ihm Sokrates vorzeichnete, einen Begriff erhalten haben?

Offenbar mußte er ſehende Augen haben.

„Aber mit dieſen ſehenden Augen konnt er ja Alles, was in der Welt ſichtbar iſt, ſehen, und doch ſah er nur etwas. Was ſah er?

Wovon die Lichtſtrahlen in ſeine Augen fielen.

„Und

„Und eben ſo: Um von der Stimme des mit ihm redenden Sokrates einen Begriff zu erhalten; was ward erfordert?

Ein ofnes Ohr.

„Wäre das Alles? Wir machten aus: Wenn der Sclave ſehen ſollte, ſo mußten Lichtſtrahlen in ſeine Augen fallen; denn Licht iſt die Materie, vermittelſt welcher wir ſehen. Was iſt nun das für eine andre Materie, vermittelſt welcher wir hören?

Die Luft.

„Was wird alſo zum Hören noch ferner erfordert?

Daß die Luft erſchüttert werde.

„Aber hören wir denn alle Erſchütterungen der Luft, oder nur diejenigen, die zu unſerm Ohr gelangen?

Nur dieſe letztern.

„Alſo, anſtatt zu ſagen: die Luft muß erſchüttert werden, ſagen Sie lieber: das Gehör muß vermittelſt der Luft erſchüttert werden. — Gehn Sie nunmehr die ſämmtlichen Sinne

durch, und Sie werden überall das Nehmliche finden.

„Das Auge iſt ein ſinnliches Werkzeug. Nicht wahr?

Allerdings.

„Und iſt geſund, wenn es klar ſieht?

Freylich.

„Auch das Ohr iſt ein ſinnliches Werkzeug, und geſund, wenn es wohl hört?

Es iſt der nehmliche Fall.

„Und wenn Lichtſtrahlen ins Auge fallen oder Schälle das Ohr erſchüttern: ſo wird in beiden Fällen ein ſinnliches Werkzeug berührt?

Natürlich.

„Machen Sie mir nun den Satz allgemein. Um zu Begriffen des Geſichts zu gelangen, mußte der Menſch geſunde Augen haben, und die Lichtſtrahlen mußten hineinfallen. Sagen Sie mir nun überhaupt: was muß geſchehen, um zu Begriffen zu gelangen?

Man

Man muß zuerſt geſunde ſinnliche Werkzeuge haben und zweitens müſſen die Werkzeuge berührt werden.

„Doch wie berührt? Iſt es gleichgültig, von welcher Materie? — Werden Sie ſehen, wenn Ihr Auge nur von der Luft, oder hören, wenn Ihr Ohr nur vom Lichte berührt wird?

Offenbar nein.

„Alſo, von welcher Materie muß das Werkzeug berührt werden?

Von derjenigen, vermittelſt welcher der Sinn empfindet.

„Da hätten wir alſo zwei Erforderniſſe zur Entſtehung jedes Begriffs ſchon gefunden. — Antworten Sie weiter: Entſtand bei unſerm Sclaven ſchon mit dem bloßen Sehen der Begriff der Figur? — Sie meynen ja? Sie dürfen ſich nur zurückerinnern. — Wurden wir nicht einig, daß in jenem Augenblick nur die beiden Vorſtellungen des Vierecks und des Sokrates in ſeiner Seele Begriffe

waren; daß gleichwohl auch die ausſtrömenden Lichtſtrahlen andrer umgebenden Gegenſtände ſeine Augen berührten? und er auch von dieſen andern Gegenſtänden Vorſtellungen hatte?

Ja! aber Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn.

„Woran lag das? Doch wohl daran, weil er in dieſem Augenblicke nur auf jene beiden Gegenſtände Acht gab?

Ganz gewiß.

Was gehört alſo noch ferner zur Erzeugung eines Begriffs?

Die Beachtung der Veränderung, die im Werkzeuge bewirkt worden.

„Ganz recht! Die Seele muß ihre vorſtellende Kraft auf den einen Gegenſtand ſammeln, und ihn dadurch aus dem düſtern verworrnen Chaos der Totalvorſtellung herausſondern. Dadurch erhält dann die Vorſtellung dieſes Gegenſtandes ein beſonders Licht, eine vorzügliche Klarheit. In eben dem Maaße aber wer-

werden auch die Vorſtellungen der übrigen Gegenſtände verdunkelt. Das ſehen Sie an einer gewiſſen Art von Abweſenden, die, wenn ſie ganz in Einen Gedanken vertieft ſind, weder ſehen noch hören, und wenn man ſie anredet, entweder gar keine oder eine ganz verkehrte Antwort geben. — Eine andre weniger gute Art von Abweſenden, die man Zerſtreute nennt, ſind wachende Träumer; dieſe vertheilen ihre vorſtellende Kraft auf ſo viel Gegenſtände zugleich und denken ſo viel auf einmal, daß ſie darüber ſo gut wie gar nichts denken.

„Wiederholen Sie mir das Geſagte noch einmal! Auſſer der geſunden Beſchaffenheit des Werkzeuges, und auſſer der Berührung deſſelben durch die ihm zuſagende Materie wird zu einem Begriffe **drittens** erfordert? —

Die **Beachtung** der Veränderung im Werkzeug.

„Warum? damit nehmlich die Vorſtellung nicht im Dunkeln bleibe; ſondern? —

Zur Klarheit komme.

„Iſt denn aber auch dieß ſchon genug? — Sokrates erſte Frage an den jungen Sclaven war: ob er wiſſe, daß dieß, was er ihm hier vorzeichne, ein Viereck ſey? Der Sclave antwortet ohne alles Bedenken: ja. Würd er das gekonnt haben, wenn er ſich nicht anderer ſchon ehemals geſehener ähnlicher Figuren erinnert, dieſe mit jenen verglichen und ihre Aehnlichkeit erkannt hätte?

Gewiß nicht.

„Bloß durch dieſe Aehnlichkeit, ſehen Sie wohl, iſt er im Stande, jedes vorkommende Viereck von andern Figuren, die nicht Vierecke ſind, zu unterſcheiden?

Freilich.

„Aber von jenem erſten Viereck, womit er alle nachher geſehenen verglich; wie glauben Sie, daß er da den Begriff erhalten habe? Ohne Vergleichung?

Es ſcheint.

„Der

„Der Schein iſt trüglich. Ohne Vergleichung mit andern ähnlichen und beſonders mit andern unähnlichen Figuren würd es ſichtbar nie zum Unterſcheiden des Vierecks kommen, und nur durch Unterſcheiden kennt man, iſt man ſich bewußt. — Zu dieſem Unterſcheiden nun, dieſem Bewußtſeyn ſind die Wörter vortrefliche, beinahe unentbehrliche Hülfsmittel. Eben durch ſie ſondern wir die jedesmalige Vorſtellung, die wir haben wollen, von der Menge der übrigen, zugleich in der Seele befindlichen Vorſtellungen ab; wir ziehen damit gleichſam um die vorzuſtellenden Gegenſtände die Grenzlinien, und werfen auſſer dieſe Grenzlinien alles, nicht zur Vorſtellung Gehörige, hinaus. Daher geſchieht unſer Denken immer vermittelſt der Sprache. — Wenn Ihr akademiſcher Lehrer Ihnen künftig das Entſtehen der Sprachen wird erklären wollen, ſo wird ihm eben dieß die vornehmſte Schwierigkeit machen. Eins ſcheint das andre nothwendig vorauszuſetzen: der Gebrauch

der Vernunft die Erfindung der Sprache, und die Erfindung der Sprache den Gebrauch der Vernunft. Ich überlaſſ' es ſeinem Scharfſinne, Sie aus dieſer Schwierigkeit herauszuführen: für Uns wäre eine ſolche Unterſuchung noch zu ſchwer und zu tief.

„Setzen Sie das zuletzt Herausgebrachte zum Vorigen hinzu; ſo gehört zur Entſtehung eines Begriffs viertens? —

Die Vergleichung der Vorſtellung mit andern ähnlichen und unähnlichen Vorſtellungen.

„Die alſo in der Seele zugleich vorhanden ſeyn müſſen. Es mag nun ſeyn, daß auch ſie gegenwärtig wirklich empfunden, oder nur von dem Gedächtnis zurückgerufen werden. Und fünftens gehört noch dazu? — Ich hab es geſagt: die Bezeichnung der Begriffe. Durch? —

Durch Wörter.

„We-

„Wenigſtens ſind Wörter die Zeichen, die alle uns bekannte Nationen für ihre Begriffe angenommen. Es müſſen alſo wohl die bequemſten und die natürlichſten ſeyn. Doch ſind auch andre Bezeichnungsarten der Begriffe möglich, wenn ſie gleich weniger Vollkommenheit haben.

„Wir wollen nunmehr zur Frage von der Wahrheit der Begriffe fortgehn, als um derentwillen wir die ganze bisherige Unterſuchung angeſtellt haben. Aber vor allen Dingen müſſen wir doch wiſſen, was wir unter Wahrheit verſtehen. — Werden Sie ſagen, daß ein rundes Viereck, ein ſchwarzes Weiß wahre Begriffe ſind?

Nein.

„Warum nicht?

Weil ſie ſich gar nicht denken laſſen.

„Und warum laſſen ſie ſich nicht denken?

Weil es unmögliche Dinge ſind.

„Sie nennen alſo einen Begriff unmöglich, der einen Widerſpruch in ſich faßt,

ſo

ſo wie hier die Vorſtellungen von Rund und Eckigt, Schwarz und Weiß einander vernichten?

Freilich.

„Alſo läge die Wahrheit der Begriffe darinn, daß das Verſchiedene, was ſie enthalten, einander nicht aufhebt, ſondern mit einander beſteht, übereinſtimmt? Kurz, ſie läge in der innern Möglichkeit derſelben?

Allerdings.

„Aber wenn nun unſer Sclave auf die Frage, ob die ihm vorgezeichnete Figur ein Viereck ſey? geantwortet hätte: ſie iſt ein Zirkel: hätte er da einen wahren oder einen falſchen Begriff gehabt?

Einen falſchen.

„Ein Zirkel aber iſt doch etwas ſehr Mögliches, etwas ſehr Denkbares?

Das wohl. Allein der Sclave hätte den Begriff unrecht angewandt; hätte Zirkel und Viereck verwechſelt.

„Alſo

„Alſo ſehen Sie wohl, daß es eine zwiefache Wahrheit der Begriffe giebt. Zuerſt muß der Begriff keinen **innern** Widerſpruch enthalten; das heißt: die verſchiedenen darinn verbundenen Merkmale müſſen einander nicht aufheben, müſſen zuſammen beſtehen können: und zweitens muß auch der Begriff von **äuſſerm** Widerſpruch frei ſeyn; deutlicher: er muß dem Gegenſtande zukommen, wovon man ihn hat; muß mit ihm übereinſtimmen. Jene Wahrheit pflegt man die **metaphyſiſche**, dieſe die **logiſche** zu nennen. — In unſrer Frage iſt von der logiſchen Wahrheit die Rede, die aber jene metaphyſiſche immer vorausſezt.

„Wenden Sie den Begriff, damit Sie ihn deſto beſſer und ſichrer faſſen, auf einige Beiſpiele an! Die logiſche Wahrheit beſtand? —

In der Uebereinſtimmung des Begriffs mit der Sache, wovon man ihn hat.

„Wann

„Wann glauben Sie alſo, daß man den wahren Begriff von der Farbe einer Blume, eines Gewandes habe?

Wenn man die Farbe ſo ſieht, wie ſie iſt.

„Das will ſagen, wenn man das Blaue blau, das Grüne grün, das Weiſſe weiß ſieht?

Freilich.

„Kurz, wenn man die Farbe ſo ſieht, wie ſie auſſer dem Auge in der Blume, in dem Gewande da iſt?

Nicht anders.

„Antworten Sie doch, als ob Sie aus der Schule eines Gorgias oder Empedokles kämen! Denn erinnern Sie ſich, wie Sokrates, nach dem Syſtem dieſer Weltweiſen, die Farben erklärte? — Als ſichtbare Ausflüſſe der Körper; wodurch er alſo die Farben in die Körper ſelbſt zu verſetzen ſchien. — Iſt denn aber dieſe Vorſtellungsart richtig? Iſt die Farbe, ſo wie wir ſie empfinden, wirklich auch auſſer uns in dem Gegenſtande? Oder

am

um ein Beiſpiel von einem andern Sinn zu entlehnen: Iſt der Geſchmack einer Speiſe nicht etwa blos auf der Zunge? Iſt er auch in ihr ſelbſt?

Beides auf der Zunge und in ihr ſelbſt.

„Verſtehn Sie ſich recht! Sie urtheilen nur darum ſo, weil Sie ſich von der Sprache verführen laſſen. Man ſagt freilich, ſowohl von der genoßnen Speiſe, als von der genieſſenden Perſon, daß ſie einen guten, ſchlechten, feinen Geſchmack habe. — Allein, ſo bald Sie ſich den Geſchmack als das, was er iſt, als Empfindung, als Vorſtellung der Seele denken: müſſen Sie da nicht ſogleich gewahr werden, daß er als ſolche, als Empfindung, nur bei dem Genieſſenden, nur in der Seele deſſelben Statt finden kann?

Das allerdings.

„Und daß in dem Genoßnen, in der Speiſe, weiter nichts, als die Veranlaſſung zu dieſer Empfindung liege?

Ganz

Ganz ſichtbar.

„Eben ſo auch mit den übrigen Sinnen: daß in den Gegenſtänden des Geſichts weiter nichts, als die Veranlaſſung zur Empfindung einer ſolchen und ſolchen Farbe liege? daß die Farbe nicht eben ſo in den Dingen ſey, wie in unſrer Vorſtellung davon?

Es ſcheint der nehmliche Fall.

„Sie ſind alſo doch auf des Sokrates Meynung. Sie verwerfen, wie Er, die Erklärung der Farben, nach dem Syſtem des Gorgias und des Empedokles. — Aber nun ſagen Sie: was wird aus unſrer ganzen logiſchen Wahrheit? Wo bleibt die Uebereinſtimmung zwiſchen Vorſtellung und Vorgeſtelltem? zwiſchen Begriff und Sache? Wie können wir je von dieſer Uebereinſtimmung urtheilen, wenn wir die Beſchaffenheiten der Dinge, ſo wie ſie in ihnen wirklich ſind, durch die Sinne vielleicht gar nicht kennen lernen? — — Sie ſchweigen? Scheint ihnen die Schwierigkeit unauflöslich?

In der That, ſo ſcheint ſie.

„Aber geſezt nun, ich wollte von dieſer weiſſen Leinewand hier behaupten, ſie wäre gelb: würd' ich Sie nicht alle wider mich haben? Würden Sie nicht, wie aus Einem Munde ſagen: ſie wäre weiß? — Es muß alſo doch noch, außer der innern metaphyſiſchen, eine äuſſere logiſche Wahrheit geben, und wir wollen nicht nachluſſen, bis wir ihr auf der Spur ſind.

„Doch, wo mir recht iſt, ſo ſind wir ihr ſchon auf der Spur. Sagte ich nicht, wenn ich dieſe weiſſe Leinwand gelb nennte, daß ich Sie alle wider mich haben, daß Ihrer aller Zeugnis meine Behauptung umſtoßen würde?

Freilich.

„Hatt ich Recht, das zu ſagen?

Sehr Recht.

„Und wenn ich jezt wirklich, wegen einer Verderbnis in meinen Säften, das Wei-

ße für gelb erkennte: würd ichs da nicht ganz anders ſehn, als ichs ſonſt immer in meinem ganzen Leben ſah, und als ichs nach wiederhergeſtellter Geſundheit auch künftig ſehen würde?

Freilich ganz anders.

„Oder geſezt, wir ſähen es alle gelb, weil von einem hellerleuchteten gelben Körper ein Schlagſchatten, ein Widerſchein auf die Leinewand fiele: würden wir nicht bald unſer Urtheil ändern, wenn wir die Leinewand aus dem Widerſchein weg an das reine Tageslicht brächten, das wir nun einmal in Allem, was Farbe betrifft, zum Schiedsrichter gemacht haben?

Allerdings würden wirs ändern.

„Nehmen Sie einen andern Fall. Glatt und rauh, Flach und Erhaben, Gerade und Gekrümmt, ſind Empfindungen beides für Gefühl und Geſicht, obgleich für jeden der beiden Sinne anders. — Geſezt nun, wir ließen

uns

uns durch eine geſchickte Malerei täuſchen, und hielten das Glatte für rauh, das Flache für erhaben, das Gerade für gekrümmt: würden wir nicht in einen Widerſpruch verfallen, wenn wir nachher das Gefühl dem Geſicht zu Hülfe riefen?

Ganz offenbar.

„Alſo giebt es doch noch, auſſer der metaphyſiſchen, eine logiſche Wahrheit; eine Uebereinſtimmung des Begriffs mit den unveränderlichen Regeln, nach welchen der Sinn im gewöhnlichen geſunden Zuſtande, unter den vortheilhafteſten allgemein bekannten Umſtänden, empfindet; eine Uebereinſtimmung mit der Vorſtellungsart aller andren Menſchen von unverdorbenen Sinnen; eine Uebereinſtimmung mit den entſprechenden Vorſtellungen anderer verwandten Sinne. — So die Frage gefaßt, können wir nun ohne alle Ungereimtheit die Unterſuchung anſtellen: was zur logiſchen Wahrheit, zur Uebereinſtimmung der

Begriffe mit ihren Gegenſtänden erfodert werde.

„Für dießmal wollen wirs bei der Beſtimmung der Frage bewenden laſſen. Wir würden unſre Aufmerkſamkeit nur ermüden, wenn wir ſie länger anſtrengen wollten.

Drit=

Dritte Lection.

„Was in voriger Lection der Fall war, daß Sie in der That ſchon Alles wußten, was ich Sie lehren wollte; das iſt auch jezt wieder der Fall. Die Erforderniſſe zur logiſchen Wahrheit der Begriffe liegen ſchon alle in der Art ihrer Erzeugung. Nur auf etwas weiter Entwickelung kömmt es an.

„Geſezt, daß ich einen Gegenſtand für wirklich, für gegenwärtig halte, der entweder gar nicht vorhanden, oder wenigſtens abweſend iſt: hab ich einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Einen falſchen.

„Geſezt wieder, daß zwar ein Gegenſtand da, aber nicht derjenige iſt, den ich mir einbilde, nicht von der Beſchaffenheit, die ich mir von ihm vorſtelle: hab ich einen wahren oder einen falſchen Begriff?

 Aber-

Abermals einen falſchen.

„Was ergeben ſich hieraus für zwei Haupt-erforderniſſe zur Wahrheit?

Zuerſt, daß wirklich ein Gegenſtand vorhanden, und zweitens, daß er von der geglaubten Beſchaffenheit ſeyn muß.

„Dieſes Leztre will eigentlich ſagen? —

Daß die Vorſtellung von dem Gegenſtande den unveränderlichen Regeln gemäß ſeyn muß, nach welchen die Sinne, in ihrem gewöhnlichen geſunden Zuſtande und unter den vortheilhafteſten Umſtänden, empfinden.

„Wann entſteht denn aber der Fall, daß wir für wirklich oder für gegenwärtig halten, was doch nicht iſt, oder wenigſtens jezt nicht da iſt?

Im Traume.

„Gäbs nicht auch ſonſt noch Fälle? Sie haben gewiß ſchon einen Fieberkranken oder ſonſt einen Unglücklichen geſehen, der bei offnen Sinnen die Schwärmereien ſeiner Einbildungs-

kraft für Empfindungen nimmt. — Der Fall entſteht alſo zweitens?

Im Wahnſinn. Wenn man ſeiner Vernunft nicht mächtig iſt.

„Seneca, wie Ihnen bekannt ſeyn wird, nennt den Zorn einen vorübergehenden Wahnſinn. Sie können, mit dem Stertin beim Horaz, von jeder heftigen Leidenſchaft das Aehnliche ſagen. Denn nicht nur verführt ſie den Menſchen zu den ausſchweifendſten Handlungen, ſondern täuſcht ihn auch, wie z. B. die Furcht, mit Phantomen, als ob es Empfindungen wären. — Der Fall entſteht alſo drittens? —

Bei heftigen Leidenſchaften.

„Und endlich viertens: hat man nicht oft, auch im wachenden Zuſtande, ohne Leidenſchaft, ohne Wahnſinn, Empfindungen von etwas, das gleichwohl nicht iſt? Giebts nicht ein Flimmern vor den Augen, ein Brauſen im Ohre, das uns mit falſchen Empfindungen von einem geſehenen Schimmer, einem gehör-

ten Sturme täuſcht? Die Nerven nehmlich werden zuweilen von innen auf eben die Art, wie ſonſt von auſſen, erſchüttert. Der Fall entſteht alſo noch? —

Von innrer Erſchüttrung der Nerven.

„Die denn immer eine Unordnung im Körper, eine Krankheit zur Urſache hat.

„Nehmen Sie dieß Alles, was Sie hier gefunden, zuſammen. Dem Traum ſteht der wachende Zuſtand, dem Wahnſinn der freye Gebrauch der Vernunft, den Leidenſchaften die Ruhe des Gemüths, endlich der Krankheit die volle Geſundheit entgegen. Wenn man alſo gewiß ſeyn will, daß man nicht leere Einbildung mit Empfindung verwechsle: was wird erfodert?

Daß man ſich ſeines wachenden Zuſtandes, des freyen Gebrauchs ſeiner Vernunft, eines ruhigen Gemüths und eines geſunden Körpers bewußt ſey.

„Aber

„Aber wie, wenn nun ohnerachtet alles deſſen, unſre ſämmtlichen Begriffe von äußern körperlichen Dingen nichts als Träume, als Erſcheinungen; wenn dieſe Dinge außer der Vorſtellung nirgends vorhanden wären? Dieſe Meynung, die viele ſcharfſinnige Köpfe gehabt haben, wird Idealiſmus genannt. In ihre Prüfung, und falls ſie möglich wäre, in ihre Widerlegung können wir uns hier noch nicht einlaſſen. — Aber ich fürchte, oder vielmehr ich hoffe: was Sie jezt lächeln macht, wird Sie einſt künftig ſehr ernſthaft machen.

„Ich nehme jezt an, daß das erſte Haupterfordernis zur Wahrheit ausgemacht, daß wirklich ein äuſſrer Gegenſtand vorhanden ſey: was iſt dann noch das zweite Haupterfordernis? —

Daß auch der Gegenſtand die geglaubte Beſchaffenheit habe.

„Wie werden wir nun davon verſichert? — In voriger Stunde ſagt' ich,

ein weißer Gegenſtand könne, wegen innrer Verderbnis der Säfte, gelb erſcheinen. Iſt ein Werkzeug, in welchem die Säfte verderbt ſind, ein geſundes oder ein ungeſundes Werkzeug?

Ein ungeſundes.

„Alſo wird hier abermals erfordert? —

Daß man ſich eines geſunden Werkzeugs bewußt ſey.

„Doch wie? Wären denn alle innre Urſachen, wodurch die Erſcheinungen der Gegenſtände verfälſcht werden, Krankheiten? Wenn dem Fieberhaften die Speiſe anders als dem Geſunden ſchmeckt, weil die Säfte, die ſich mit den Speiſen miſchen, bei jenem verderbt ſind; kann nicht auch dem Geſunden ein friſches mildes Getränk ſchaal oder herbe ſchmecken, weil er es unmittelbar auf ſo oder ſo eine Frucht nimmt? — Beſſer demnach, wir faſſen das Erfordernis ſo: Um zu unterſcheiden, was bei dem Eindruck von dem äuſſern Gegenſtande ſelbſt und was von

dem Werkzeuge herrühre, muß man den jedesmaligen Zuſtand ſeiner Werkzeuge kennen — Finden Sies ſo nicht allgemeiner, nicht richtiger?

Ohne Zweifel.

„In voriger Stunde ſagt' ich ferner: ein Gegenſtand könne gelb erſcheinen, weil das Licht nicht rein, weil es von einem fremden Lichte verfälſcht ſey. Wenn wir alſo von der Farbe einen richtigen Begriff erhalten ſollen; ſo iſt ein neues Erfordernis? —

Daß das Licht unverfälſcht ſey.

„Das gilt dann für den einen Sinn des Geſichts. Aber ſo ein Medium, wie Licht für das Geſicht iſt, haben mehrere Sinne. Allgemeiner alſo iſt dieſes Erfordernis?

Daß das Medium rein ſey, durch welches der Sinn empfindet.

„Laſſen Sie ſehen, ob Sie hiedurch einen Einwurf widerlegen können, den ſchon alte

Welt=

Weltweiſe gegen die Zuverläſſigkeit der Sinne gemacht haben. Ein ganzes gerades Ruder, ſagten Sie, wenn mans in die Fluth getaucht ſieht, erſcheint gebrochen. Was iſt die Antwort hierauf?

Daß man hier das Ruder durch ein unreines, verfälſchtes Medium ſieht.

„Wenigſtens durch ein ungewöhnliches, durch ein fremdes. Ein ſolches fremdes Medium alſo kann zu Irrthümern verführen. Für Sie zwar, die Sie ſchon die Erfahrung haben, daß das Gerade im Waſſer immer gebrochen erſcheint, iſt mir nicht bange: aber wem dieſe Erfahrung fehlt? wer die Natur und Wirkung des fremden Mediums noch nicht kennt? —

Der kann freilich leicht irren.

„Was war bei Ihnen das Verwahrungsmittel gegen dieſen Irrthum?

Die Erfahrung, daß das Medium immer dieſe Wirkung thue. Die Kenntnis von der Natur deſſelben.

„Die-

„Dieſe Erfahrung alſo und dieſe Kenntnis wird auch für andre das Verwahrungsmittel ſeyn. Daraus folgt dann die Regel: daß man ſich mit der Natur jedes Mediums bekannt machen muß. — Haben Sie ſchon in der Naturlehre die Gründe gehört, warum das Waſſer die Erſcheinungen der Gegenſtände ſo verändert?

Nein.

„Nun ſo iſt denn ihre Erkenntnis noch bloß hiſtoriſch. Philoſophiſch wäre ſie, wenn Sie die Gründe des Factums, nicht bloß das Factum, wüßten. — Indeſſen kann jene Erkenntnis ſchon hinlänglich ſeyn; doch iſt dieſe unſtreitig beſſer.

„Wir wollen ſehen, wie weit ſchon die bisher gefundenen Erforderniſſe zur Richtigkeit der Begriffe hinreichen. — Ich gebe Ihnen einen wirklich vorhandenen Gegenſtand, nehme Ihre Werkzeuge völlig geſund, Ihr Gemüth völlig heiter und ruhig an; ich geſtehe

Ih-

Ihnen überdieß noch ein unverfälſchtes Medium, ein reines aber ſehr ſchwaches Licht zu; ein Licht, wie es in der erſten Morgendämmerung iſt: werden Sie nicht Gefahr laufen, bei zu ungewiſſem Eindruck, den hier die ſparſam erleuchteten Gegenſtände machen, falſche Begriffe zu bilden?

Natürlich.

„Wiederum geb ich Ihnen ein volles unverfälſchtes Licht, rücke aber den Gegenſtand weit von Ihnen weg in die Ferne: werden Sie nicht auch da wieder Gefahr zu irren laufen?

Allerdings. Denn der Eindruck iſt auch hier wieder zu ſchwach.

„Ein neues Erfordernis alſo iſt?

Die hinlängliche Stärke des Eindrucks.

„Darunter war, nach dem Obigen, zweierlei begriffen, und ich wünſchte es einzeln angegeben.

Es wird hinlängliche Fülle des Mediums und Nähe des Gegenſtandes erfordert.

„Wie

„Wie aber, wenn zuweilen der Gegenſtand auch zu nahe ſeyn könnte? Bei denjenigen Sinnen nehmlich, die, wie das Auge, nicht unmittelbar durch Berührung des Gegenſtandes ſelbſt empfinden. — So giebt es für Sie, der Sie nicht Myops ſind, bei Geſichtsgegenſtänden eben ſo wohl ein zu Nah, als zu Ferne. Statt des Worts Nähe alſo ſetzen wir beſſer? —

Rechte Entfernung des Gegenſtandes.

„Die nun zu beurtheilen, muß man abermals die Natur des Sinnes kennen. Sey es philoſophiſch oder hiſtoriſch.

„Doch auch die rechte Entfernung machts noch nicht aus. Treten Sie ſeitwärs, indem ich Ihnen hier auf dieſer Tafel einen Zirkel ſchlage! — Wenn Sie jezt bloß nach dem ſinnlichen Scheine urtheilten; würden Sie die Linie für einen Zirkel oder für eine Eylinie halten?

Für eine Eylinie.

„Alſo nicht bloß auf Entfernung, auch auf Lage kömmts an. Und auch in dieſe Lage weiß ein jeder, nach bloß gemeiner Erkenntnis, die beweglichen Gegenſtände ſo zu rücken, oder bei unbeweglichen ſeine eigene ſo zu verändern, daß er der Wahrheit ſeiner Vorſtellungen dadurch gewiß wird.

„Die Wiederholung der hier herausgebrachten neuen Erforderniſſe hat ſchon Cicero Ihnen erſpart. Sie müſſen ihn ſelber hören; denn mit ſeiner Gabe, Alles was er will zu ſagen, druckt er ſich ſo vortreflich aus, daß er in der Ueberſetzung gewiß verlieren würde. Meo quidem judicio, ſagt er, ita eſt maxima in ſenſibus veritas, ſi & ſani ſunt & valentes, & omnia removentur, quae obſtant & impediunt. Itaque & lumen mutari ſaepe volumus, & ſitus earum rerum, quas intuemur, & intervalla aut diducimus aut contrahimus, multaque facimus usque eo, dum adſpectus ipſe fidem faciat ſui judicii. Quod idem fit in vocibus, in odore, in ſapore: ut nemo

ſit

ſit noſtrum, qui in ſenſibus ſui cuiusque generis judicium requirat acrius. (*Acad. Quæſt. IV. 7.*)

„Wie ſehr Cicero in der Bemerkung Recht habe, daß man, auch ohne daran zu denken, die Erforderniſſe zur Richtigkeit und Vollkommenheit der Begriffe weiß und anwendet; das können Sie aus alltäglicher Erfahrung lernen. Sehen Sie einem Kunſtkenner zu, wenn er ſich an dem vollen Anblick eines Gemäldes ergötzen will. Bald hängt ihm das Bild in falſchem, bald in zu ſchwachem Lichte; er hebt es herab, bringt es dem Tage näher, rückt es ſo, daß das Licht auf eben die Art, wie im Zimmer oder in der Phantaſie des Malers einfällt; reinigt das Gemälde vom Staube, das Auge von den geſammelten Feuchtigkeiten, und tritt dann umher, bis er die beſte Entfernung, den vortheilhafteſten Geſichtspunct findet.

„Es ſcheint Alles erſchöpft zu ſeyn, was ſich auf Gegenſtand, Werkzeug, Medium,

Berührung des Werkzeugs bezieht. Aber wir brachten noch andere Erforderniſſe zur Erzeugung der Begriffe heraus: die waren? —

Beachtung, Vergleichung, Bezeichnung.

„Das wird uns der Regeln vermuthlich noch mehrere geben. Denn ſollt es nicht in Irrthümer führen, wenn die Aufmerkſamkeit zu nachläſſig, zu zerſtreut, kurz, wenn ſie nicht wach genug iſt?

Aller Wahrſcheinlichkeit nach.

„Auch Ihnen wird man in der Kindheit manchen Winterabend durch Geſpenſtermährchen vertrieben haben. Was halten Sie von ſolchen Geſpenſtermährchen? — Nicht gar viel, wie ich merke. Aber die gute Amme hatte geſehn, hatte gehört: ſie ſchwur, daß ſie wahr erzehlte, und ſie ſchien doch zu fromm, um falſch zu ſchwören?

Vielleicht auch, daß ſie wirklich geſehn und gehört hatte; nur nicht das, was ſie glaubte.

„Das

„Das Weiße alſo, was ſie im Mondenlicht ſah, war kein Geiſt; das Geräuſch, was ſie um Mitternacht hörte, kein Geklirr von Ketten? Es ward nur durch ihre abergläubiſche Einbildung dazu?

Ganz gewiß.

„Und wenn ſie ihre Furcht hätte überwinden, ihre erhitzte Einbildung in Schranken halten können; wenn ſie mit freier ungefeſſelter Aufmerkſamkeit ſich den Gegenſtänden genähert, ſie beobachtet hätte: ſo wäre plötzlich das Schreckenbild verſchwunden geweſen?

Unfehlbar.

„Ziehen Sie daraus die Regel: um richtige Begriffe zu erlangen, muß man die Aufmerkſamkeit frei erhalten, muß man ſich vor falſchen Einbildungen, mithin auch vor allen den Leidenſchaften hüten, die ſolche Einbildungen zu erzeugen pflegen.

„Doch nicht immer iſts nur die Einbildung, die der Erfahrung ſolche Zuſätze

giebt. — Sie wiſſen, daß bei voller Windſtille, in einer nicht mit ſchweren Dünſten beladenen Luft, der Rauch in die Höhe zu ſteigen pflegt. Ich beobachte das, und glaube erfahren zu haben, daß der Rauch keine Schwere habe. — Hab' ich es wirklich erfahren?

Nein.

„Was hab ich denn wirklich erfahren?

Nichts, als daß der Rauch in die Höhe ſteige.

„Ich machte alſo den Fehler, daß ich für Erfahrung nahm, was ich nur zur Erfahrung hinzuſchloß. Nicht wahr?

Allerdings.

„Was folgt daraus für eine zweite Regel?

Daß man Schlüſſe nicht mit Erfahrung verwechſeln müſſe.

„Denn zuerſt: Man erfährt ja nicht wirklich, was man nur ſchließt, und zweitens: was man aus einſeitiger Erfahrung ſchließt, iſt

im-

immer ſehr unſicher. — So iſt z. B. die Erſcheinung des Rauchs auf hohen Bergen, wo die Luft ſehr leicht iſt, ganz anders, als in niedrigen Gegenden. Wer den Aetna beſteigt, ſieht den Dampf aus dem Schlunde ſich vom Berge herunterwälzen, bis er in der dichtern mittlern Luft, wo er ſein Gleichgewicht findet, ſich ſetzt und wie eine Wolke fortzieht. —

„Die beiden obigen Regeln können Sie nun in die eine zuſammenfaſſen: Man muß die Aufmerkſamkeit wach erhalten, um nicht mehr zur Erfahrung zu rechnen, als was ſie wirklich enthielt. Das wird dann auch alle die Fehler verhüten, die in Anſehung der Vergleichung vorfallen könnten. — Doch da auch falſche, mangelhafte Erinnerung des Vergangnen, eben ſo wohl als vernachläſſigte Beachtung des Gegenwärtigen, auf falſche Begriffe führen kann; ſo faſſen wir die Regel lieber ſo: Man muß beides die Aufmerkſamkeit und das Gedächtnis ſchärfen.

„Ueber die Bezeichnung der Begriffe ſtellen wir künftig eine eigne Unterſuchung an. Die Materie iſt wichtig, und die Veranlaſſung zu dieſer Unterſuchung wird ſich zeigen, wenn wir bei Gelegenheit unſers Menon die Grundſätze der Erklärungskunſt lernen. — Merken Sie nur noch, daß der Fehler, da man ſeinen Erfahrungen falſche Einbildungen und Schlüſſe einſchiebt, der **Erſchleichungsfehler** (vitium ſubreptionis) genannt wird.

Vier=

Vierte Lection.

„Aus der Erklärung des Begriffs, wozu uns der Sclave des Menon Gelegenheit gab, haben ſich ſo viel andre Betrachtungen entſponnen, daß wir uns faſt ganz vom Menon verloren hätten. Einmal müſſen wir doch mit unſrer logiſchen Unterſuchung dem Sokrates in ſeiner moraliſchen nachgehn, und ſo mag fürizt der Sclave unter das Gefolge wieder zurücktreten. — So, wie dieſer ſchon einen Begriff vom Viereck, ſo hatte jener ſchon einen Begriff von der Tugend. Nicht wahr?

Wir haben es zugegeben.

„Wie mogt' er nun den erhalten haben? — Sie wiſſen ja ſchon alles, was zur Erzeugung eines Begriffs erfodert wird. Wiederholen Sies nur!

Durch Berührung eines ſinnlichen Werkzeugs.

„Welches ſinnlichen Werkzeugs? — — Sie ſtocken?

Des Auges.

„Des Auges? — Sie meynen vermuthlich, weil er tugendhafte Handlungen wird geſehn haben, von denen er zum allgemeinen Begriff der Tugend übergegangen. — Aber denken Sie nur etwas weiter nach, und Sie werden bald gewahr werden, daß wir mit dem Auge eigentlich nichts, als Figur, Farbe und räumliche Veränderungen ſehen. — Iſt denn nun eine tugendhafte Handlung; iſt das, was ſie tugendhaft macht, eine Figur, oder eine Farbe, oder eine räumliche Veränderung?

Keins von allem.

„Alſo kein Gegenſtand des Auges?

Nein.

„Und welches Sinnes denn ſonſt? — Wir zählen ja ihrer fünfe.

„Sie ſtutzen. Wenn ich Sie nun weiter um die Erzeugung der Begriffe: Vergnügen, Schmerz;

Schmerz; Wiſſenſchaft, Meynung; Liebe, Haß; Weisheit, Thorheit, u. ſ. f. fragte; ſo würden Sie bald gewahr werden, daß es eine ganze Menge von Begriffen giebt, die nicht auf die Art, wie oben angegeben, erzeugt werden. Aber auf welche Art denn ſonſt? — — So viel wiſſen Sie doch aus gemeiner Erkenntnis, daß man Körper und Seele unterſcheidet und einander entgegenſezt. Nicht?

Allerdings.

„Seele nennen Sie das, was in ihnen empfindet, denkt und will?

Nicht anders.

„Und jene Begriffe, deren Erzeugung Sie nicht zu erklären wußten, beziehen ſich alle auf ein Empfinden, Denken, Wollen?

Ganz ſichtbar.

„Auch Sokrates, wenn Sie ſich noch erinnern, machte einen Unterſchied unter Dingen, die in und die auſſer der Seele ſind. — Zu

welcher von beiden Klaſſen rechnete er die Tugend?

Zu der erſtern. Zu den Dingen, die in der Seele ſind.

„Sollte das den Knoten nicht auflöſen? — Wenn der Sclave des Menon den Begriff vom Viereck, ſo wie von allen äuſſern Dingen, mittelbar durch den Körper erhalten mußte: wie mußte Menon ſelbſt den Begriff von der Tugend erhalten?

Unmittelbar durch die Seele.

„Das ſcheint nun ſo richtig, ſo klar; denn die Tugend iſt eine Eigenſchaft der Seele ſelbſt; ſie iſt in ihr. Gleichwohl bleibt noch eine zwiefache Dunkelheit übrig. — Denn zuerſt: Glauben Sie, daß eine Seele in eine andere Seele ſo unmittelbar hinüberblicken könne, wie Auge in Auge?

Unmöglich.

„Iſt denn alſo nicht deutlich, daß wir Alles, was wir von ſolchen Dingen unmittel-

bar

bar erkennen ſollen, in unſrer eignen Seele erkennen müſſen?

Sehr deutlich.

„Zugegeben demnach, ich begriffe durch Ihre Antwort, wie Menon zur Kenntnis männlicher Tugend gelangt ſey, da er ſelbſt Mann war; begreif' ich darum ſchon, wie er auch weibliche Tugend habe erkennen lernen? — Oder ein beſſeres Beiſpiel! Begreif' ich durch Ihre Antwort, wie Sokrates und Anytus nicht nur von ihrer eigenen Tugend; wie ſie auch von der klugen Tapferkeit eines Themiſtokles, von der ſtrengen Gerechtigkeit eines Ariſtides Begriffe erhielten?

Sie ſchloſſen die Tugenden dieſer Männer aus den allgemein bekannten Handlungen derſelben.

„Sehr wohl geantwortet! Allein dieſe Handlungen, ſo fern ſie in die äuſſern Sinne fielen, waren abermals körperlich, und in die Seele der beiden Tugendhaften konnten doch weder Anytus noch Sokrates blicken. Wenn

ſie

ſie nun gleichwohl ſo beſtimmt von den äuſſern Wirkungen auf die innre Urſache ſchloſſen; wenn ſie davon nicht, als von einer unbekannten, ſondern als von einer bekannten Sache ſprachen, von der ſie reelle Begriffe hatten: mußten ſie da nicht ſchon anderswoher die Kenntnis derſelben haben?

So ſcheint es.

„Schöpfen aber konnten ſie den Begriff der Tugend nirgends anders, als in der Seele, und da ſie ihn aus Anderer Seelen unmöglich ſchöpfen konnten: was blieb da übrig? —

Daß ſie ihn aus ihrer eigenen ſchöpften.

„Sonach hätten Anytus und Sokrates ſich nie eines Ariſtides Gerechtigkeit, eines Themiſtokles Tapferkeit denken können, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt gewiſſe den Tugenden jener Männer analoge Empfindungen und Geſinnungen wahrgenommen hätten? Ihre Begriffe davon wären Begriffe geweſen, aus ihrem

rem eigenen Innern gezogen und auf jene Männer übergetragen?

Es ſcheint anders Nichts zu ſagen übrig.

„Freilich nicht. Auch iſt es ſehr deutlich, daß wirklich dieß die Entſtehungsart aller pſychologiſchen Begriffe ſeyn muß. Denken Sie ſich einen Menſchen ohne alles Gefühl von Muth, von Recht und von Unrecht; — welches zwar in der That ein unmöglicher Fall iſt — und Sie begreifen ſehr leicht, daß für ſo einen Menſchen Tapferkeit und Gerechtigkeit ewig Namen ohne Sinn, leere Schälle, nicht bedeutende Wörter ſeyn werden. — Zugleich erhellt auch, daß unſre Begriffe von Anderer Empfindungen und Charakter um ſo viel mangelhafter oder vollſtändiger ſeyn müſſen, je mehr oder je weniger Analogie ſich zwiſchen unſrer und ihrer Empfindungsart, unſerm und ihrem Charakter findet. Der gerechte Sokrates konnte ſich in die Seele eines Ariſtides ohne Zweifel viel leichter, viel völliger

ver-

verſetzen, als ſein boshafter ungerechter Anklä-
ger Anytus.

„Warum iſt denn aber die Beobachtung anderer Menſchen ein ſo gutes Mittel zur Selbſterkenntnis? Denn um hier eine Platoniſche Idee aus dem erſten Geſpräch: Alcibiades, mit einiger Veränderung, anzuwenden: ſo erkennt ſich das Auge, indem es ſich in einem andern Auge: die Seele, indem ſie ſich in einer andern Seele ſpiegelt. — Die Antwort hierauf iſt leicht. Wir erhalten durch Beobachtung Anderer Geſichtspuncte, uns ſelbſt zu beobachten. Ueberdem; wo wir gerade die beſte Gelegenheit hätten, unſer Innerſtes zu erforſchen, da iſt die Seele zu ſehr beſchäftigt, zu ſehr bewegt; und Beobachtung erfodert einen ruhigern Zuſtand. Wenn wir hingegen bei Anderer Handlungen und Leiden in uns ſelbſt zurückkehren, ſo haben wir weit mehr die Faſſung zum Reflectiren: die bloßen Ideen der Erinnrung ſind ſchwächer;

die bloßen Bewegungen der Sympathie weniger lebhaft. — —

„Wir haben jezt ſo viel gewonnen, daß wir zwei Fragen auf Eine zurückgebracht haben. Denn ſobald wir nun wiſſen, wie wir Begriffe von unſrer eigenen Seele bilden, ſo wiſſen wir zugleich, wie wir ſie von Andrer Seelen erlangen. — Sie erinnern ſich ohne Zweifel noch der Antworten, die Sie mir gaben. Die Begriffe von äuſſern Dingen werden uns mittelbar durch den Körper zugeführt; die von innern Seelenveränderungen? —

Erhalten wir unmittelbar durch die Seele.

„Unmittelbar, ſagen Sie. Urtheilen Sie ſelbſt, in wie fern das ſeyn kann? — Sokrates ſagt in unſerm Geſpräch, daß er für alle ſchönen Jünglinge eine Art von Schwachheit habe. — Dieſe ſeine Schwachheit fürs Schöne, ſein Wohlgefallen am Schönen: rech-

rechnen Sie es zu den Dingen, die in, oder die auſſer der Seele ſind?

Zu denen, die in ihr ſind.

„Wenn nun aber Sokrates nie einen ſchönen Jüngling, einen Xenophon, Alcibiades, Menon gekannt, nie überhaupt einen ſchönen Gegenſtand geſehen hätte: würde ſich je dieſe Empfindung in ſeiner Seele geregt; würd' er je eine Vorſtellung davon erhalten haben?

Gewiß nicht.

„Wenigſtens nicht vom ſichtbaren Schönen; das iſt ganz deutlich. — Denken Sie ſich nun einen Menſchen, der von je her aller ſeiner Sinne beraubt, blind, taub, geruchlos, geſchmacklos, an allen Gliedern paralytiſch wäre: würde ſo ein Menſch je zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kommen? je von den Kräften und Eigenſchaften ſeiner Seele Begriffe bilden?

Wohl ſchwerlich.

Mit-

„Mithin muß ja der Menſch erſt ſehen, hö- ren, riechen, ſchmecken, fühlen; kurz, er muß erſt durch den Körper empfinden, eh er auf ſich ſelbſt zurückblicken, eh er von den Kräften und Eigenſchaften ſeiner Seele irgend einen Begriff bilden kann?

Nach dem Obigen freilich.

„Gleichwohl behaupteten ſie, wir ſchöpften jeden Begriff von der Seele unmittelbar aus ihr ſelbſt. Jezt erhellt ja, wir erhalten ihn mittelbar durch den Körper.„ Und erhalten ihn folglich auf eben die Art, wie auch alle Begriffe von äuſſern Dingen. — Oder wäre doch noch ein Unterſchied da? — Denken Sie nach!

Es muß nothwendig.

„Warum?

Weil doch die Seele mit ihren Kräften und Eigenſchaften nicht ſo in die Sinne fällt, wie die äuſſern Dinge.

„Sie empfinden, worauf ich hinaus will; aber ich wünſchte, daß Sie es deutlich mach- ten. — Alles, was zur Seele gehört, muß in-

nerlich aus ihr ſelbſt erkannt werden, weil ſie nicht in die Sinne fällt; ſo viel iſt klar. Aber die Seele äußert ſich nicht anders, als bei Gelegenheit der äußern Bilder und Eindrücke, welche die Sinne ihr zuführen. Erſt muß der ſchöne Gegenſtand ſich dem Auge darſtellen, ehe die Seele einen Begriff davon bilden und ihr Wohlgefallen daran gewahr werden kann. Und ſo iſt überhaupt bei allen unſern ſinnlichen Vorſtellungen das, was zur Seele, mit dem, was zum Körper gehört, innigſt verbunden. Dieſe ſinnlichen Vorſtellungen aber ſind die Grundlage aller unſrer Erkenntniſſe. Daraus folgt dann zweierlei. Zuerſt, wenn kein anderes Mittel iſt, die Seele kennen zu lernen, als bei Gelegenheit der ſinnlichen Eindrücke: wie muß mans anfangen, um Begriffe von ihr zu erhalten?

Man muß ſie, eben bei Gelegenheit dieſer ſinnlichen Eindrücke, beobachten.

„Und zweitens: Wenn die Vorſtellung deſſen, was die Seele angeht, immer mit der Vorſtellung deſſen, was zum Körper gehört, verbun-

bunden iſt: wie muß mans anfangen, um die Begriffe von der Seele rein und richtig zu haben?

Man muß das, was zur Seele gehört, von dem äußern Körperlichen ſorgfältig abſondern.

„Sie ſehen alſo, wir haben zweierlei gefunden, da wir nur Eines geſucht haben. Außer der Art, wie alle pſychologiſchen Begriffe urſprünglich gebildet werden, haben wir zugleich ein Haupterfordernis zur Wahrheit derſelben entdeckt: die ſorgfältige Abſonderung des zur Seele Gehörigen von allem Körperlichen, Sinnlichen, Aeuſſern. — Wenn Sie ſich alſo die Ideen der Seele als wirkliche Bilder dächten, oder gar, wie es der Stoiker Kleanth nach dem Sextus Empirikus (*adv. Math. L. VII.*) ſoll gethan haben, als wirkliche Abdrücke der Gegenſtände mit Erhebungen und Vertiefungen, ſo wie die Abdrücke des Siegelringes im Wachs ſind: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Sicherlich einen falſchen.

„Allein

„Allein in Anſehung der Geſichtsideen iſt es doch richtig, daß erſt ein Bild im Auge da ſeyn muß, eh ein Begriff in der Seele entſtehen kann?

Dieſes Bild im Auge aber iſt nicht ſelbſt der Begriff.

„Und was denn ſonſt? —

Es iſt bloß die Urſache dieſes Begriffs.

„Oder noch beſſer vielleicht: die Bedingung dazu. — Merken Sie alſo die Regel: daß man die Seelenveränderung nicht mit der körperlichen verwechſeln muß, die von jener nur die veranlaſſende Urſache iſt. — Wenn Sie ſich ferner das, was man Gemüthsbewegung nennt, als wirkliche Bewegung, mithin als räumliche Veränderung dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Wiederum einen falſchen.

„Indeſſen ſind doch alle Gemüthsbewegungen mit gewiſſen Erſchütterungen des Nervenſyſtems, mit gewiſſen Wallungen im Blute verbunden?

Dem

Dem ohnerachtet. Denn dieſe Erſchütterungen und dieſe Wallungen ſind doch immer nur Folgen der bewirkten Seelenveränderung, nicht die Seelenveränderung ſelbſt.

„Merken Sie alſo die zweite Regel: daß die äußern körperlichen Folgen innerer Seelenmodificationen, wie innig ſie auch damit vergeſellſchaftet ſeyn mögen, doch nicht mit ihnen ſelbſt müſſen verwechſelt werden. — Wenn Sie ſich endlich drittens das, was man Neigung der Seele nennt, als ein wirkliches räumliches Hinneigen dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Auch hier einen falſchen.

„Warum?

Weil hier Neigung ein blos entlehnter, metaphoriſcher Ausdruck iſt, der nicht im eigentlichen Sinn muß genommen werden.

„Vortreflich! — Aber iſt es nicht ſeltſam, daß man der Gefahr, in Irrthümer zu fallen,

nicht lieber ausweicht? daß man in der Philoſophie, wo es auf Schönheit der Begriffe ſo wenig ankömmt, nicht ohne Bilder, ohne Metaphern ſpricht? — — Wie können Sie für Neigung der Seele noch ſonſt ſagen?

Hang der Seele.

„Das ſehen Sie wohl, iſt nur ein andres Wort, aber das nehmliche Bild. — Trieb? — iſt gleichfalls ein vom Körperlichen übergetragenes Wort, und erinnert uns an die Kraft einer geſpannten Feder. — Diſpoſition? — ſagt vielleicht nicht völlig das Nehmliche, und iſt abermals ein fremder entlehnter Ausdruck, der ſich ſichtbar auf Ort und Lage bezieht. — Kurz, wie viel Sie umherdenken mögen; Sie werden für pſychologiſche Begriffe ſchwerlich andre, als ſinnliche oder vom Sinnlichen entlehnte Namen finden. Selbſt das Wort: Begriff iſt Metapher. Und wenn ja bei einigen Ausdrücken, wegen veralteter Wurzel oder wegen ſonſt einer Urſache, die Ableitung kaum mehr kenntlich wäre; ſo wird ſie doch oft der

gelehrtere Sprachforſcher, ein Adelung, ein Fulda, noch anzugeben wiſſen. Die Urſache, warum das ſo ſeyn muß, daß ſich die Menſchen alle ihre Begriffe von der Seele vermittelſt körperlicher Zeichen mittheilen, werden wir künftig ſehen. Aber was folgt aus dieſer Bemerkung für eine Regel? Was für eine Vorſicht, in Anſehung der Bezeichnung pſychologiſcher Begriffe, müſſen wir anwenden?

Wir müſſen uns durch die ſinnlichen Zeichen nicht verführen laſſen, auch die Begriffe ſinnlich zu denken.

„Alſo, wenn ein Zenon den Ausdruck τυπωσις einführt, müſſen wir uns nicht, wie Kleanth, den wirklichen Abdruck eines Bildes, ſondern, wie der weiſere Chryſipp, eine bloße Modification, (ἑτεροιωσις) der Seele denken.

„Der ganze Unterſchied körperlicher und pſychologiſcher Begriffe, in Anſehung ihrer Erzeugung, liegt blos da, wo wir anſtießen: alles Uebrige iſt das Nehmliche. Alſo wer-

den auch alle die Regeln, die für jene galten, für dieſe gelten. Wir müſſen die Seele in Zuſtänden faſſen, wo ſie ſich hinlänglich verräth, wo es, ſo zu reden, hinlänglich licht in ihr iſt; wir müſſen das, was jedesmal in ihr vorgeht, mit Genauigkeit und Sorgfalt beobachten; müſſen in unſre Erfahrungen von ihr keine falſchen Schlüſſe und Einbildungen mengen. — Araſpes, wie Sie aus der Cyropädie des Xenophon wiſſen, glaubte erfahren zu haben, daß er zwo Seelen, eine gute und eine böſe, hätte. Was hatt' er wirklich erfahren?

Daß ſich beides moraliſch gute und moraliſch böſe Neigungen bei ihm fänden.

„Aber daß dieſe Neigungen nicht aus einem einzigen gemeinſchaftlichen Principium, ſondern aus verſchiedenen flöſſen? —

Das hatt' er nicht erfahren, ſondern nur zur Erfahrung hinzugeſchloſſen.

„Alſo, wenn ers wirklich für Erfahrung nahm; welchen Fehler begieng er?

Einen Erſchleichungsfehler.

„Da-

— „Dazu verführte ihn aber? — Offenbar die Dunkelheit, worinn er ſich wegen der Natur der Seele befand, verbunden mit der natürlichen Begierde, dieſe Dunkelheit aufzuhellen. Die nehmliche Urſache hat der abgeſchmakten Idee teufliſcher Eingebungen und Beſitzungen den Urſprung gegeben. Unwiſſenheit iſt die Mutter des Aberglaubens. — Daher halten alle unaufgeklärten Völker, ſo wie unter den aufgeklärtern der Pöbel, die Traume für prophetiſch; weil ſie nehmlich die Verbindung, wodurch die Seele von ihren Empfindungsideen bei entfeſſelter Phantaſie dazu übergeht, nicht begreifen können. Eben ſo ſchmeicheln ſich oft ſchwachſinnige Gläubige mit einem außerordentlichen Gnadengefühl, weil ſie den geheimen Einfluß des körperlichen Wohlbehagens auf die Faſſung der Seele nicht einſehn, und Weltweiſe ſelbſt erträumen ſich Erfahrungen von freier unbeſtimmter Willkühr, weil die Bewegungsgründe, die ſie bei ihren Handlungen wirklich leiten, in der Region

ihrer dunkeln Ideen vergraben liegen. — Merken Sie ſich alſo noch zum Schluß die Regel: daß wir gegen den Erſchleichungsfehler um ſo mehr auf der Hut ſeyn müſſen, je verborgner die Gründe der Erſcheinungen ſind, die wir in unſrer Seele gewahr werden.

Fünfte Lection.

„Bisher haben wir noch weiter nichts, als überhaupt die Quelle entdeckt, aus welcher der Begriff der Tugend geſchöpft werden muß. Wie dieſer Begriff aus einzelnen tugendhaften Handlungen und Empfindungen in ſeiner Allgemeinheit gebildet, oder nach dem Ausdruck des Sokrates, wie das Eine gefunden werde, das alle Tugenden zu Tugenden macht, iſt noch beſonders zu unterſuchen. — Laſſen Sie uns dieſe Unterſuchung ſo anſtellen, daß wir zugleich ein Räthſel im Philebus des Platon löſen, wo unſer Sokrates ſagt: Eins ſey Viel, und Viel ſey Eins. — Was dünkt Ihnen zu dieſem Paradoxon? Iſt es nicht offenbar widerſprechend?

Es ſcheint wohl nur ſo.

„Und wie wär' es denn zu erklären?

Sokrates will vermuthlich nur ſagen, daß es gleichgültig iſt, wie man die Einheit an-

anſetzt. Man kann ein Talent, eine Seſterzie, eine Drachme zur Einheit machen, und ſich dann in jeder noch viel andere Einheiten denken.

„Sie tragen da in die Worte des Sokrates einen ſehr richtigen Sinn, und es macht Ihnen Ehre, ſo ſchnell darauf gefallen zu ſeyn. Allein was ſich Sokrates dabei dachte, war etwas anders. — Um es Ihnen durch Beiſpiele aus unſerm Menon begreiflich zu machen; wie viel geb' ich Ihnen Begriffe, wenn ich nichts weiter ſage, als: Biene?

Nur Einen.

„Wenn ich aber ſage: Mutterbiene, männliche Biene, Werk- oder geſchlechtloſe Biene; wie viel da? —

Mehrere. Ihrer drei.

„Eben ſo, wenn ich ſage: Figur; wie viel hab' ich Ihnen Begriffe gegeben?

Nur Einen.

„Wenn ich aber ſage: Dreieck, Viereck, Zirkel, Sechseck, Rhombus; wie viel da?

Ih-

Ihrer mehrere. Viele.

„Jede der verſchiedenen Bienarten aber, Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene, iſt Biene? Jede der verſchiedenen Figuren, Dreieck, Zirkel, Viereck u. ſ. w. iſt Figur?

Allerdings.

Biene aber, haben Sie zugegeben, iſt nur Ein Begriff; auch Figur iſt nur Ein Begriff?

Freilich.

„Welchen Sinn alſo werden Sie nun in dem Satz des Sokrates ſehen, daß das Eine Viel iſt?

Es iſt in ſo ferne Viel, als der Eine Begriff in mehrern andern vorkömmt.

„Und wie werden Sies verſtehen, daß das Viele Eins iſt?

So: daß ſich die vielen Begriffe alle auf Einen zurückbringen laſſen.

„Sokrates alſo verſteht unter dem Einen einen allgemeinen Begriff, der in allen ihm unter-

tergeordneten beſondern oder einzelnen enthalten iſt; unter dem Vielen eben die untergeordneten Begriffe, die jeder den allgemeinen in ſich ſchließen. — Ziehen Sie ſich nun daraus ſelbſt die Erklärung des allgemeinen Begriffs!

Es iſt ein ſolcher, der in mehrern andern enthalten iſt.

„Aber wie das? wie kann er das ſeyn? — Die Mutterbiene iſt doch von der Werkbiene, der Zirkel vom Viereck verſchieden? Beide ſind doch einander unähnlich?

Freilich; allein dieſe Verſchiedenheit oder Unähnlichkeit kömmt hier in keine Betrachtung.

„Was kömmt alſo allein in Betrachtung? — Was ſteht der Unähnlichkeit entgegen?

Die Aehnlichkeit.

„In dem Begriff: Biene alſo iſt blos das enthalten, was Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; in dem Begriff: Figur, blos

blos das, was Dreieck, Zirkel, Viereck, u. ſ. w., bei aller ihrer übrigen Verſchiedenheit, Aehnliches haben?

Nicht anders.

„Biene aber iſt ein allgemeiner Begriff? Figur iſt ein allgemeiner Begriff?

Wie wir ausgemacht haben.

„Was iſt alſo überhaupt ein allgemeiner Begriff? (Notio univerſalis.)

Ein ſolcher, der blos das enthält, was mehrere andere Begriffe Aehnliches haben.

„Beurtheilen Sie hieraus zugleich, wie allgemeine Begriffe müſſen gebildet werden!

So, daß man, bei angeſtellter Vergleichung mehrerer Begriffe, das Verſchiedne vom Aehnlichen unterſcheidet, jenes wegläßt und dieſes allein behält.

„Alſo, da die Bildung allgemeiner Begriffe immer durch Abſonderung, durch Abſtraction geſchieht; wie können Sie die

die allgemeinen Begriffe auch noch ſonſt nennen?

Abgeſonderte oder abſtracte Begriffe.

„In der vorigen Lection haben wir beiläufig des Begriffs der Schönheit erwähnt. Iſt nicht dieſer Begriff in mehrern Dingen wirklich? Iſt er nicht in den verſchiedenen Bildungen eines Xenophon, Alcibiades, Menon enthalten?

Freilich.

„Zu was für Begriffen alſo rechnen Sie ihn?

Zu den abgeſonderten oder allgemeinen Begriffen.

„Sie ſagen, abgeſondert: — aber von den Gegenſtänden welches Sinnes?

Von Geſichtsgegenſtänden.

„Freilich, wenn Sie das Wort in ſeinem eigentlichen urſprünglichen Sinne nehmen, ſo mögte ſich Schönheit nur von ſichtbaren Dingen ſagen laſſen. Hat man aber nachher den Begriff nicht erweitert, und auch auf hörbare Ge-

Gegenſtände ausgedehnt? Spricht man nicht auch von ſchönem Geſang, ſchöner Melodie?

Allerdings.

„Alſo in ſeiner größern Allgemeinheit giebt uns dieſen Begriff des Schönen? —

Nicht blos Ein, ſondern mehrere Sinne.

„Aber haben Sie nicht auch ferner von einer innern, intellektuellen und moraliſchen Schönheit, von ſchönen Handlungen, ſchönen Geſinnungen reden hören? — Iſt nicht das, was man bei der Schönheit Ausdruck nennt, der Verſtand, die Güte des Herzens, die aus Blick und Gebehrde hervorleuchten, das Reizendſte, Anziehendſte bei der Schönheit?

Ohne Zweifel.

„Dieſer Verſtand aber und dieſe Güte des Herzens; wie werden Sie erkannt? Durch

Beachtung äußerer Gegenſtände, die in die Sinne wirken?

Nein, ſondern durch Beachtung der Seele.

„Denn nicht wahr? Blick und Gebehrden ſind nur die äuſſern Zeichen, die uns jene innern Eigenſchaften der Seele ankündigen, aber nicht dieſe Eigenſchaften ſelbſt?

Ganz offenbar.

„In ſeiner weiteſten Bedeutung alſo hat dieſer Begriff der Schönheit eben ſehr vielfachen, ſehr gemiſchten Urſprung: denn nicht allein wird er durch mehr als Einen äuſſern Sinn, er wird auch noch durch innere Beachtung der Seele erlangt. — Verſuchen Sies nun mit dem Begriff der Farbe! Woher haben Sie den?

Nur durch den Sinn des Geſichts.

„Denken Sie nach! Nicht noch durch andere Sinne?

Durch keinen.

„Aber

„Aber auch nicht innerlich durch die Seele?

Noch viel weniger.

„Hingegen den Begriff der Figur? —

Haben wir wiederum nur durch den Sinn des Geſichts.

„Wie? Nicht auch durch den des Gefühls?

Doch. Alſo durch mehrere Sinne. —

„Aber auch nur durch dieſe Sinne, durch keine andere, und am allerwenigſten durch die Seele. — Sie erkennen alſo nun einen merkwürdigen Unterſchied unter den Begriffen, in Anſehung des Urſprungs derſelben. Einige haben wir blos der inneren Empfindung, andere zugleich einem oder mehrern äußern Sinnen, wiederum andere einzig und allein dieſen äußern Sinnen; und von den letztern abermals einige blos Einem, andre mehrern Sinnen zu danken. Die, welche wir allein durch die innre Em-

 pfin-

pfindung, oder allein durch Einen äußern Sinn erhalten, ſind einfachen Urſprungs: die übrigen mannichfaltigen oder gemiſchten Urſprungs.

„Es wäre nur eine allzuweitläuftige Abſchweifung; ſonſt könnt ich Ihnen leicht begreiflich machen, wie ausnehmend wichtig dieſe Begriffe gemiſchten Urſprunges ſind. Nur ſo viel will ich erinnern, daß größtentheils auf dieſe Begriffe der Zauber der dichteriſchen Harmonie, und die Möglichkeit einer philoſophiſchen Sprache beruht. Jene Harmonie, worunter ich hier die nachahmende verſtehe, wäre äußerſt eingeſchränkt, wenn es nicht allgemeine Aehnlichkeiten gäbe, in welchen die hörbaren Töne und Rhythmen mit ſichtbaren und andern Gegenſtänden zuſammenträfen, und der beträchtlichſte Theil der philoſophiſchen Sprache fiele weg, wenn nicht die ſinnlichen Dinge mit den unſinnlichen gewiſſe abſtracte Merkmale gemein hätten,

durch

durch welche jene zu geſchickten Metaphern für dieſe würden. —

„Ich werfe einen zweiten Blick in unſern Philebus, und finde, daß Sokrates nicht blos von Einem und Vielem, ſondern auch von Einem und Unendlichem ſpricht. Und zwar ſagt er, daß es, zwiſchen dieſem Unendlichen und dieſem Einem, verſchiedene zwiſchenliegende oder Mittelbegriffe, gebe. — Auch hiervon iſt der Sinn leicht zu faſſen. Nehmen Sie den allgemeinen Begriff des Thiers; ſo haben Sie, nach dem Ausdruck des Sokrates, Eins. Nehmen Sie alle wirkliche Thiere, die in der Welt geweſen ſind, ſind und ſeyn werden; ſo haben Sie Vieles. Aber was für ein Vieles? — Nicht wahr? Ein unüberſehliches, unzählbares, und wenn Sie ſich ſo ausdrücken wollen, unendliches?

Ganz recht.

„Nehmen Sie nun aus dieſer Unendlichkeit irgend ein einzelnes, z. B. eine wirkliche

 Vie=

Biene heraus; etwa die, die beim Anakreon den Amor ſticht, oder eine von denen, die am Hymettus dem jungen Platon Honig auf die Lippen trugen — Fabeln, die hier für Wirklichkeiten gelten mögen: — müſſen Sie da nicht erſt eine Menge anderer Begriffe durchlaufen, die immer allgemeiner und allgemeiner werden, ehe ſie zu dem ſehr allgemeinen des Thiers kommen?

Freilich.

„Mutterbiene oder männliche Biene konnten jene nicht ſeyn; denn die ſammeln nicht Honig. Was war alſo der nächſte Begriff, unter den ſie gehörten?

Der Begriff einer Werkbiene.

„Die Werkbiene aber iſt, ſo gut wie jede andere, Biene: und alſo iſt hier wieder der nächſte Begriff? —

Eben dieſer der Biene.

„Nun gehört aber die Biene unter die Fliegen; die Fliege unter die Inſecten: und ſo haben Sie eine Menge von zwiſchenliegenden

den Einheiten; eine Leiter von Mittelbegriffen, durch die Sie ſich von dem Unendlichen zu der höhern Einheit erheben oder von dieſer Einheit zu dem Unendlichen herabſteigen können. — Das Nehmliche wird ſich, in Anſehung aller andern einzelnen Dinge, finden. Nehmen Sie, aus der unzählbaren Menge von Linien und Körpern in der Natur, die Spirale auf Jakob Bernoullis Grabmal heraus, die er zu einem ſo ſchönen Sinnbilde der Unſterblichkeit ſeiner Seele machte, oder die geometriſchen Körper, an denen Cicero die Grabſtätte des Archimedes erkannte, und Sie finden abermals verſchiedene Mittelbegriffe, die Sie erſt durchlaufen müſſen, ehe Sie zu den höhern Begriffen der Linie und des Körpers gelangen.

„Merken Sie ſich nun folgende in der Logik und überhaupt in den Wiſſenſchaften eingeführte Terminologie. Jedes Ding aus dem Unendlichen heißt ein einzelnes Ding (individuum); der nächſte allgemeine Begriff, unter

 wel-

welchem die Individuen enthalten ſind, die Art (ſpecies); der höhere allgemeine Begriff, der die Arten unter ſich faßt, die Gattung oder das Geſchlecht (genus). — Die Bienen am Hymettus waren Individuen; Werkbiene iſt die Art; Biene das Geſchlecht: Fliege das höhere Geſchlecht (genus ſuperius); Inſect das noch höhere Geſchlecht. Unendlich aber kann dieſe Reihe untergeordneter Begriffe nicht ſeyn: das höchſte Geſchlecht (genus ſummum), welches alle andern hohen und niedrigen Geſchlechter, Arten und Unterarten (ſpecies inferiores), nebſt allem möglichen Individuellen, unter ſich faßt, iſt der Begriff des Dinges (entis).

„In dem Fortgange unſrer Unterſuchungen wird es Ihnen immer deutlicher werden, daß aller Gebrauch der Vernunft, mithin aller Vorzug des Menſchen, eben auf ſeiner Gabe zu abſtrahiren und auf die hiervon abhängende Subordination der Begriffe beruhet. Dieſe Gabe alſo iſt das edelſte Ver-

mögen, die höchſte Kraft ſeiner Natur; diejenige, wodurch er der Gottheit ſo nahe kömmt, als ſeine Endlichkeit es verſtattet. Und wenn nun überhaupt die leichte ungehinderte Uebung jeder Kraft mit Vergnügen verbunden; wenn jede Art von Vergnügen, wie ſich aus näherer Entwickelung deſſelben ergiebt, auf Uebung der Kräfte gegründet iſt: ſo begreifen Sie leicht, daß der Vernunftgebrauch, vermittelſt der wahrgenommenen Unterordnung der Begriffe, ein empfindliches Vergnügen gewähren, und daß dagegen alle Hinderniſſe, die ſich dieſem Gebrauch entgegenſetzen oder ihn aufhalten, ſehr unangenehm ſeyn müſſen. Je unangenehmer aber die Hinderniſſe, deſto lebhafter das Beſtreben, ſie aus dem Wege zu räumen. — Nur dieſe wenigen Ideen gefaßt, und Sie werden keine Schwierigkeit finden, auch noch folgende ſchöne Stelle zu verſtehen, die ich Ihnen zum Schluß aus unſerm Philebus überſetzen will. Sokrates hatte kurz vorher das Räthſel von Einem und Vielem

vorgetragen, und fährt nun fort: „Dieſes „Werk des Räſonnements, dieſes Eine in Vie„lem und Viele in Einem, findet ſich überall „und fand ſich von jeher in allen unſern Be„griffen; es iſt nicht jetzt erſt entſtanden, und „wird auch nie wieder aufhören; denn der „Trieb des Menſchen zum Räſonnement iſt, „glaub' ich, unwandelbar und unſterblich. „Der Jüngling, der ihn zuerſt befriedigen „lernt, geräth vor Freuden auſſer ſich ſelbſt; „es iſt ihm, wenn er dieß Geheimniß entdeckt, „als ob er einen Schatz von Weisheit beſäße; „vor- und rückwärts verſucht ers damit auf „allerlei Art: bald rollt und drängt er das „Viele in Eins zuſammen, bald entwickelt und „theilt er's wieder in Vieles. — Sich ſelbſt „ſtürzt er zuerſt, und ſich am meiſten, in „Schwierigkeiten; dann aber auch Alles, „was ihm zu nahe kömmt, Jung oder Alt: „weder Vater, noch Mutter, noch ſonſt ein „lebendiges Geſchöpf, mögt' ich ſagen, hat „Friede vor ihm; Barbaren ſelbſt würd er

„nicht

„nicht Ruhe laſſen, wenn er nur irgendwo ei„nen Dollmetſcher wüßte.„

„Ich nehme an, daß auch Sie zuweilen in ähnliche Schwierigkeiten gerathen werden. Sie kennen in dieſem Falle den Freund, bei dem Sie keines Dollmetſchers bedürfen, und der Ihnen gern helfen wird, ſo viel ers vermag.

Sech=

Sechſte Lection.

„Sokrates hat uns die Lehre von der Unterordnung der Begriffe ſo wichtig gemacht, daß es Sie nicht befremden kann, wenn ich noch einmal darauf zurückkomme. Auch iſt in der That noch Manches, das Sie in Anſehung der einzelnen Dinge, der Arten und der Gattungen, zu bemerken haben.

„Zuerſt von dem einzelnen Dinge. — Sphäre und Cylinder zierten das Grabmal des Archimedes, weil dieſer große Geometer das Verhältnis beider Körper zuerſt entdeckt hatte. Sie ſtanden auf einer kleinen Säule, vor dem Agrigentiniſchen Thore zu Syrakus, mit einer Menge anderer Grabſtätten umringt, und mit Dornen und Diſteln umwachſen. (*Cic. Tuſcul. Quaeſt. V.* 23. — Sie ſehen, wie genau ich Ihnen hier den Ort beſtimme, wo ſie zu finden waren. Die Zeit, wann Archi-

chimedes umkam, wiſſen Sie ohne Zweifel ſelbſt?

Er ward von einem Römer, nach Einnahme von Syrakus durch den Marcellus, im zweiten puniſchen Kriege, ermordet.

„Alſo auch die Zeit, wann dieß Grabmal geſetzt ward, iſt ſo ziemlich beſtimmt. Wenn ich alles Uebrige nicht gleich genau beſtimme; ſo rührt es blos daher, weil ich keine Nachrichten mehr finde. Aber mußte es nicht nothwendig ein namhafter Künſtler ſeyn, der dieß Grabmal, dieſe Figuren machte? eine beſtimmte Materie, Holz, Stein, Thon, woraus er ſie machte?

Unſtreitig.

„Mit Einem Worte: mußte nicht alles an dieſen Individuen von Körpern durchaus beſtimmt ſeyn? Oder, wenn Ihnen das deutlicher ſcheint: muß nicht jede Frage, die man in Betreff derſelben nur immer aufwerfen konnte,

te, genau können beantwortet, bejaht oder verneint werden?

Wohl freilich.

„Und nun überhaupt? muß nicht das Nehmliche von jedem Individuum, jedem einzelnen wirklich vorhandenen Dinge gelten? Muß nicht Menon, muß nicht Sokrates, muß nicht jeder Andre, den Sie nur nennen können, von den und den Aeltern, den und den Jahren, der und der Geſtalt, den und den Gemüthseigenſchaften; kurz, durchgängig beſtimmt ſeyn?

Es fällt in die Augen.

„Wie nun aber mit den abgeſonderten, allgemeinen Begriffen? Wie mit Art und mit Gattung? — Die Art haben wir in voriger Stunde erklärt? —

Als allgemeinem Begriff, unter welchem die Individuen enthalten ſind.

„Und den allgemeinen Begriff? —

Als ſolchen, der blos das Aehnliche mehrerer andren Begriffe enthält.

„All-

„Alſo iſt nun die Art? —

Ein Begriff, worinn man ſich blos die Aehnlichkeit mehrerer Individuen vorſtellt. —

„Mithin wird der Begriff der Art gebildet? —

Indem man, bei der Vergleichung mehrerer Individuen, blos auf ihre ähnlichen Beſtimmungen achtet, und alle Verſchiedenheit derſelben (differentiam individualem ſ. numericam) wegläßt.

„Zum Beiſpiel: der Begriff einer Sphäre? eines Cylinders?

Indem man weder auf Ort, noch auf Werkmeiſter, noch auf Größe, noch auf Materie, noch auf ſonſt eine Verſchiedenheit ſieht.

„Wie haben wir ferner den Gattungsbegriff erklärt?

Als ſolchen, der mehrere Arten unter ſich faßt.

„Das will ſagen?

Als

Als allgemeinen Begriff, worinn man ſich blos das Aehnliche mehrerer Arten vorſtellt.

„Er wird alſo gebildet? —

Indem man wieder alle Verſchiedenheit der Arten (differentiam ſpecificam) abſondert.

„Zum Beiſpiel: der Begriff des regelmäßigen geometriſchen Körpers? —

Indem man alles vergißt, was Sphäre, Cylinder, Prisma, u. ſ. w. Verſchiedenes haben.

„Und ſo ferner der Begriff der höhern Gattung?

Indem man wieder alle Verſchiedenheit der untern Gattungen (differentiam genericam) wegläßt.

„Die Begriffe der Arten und Gattungen ſind alſo, in manchen Abſichten, nothwendig unbeſtimmt. Denn in den erſtern fehlen alle individuellen, in den leztern noch überdem alle ſpeciellen Verſchiedenheiten. Durchgängig be-

beſtimmt zu ſeyn, iſt demnach ein unterſcheidendes Kennzeichen des Individuums. — Zugleich liegt noch im Obigen, daß die Begriffe um ſo mehr an Inhalt verlieren, je mehr ſie an Ausbreitung gewinnen, und umgekehrt, um ſo mehr an Inhalt gewinnen, je mehr ſie an Ausbreitung verlieren. Daher halten ſich die Dichter, die freilich kaum andre, als abſtrakte Begriffe in der Sprache vorfinden, dem Individuellen ſo nah als möglich, und weichen den zu abſtrakten Ideen ſo ſorgfältig aus. Lebhaftigkeit der Vorſtellungen iſt das Weſen ihrer Kunſt, und Lebhaftigkeit erfodert Fülle des Inhalts. —

„Aus den gegebenen Erklärungen von allgemeinen und beſondern Begriffen fließen noch andre Wahrheiten, die aber ſehr leicht erkannt werden. — Allgemeine Begriffe, haben Sie geſehen, ſind nichts als Aehnlichkeiten mehrerer beſondern Begriffe; ähnlich aber nennt man Dinge, in ſofern ſie einerlei Beſtimmungen haben. Kann alſo in den allge-

 mei-

meinen Begriffen irgend etwas ſeyn, das nicht auch in den beſondern wäre? Widerſtritte das nicht den feſtgeſetzten Erklärungen?

Ganz ſichtbar.

„Muß alſo nicht der ganze Begriff der obern Gattung in der untern, dieſer ganz in dem einzelnen Dinge liegen?

Natürlich.

„Aber gilt das auch umgekehrt? Liegt auch der Begriff des Individuums ganz in der Art? der Begriff der Art ganz in der Gattung? überhaupt der beſondre Begriff ganz in dem allgemeinen?

Nein. Denn in dem allgemeinen fehlen manche Beſtimmungen des beſondern, durch deren Weglaſſung er eben gebildet worden.

„Sie ſehen alſo, daß ſich vom Beſondern nicht aufs Allgemeine, aber dagegen vom Allgemeinen aufs Beſondere ſchließen läßt. Man kann nicht ſagen: weil jedes Quadrat rechte Winkel hat, ſo hat auch jede vierſeitige Figur rech-

rechte Winkel; aber das kann man ſagen: weil jede vierſeitige Figur vier Winkel hat, ſo hat auch das Quadrat vier Winkel.

„Doch ſo ganz möchte dieſer Schluß vom Allgemeinen aufs Beſondere doch nicht gelten. — Eine vierſeitige Figur, allgemein genommen, kann ungleiche Seiten haben. Nicht wahr?

Allerdings. Das Rhomboides hat ſie.

„Aber kann ſie auch das Quadrat haben?

Nein. Es widerſpräche ſeiner Erklärung.

„Hier alſo wäre der Schluß vom Allgemeinen aufs Beſondere falſch. Warum aber nur hier, und nicht oben? — In jenem Schluſſe hieß es beſtimmt: **hat**; in dieſem heißt es unbeſtimmt: **kann haben**. Dort war von einer wirklich ſchon feſtgeſetzten, hier von einer nur möglichen Beſtimmung die Rede. Der Schluß alſo vom Allgemeinen aufs Beſondre iſt unrichtig? —

Wenn von blos möglichen Beſtimmungen des Allgemeinen die Rede iſt.

 „Aber

„Aber vielleicht machen wir dieſe Regel zu voreilig? — Ich denke, wohl nicht. Denn der Grund davon läßt ſich ſelbſt in den Begriffen angeben. Der beſondere Begriff enthält mehr, als der allgemeine. Unter den Beſtimmungen aber, die er mehr enthält, kann ſich, wie hier beim Quadrat, gerade diejenige finden, die jene beim allgemeinen Begriffe denkbare aufhebt. — So aber, wie mit der bloßen Möglichkeit einer Beſtimmung, ſo auch mit einer gewiſſen Unmöglichkeit. Kann der allgemeine Begriff, in ſo fern er allgemein iſt, exiſtiren?

Nein. —

„Warum nicht?

Weil ihm die durchgängige Beſtimmung fehlt, und weil das Exiſtirende dieſe nothwendig haben muß.

„Sonach iſt, auſſer der Vorſtellung, jeder allgemeine Begriff ein Unding. Iſt darum auch das Einzelne Unding? Kann darum auch das Individuum nicht vorhanden ſeyn, weil es die

Art,

Art, die Gattung nicht ſeyn kann? Würde das folgen?

Durchaus nicht.

„Da hätten wir alſo zwei Fälle, wo der Schluß offenbar falſch iſt. Vergleichen Sie dieſe Fälle! — Fand ſichs nicht in dem erſtern, daß die Möglichkeit einer ſolchen und ſolchen Beſtimmung dem allgemeinen Begriff nur zukam, in ſo fern er allgemeiner Begriff war? Findet ſichs nicht in dem zweiten, daß die Unmöglichkeit der Exiſtenz ihm auch nur zukömmt, in ſo fern er allgemeiner Begriff iſt?

Ganz deutlich.

„Machen Sie ſich alſo folgende Regel: Alles, was von dem allgemeinen Begriff nur in ſo ferne gilt, als er allgemeiner oder allgemeinerer Begriff iſt; das gilt darum nicht auch von dem untergeordneten beſondern Begriffe.

„Nunmehr zur Anwendung unſrer Theorie auf den Begriff der Tugend! — Tugend,

wiſſen Sie, hatten Sokrates, Themiſtokles, Perikles, und ſo viele andere. Wenn ſie gleich bei jedem, nach der verſchiedenen Miſchung ihrer Charaktere, eine andere Farbe annahm; ſo war ſie doch immer in allen dieſen Männern Tugend. Nicht wahr?

Allerdings.

„Alſo ſchon in dieſer Hinſicht iſt Tugend ein allgemeiner Begriff?

Wie aus dem vorigen folgt.

„Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus, ſind alles Tugenden?

Freilich.

„Und wenn Sokrates mäßig war, ſo war es auch Phocion; wenn Themiſtokles tapfer war, ſo war es auch Miltiades; wenn Perikles Patriot war, ſo war es auch Demoſthenes.

Nach dem Bericht der Geſchichtſchreiber.

„Alſo Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotiſmus finden ſich gleichfalls bei mehrern? ſind gleichfalls allgemeine Begriffe?

Nicht

Nicht anders.

„Sind es eben ſo allgemeine, als Tugend, oder weniger allgemein?

Weniger allgemein.

„So, daß es nicht eben ſo viel Mäßige, Tapfre, Patriotiſchgeſinnte giebt, als überhaupt Tugendhafte?

Das folgt ganz deutlich.

Denn nicht wahr? Es giebt ja auch weniger Dreiecke, Vierecke, Zirkel, als überhaupt Figuren?

Ohne Zweifel.

„Dreieck, Viereck, Zirkel; wie verhalten ſie ſich gegen den Begriff: Figur? Doch wie Arten gegen die Gattung?

Ganz recht.

Und jene beſondern Tugenden: Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus; wie verhalten ſich die gegen den Begriff: Tugend?

Ebenfalls, wie Arten gegen die Gattung.

„Das dacht ich! — Sie konnten mir freilich nicht anders antworten, da nicht blos

der gemeine Sprachgebrauch, da auch Sokrates ſelbſt Sie verführt. Er hat durch die Beiſpiele, die er dem Menon giebt, den Begriff der Tugend gleichſam in ein fremdes Medium geſtellt, worinn er, eben wie das Ruder in der Fluth, gebrochen erſcheint, da er doch ganz iſt.

„Sagen Sie mir: Können Sie ſich eine Biene denken, die zugleich Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; eine Figur, die zugleich Zirkel, Dreieck, Viereck wäre?

Unmöglich.

„Eben dieß allgemeiner: können Sie ſich einen Begriff denken, in dem ſich alle die verſchiedenen, einander aufhebenden, widerſprechenden Beſtimmungen der mancherlei Arten vereinigten?

Durchaus nicht.

„Wenn ſich alſo mehrere Begriffe in einem dritten vereinigen, und vereinigen müſſen, wenn anders dieſer Begriff nicht zerſtört werden ſoll: kann alsdann dieſer Begriff Gattung ſeyn,

ſo

ſo daß die in ihm enthaltenen andern Begriffe die Arten wären?

Offenbar nein.

„Ein Beiſpiel wirds vielleicht noch einleuchtender machen. — Feuer, wiſſen Sie, wenn es auf dunkle Körper fällt, ſo erleuchtet es; wenn es brennbare faßt, ſo zerſtört es; wenn ſich ihm kalte nähern, ſo erwärmt es. Nicht?

Wie bekannt.

„Geſetzt nun, ich wollte ſagen: Erleuchten, Erwärmen, Zerſtören wären drei Arten von Feuer: Würd ich da richtig reden?

Sehr unrichtig.

„Und doch würd ich eben ſo reden, wie Sie. Nannten Sie nicht Tapferkeit, Mäßigkeit, Patriotismus, drei Arten von Tugend?

Das wohl; aber — —

„Der Fall, ſagen die Moraliſten, iſt gleich. — Unſer Sokrates, wie ſie aus ſeiner Geſchichte wiſſen, war ein Tugendhafter, in jedem Verſtande des Worts. Er war tapfer,

ſer, weiſe, gütig, wahrhaft, gerecht; alles, was ein Biedermann ſeyn ſoll. Aber alle dieſe einzelnen Tugenden waren, nach der Behauptung der Weltweiſen, nur Eine Tugend. Es war das nehmliche Feuer, die nehmliche ungetheilte Flamme in ſeiner Seele, die im Treffen zerſtörte, in philoſophiſchen Geſprächen erleuchtete, im ganzen Lebenswandel erwärmte. Tapferkeit, Wahrheitsliebe — was ſonſt für Namen man der innern Seelengüte des Mannes nur geben mag — waren nur verſchiedene Aeußerungen, verſchiedene Anwendungen der nehmlichen Vollkommenheit ſeines Willens. Und ſo, wie Feuer nicht mehr Feuer bleibt, wenn man ihm eine der obigen Kräfte abſpricht; ſo, behaupten die Moraliſten, bleibt Tugend nicht mehr Tugend, wenn man eine der einzelnen ſogenannten Tugenden wegnimmt.

„Die Gründe dieſer Behauptung — kann ich Ihnen füritzt noch nicht anführen. Aber eine Autorität will ich anführen, die mehr andere Autoritäten in ſich enthält. — Cicero hatte

te von Klugheit und Gerechtigkeit, als zwei verſchiednen Tugenden geſprochen, und ſetzt hinzu: Sed ne quis ſit admiratus, cur, cum inter omnes philoſophos conſtet, a meque ipſo ſæpe diſputatum ſit, qui unam haberet, omnes habere virtutes, nunc ita ſejungam, quaſi poſſit quisquam, qui non idem prudens ſit, juſtus eſſe: alia eſt illa, cum veritas ipſa limatur, in diſputatione ſubtilitas, alia, cum ad orationem communem omnis accommodatur, oratio. Quamobrem, ut vulgus, ita nos hoc loco loquimur, ut alios fortes, alios bonos viros, alios prudentes dicamus. (*de Off. II.* 10.

„Sie ſehen: wenn hier Cicero Recht hat, ſo hat uns Sokrates mit ſeinen Beiſpielen nicht ſo ganz auf den richtigen Weg geleitet. Auch offenbart ſich das ziemlich deutlich in dem Fortgange ſeines Geſprächs. — Die ſogenannten beſondern Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Großmuth, ſind nicht unter dem Begriff der Tugend, wie Arten unter der Gattung; ſie ſind in ihm, wie Theile im

Gan=

Ganzen, enthalten. Oder noch richtiger vielleicht: ſie ſind nichts als verſchiedene Seiten, Erſcheinungen, Anſichten, verſchiedene Aeußerungen, Anwendungen, Modificationen eines und deſſelbigen Willens.

„Künftig werden wir über alles dieſes beſſer urtheilen, wenn wir ausdrücklich ſuchen werden, den Begriff der Tugend deutlich zu machen und zu erklären. Vorher fragt ſichs nur noch, was das ſagen wolle: Erklären? — Eben dieß iſt jetzt die nächſte logiſche Unterſuchung, die ſich uns anbeut.

Siebente Lection.

„Ehe wir weiter gehn, wollen wir doch einen Augenblick inne halten, um das Bisherige in Ordnung zu bringen und zu vollenden. Wir haben uns den Punct, zu dem wir wieder zurück müſſen, viel zu gut gemerkt, als daß wir uns ſollten verirren können.

„Es giebt, wie wir geſehen, zweierlei Arten von wirklichen Dingen in der Natur, ſinnliche und unſinnliche. Zugleich giebts zweierlei Wege, zu Begriffen zu gelangen. Die ſind? —

Die Beachtung der äuſſern Veränderungen in den Sinnen, und der innern in der Seele.

„Sich eines gegenwärtigen wirklichen Gegenſtandes bewußt werden, nennt man Empfinden; den Begriff oder das Bewußtſeyn von ſo einem Gegenſtande ſelbſt, eine Empfin-

pfindung. Wie vielerlei giebt es alſo Empfindungen?

Zweierlei. Aeußre und innre.

„Wäre das richtig? — Wenn wir ſehen, hören, ſchmecken: ſieht da das Auge? hört das Ohr? ſchmeckt der Gaumen? Sinds dieſe äuſſern ſinnlichen Werkzeuge, oder iſts die Seele, die ſich bewußt wird?

Die Seele.

„Mithin iſt ja eine jede Empfindung innre Empfindung. Denn Empfindung iſt Begriff; Begriff iſt Bewußtſeyn; Bewußtſeyn iſt in der Seele. Nicht?

Allerdings.

„Wo bleibt denn alſo der Unterſchied, den ſie ſo eben feſtſetzten? Das empfindende Weſen iſt ja immer das Nehmliche.

Aber doch nicht die empfundene Sache.

„Wahr! Dann ſollt's aber nicht: äußre und innre Empfindung; es ſollte: Empfindung des Aeuſſern, Empfindung des Innern, heißen. Doch wenn ſie ſichs nur einprägen,

daß

daß nicht das empfindende Weſen, ſondern blos die empfundene Sache; nicht das Subject, ſondern das Object den Unterſchied macht: ſo mögen Sie dann immer jene Ausdrücke beibehalten. — Bei der innern Empfindung iſt das vorſtellende Subject?

Die Seele.

„Das vorgeſtellte Object?

Eine Veränderung der Seele.

„Alſo bei der innern Empfindung fällt Subject und Object zuſammen; die Seele betrachtet ſich ſelbſt. Hingegen bei der äußern Empfindung durch die Sinne; was iſt da das Object?

Etwas Körperliches, Materielles.

„Alſo hier fallen Subject und Object außer einander; ſie ſind verſchieden. — Nehmen Sie nun die Liebe des Sokrates zum Schönen. Das Schöne ſelbſt, das er liebte, abgeſondert von dem ſich mit einmiſchenden intellektuellen und moraliſchen Schönen; war es in oder außer der Seele?

Das

Das Letzte. Außer der Seele.

„Subject und Object alſo waren verſchieden, und in ſo ferne Sokrates ſeine Aufmerkſamkeit auf das Object richtete, war die Empfindung? —

Eine äußere Empfindung.

„Das Wohlgefallen aber am Schönen; die Liebe dagegen? —

War in der Seele des Sokrates ſelbſt.

„Und mithin? —

War es innre Empfindung.

„Beides aber, die Vorſtellung des ſchönen Gegenſtandes und das Wohlgefallen daran, das Objective und das Subjective, waren in der Seele nur Eins? waren innigſt verſchmolzen?

Freilich.

„Worauf kam es alſo an, ob dieſe Empfindung des Sokrates eine äußre bleiben, oder in eine innre ſollte verwandelt werden? — Blos auf Lenkung der Aufmerkſamkeit. Sah er aufs Objective, ſo bliebs äußre; ſah er aufs Subjective, und machte dieſes ſelbſt zum Objectiven,

ven, ſo wards innre Empfindung. — Das Nehmliche trift bei jeder andern ſinnlichen Vorſtellung ein. Sieht man auf die Sache, deren man ſich bewußt iſt, ſo hat man eine äußre Empfindung; ſieht man auf das Bewußtſeyn ſelbſt, mit den daran hängenden Seelenmodificationen, ſo hat man eine innre. — Schon in dieſer Rückſicht iſt es unwahr, daß wir von unſrer Seele weniger, als von den Körpern, wüßten. An jedem Begriff von einem äußern körperlichen Dinge hängt ein Begriff von der Seele, der nur von uns darf aufgefaßt und beachtet werden: und wohl unterſucht — — Doch die vollſtändige Ausführung dieſes Gedankens wäre zu weitläuftig, und dieſes Orts nicht.

„Daraus, daß die Seele ſich wirklich Begriffe vom Gegenwärtigen bildet, wirklich empfindet, folgt unmittelbar, daß ſie eine Fähigkeit, eine Kraft dazu hat, ein Empfindungsvermögen. Auch dieſes iſt alſo zwiefach: ein äußres und innres. Mit jenem wird die Seele die ſinnlichen, körperlichen, materiellen

 Din-

Dinge gewahr — wie Sie ſich ausdrücken wollen: mit dieſem? —

Die unſinnlichen, unkörperlichen immateriellen,

„Außer den Empfindungsideen bildet die Seele, wie wir geſehen, auch noch abſtracte Begriffe. Sie hat alſo, außer ihrem Empfindungsvermögen?

Auch noch ein Abſtractionsvermögen.

„Raum, Solidität, Schwere, Schnellkraft: von was für Gegenſtänden ſind dieſe Begriffe abgeſondert? Von ſinnlichen oder von unſinnlichen?

Von ſinnlichen.

„Sie gehören alſo ſelbſt zu der Klaſſe der ſinnlichen Begriffe, wenn ſie gleich, in ſo fern ſie Abſtractionen ſind, nicht ſinnlich empfunden werden. — Hingegen die Begriffe: Gedanke, Urtheil, Liebe, Verehrung; von was für Gegenſtänden ſind dieſe abgeſondert?

Von unſinnlichen, immateriellen.

„Sie

„Sie ſind alſo ſelbſt unſinnlich und immateriell. — Eben ſo auch die Begriffe: Gott, Geiſt, Thierſeele; denn auch zu dieſen Begriffen ſind alle darinn verbundenen Merkmale aus dem innern Bewußtſeyn unſer ſelbſt gezogen. — Der Begriff: Schönheit war abgeſondert? —

Beides von ſinnlichen und von unſinnlichen Dingen.

„Er iſt alſo auch ſelbſt, wie mehrere andere Begriffe: Geſchwindigkeit, Ordnung u. ſ. f., beides ſinnlich und unſinnlich. — Die höchſten Gattungen nun, in allen Arten von Begriffen werden abſtrahirt; wovon?

Von untern Gattungen.

„Dieſe? —

Von obern Arten.

„Wieder dieſe? —

Von untern Arten.

„Endlich die unterſten Arten; wovon? —

Von einzelnen, wirklichen Dingen.

„Davon erhalten wir die Begriffe? —

Durch die Empfindung.

„Mithin geſchieht im Grunde alle Abſtraction; von was für Ideen? —

Von Empfindungsideen.

„Oder mit einem andern Worte: von der Erfahrung. — Wo alſo dieſe, innre und äußre, bei dem Menſchen aufhört, da iſt ſeine Erkenntnisgrenze, innerhalb welcher er allein mit ſeinem Verſtande wirken kann. Wo ſie bei dem ganzen menſchlichen Geſchlechte aufhört und aufhören muß; da iſt die allgemeine menſchliche Erkenntnisgrenze. — Vielleicht, daß es noch Seiten der Natur giebt, die ein ſechſter, ſiebenter Sinn an ihr entdecken könnte; aber für uns ſind dieſe Seiten, mit allen daraus entſpringenden allgemeinen Kenntniſſen, ſo ganz verloren, wie die ſichtbare Welt für den Blindgebohrnen. —

„Iſt denn aber mit dieſen beiden Arten von Begriffen, mit Empfindungen und Abſtractionen, alles erſchöpft? Wären alle Begriffe, die nicht Empfindungen ſind, Abſtractionen; alle,

die nicht Abſtractionen ſind, Empfindungen? — Denken Sie nach, ob Ihnen vielleicht Begriffe von einer dritten Art beifallen!

Keine.

„Nicht? — Und doch haben wir ihrer ſelbſt im Menon gehabt. Erinnern Sie ſich noch der Dädaliſchen Bildſäulen, die Sokrates zu einer ſo angenehmen Allegorie für Meinung und Wiſſenſchaft machte?

Vollkommen.

„Ich ſagte Ihnen: Dädalus ſey nicht Erfinder, ſondern nur Verbeſſerer der Sculptur geweſen. Worinn beſtand die Hauptunvollkommenheit der vor ihm verfertigten Bildſäulen?

Darin, daß die Arme dicht an den Leib, und die Füße feſt zuſammengeſchloſſen waren.

„Dädalus nun? —

Machte die Arme frei, und trennte nicht nur die Füße, ſondern ließ auch den einen vortreten.

 „Da-

„Daher man denn von ſeinen Bildſäulen ſagte: ſie gingen. Nehmlich in dem Sinne, wie man auch von Vorſtellungen in Gemälden ſagt: die Ringer kämpfen, die Pferde laufen, die Schiffe werden umhergeworfen. — Paläphatus, der dieſe Anmerkung macht, erklärt aus der Mißdeutung dieſer Redensart den Urſprung des ganzen Mährchens. — Aber, werden Sie einwenden, Sokrates ſpricht doch ſo ernſtlich von der Sache? Er macht doch einen ſo beſtimmten Unterſchied zwiſchen fixirten und davonlaufenden Bildſäulen? — Das thut er freilich; allein Sie kennen ſchon ſeine naive launigte Art. Insgemein läßt er von ſeinem Verſtande nur ſo viel blicken, als zu ſeiner Abſicht nothwendig iſt; in allem übrigen ſcheint er gern unwiſſend und einfältig. Vollends, wenn ihm dieſe Einfalt einen ſo guten Dienſt thut, wie hier; wenn ſie ihm ein ſo bequemes Vehikel für eine philoſophiſche Idee giebt; da iſt ſie erſt ganz in ſeinem Charakter. Sonſt wußt' er ſicher die Wahrheit von dieſen Bild-

ſäu-

ſäulen eben ſo gut, als ſie nach ihm ein Themiſtius, oder Diodor, oder Tzetzes wußte. — —

„Doch, zur Sache zu kommen: glauben Sie, daß der erſte Künſtler, der ſchon vor dem Dädalus arbeitete, an ſein Werk gehen konnte, ohne erſt eine Vorſtellung davon zu haben?

Unmöglich.

„Dieſe Vorſtellung aber; konnt' er ſie aus der Empfindung ſchöpfen?

Nein. Auch ſchon darum nicht, weil noch keine Bildſäulen vorhanden waren.

„Konnt' er ſie abſtrahiren?

Auch nicht. Aus der nehmlichen Urſache.

„Gleichwohl hatt' er ſie, dieſe Vorſtellung. Und da er ſie hatte, ſo muß es in der That noch eine dritte Art von Begriffen, ein drittes von den vorigen verſchiedenes Seelenvermögen geben. Wie wollen wir nun dieſe Begriffe, dieſes Vermögen nennen? — Jener erſte Künſtler erfand, erſann, erdichtete. Nicht?

Allerdings.

„Den Namen alſo hätten wir ſchon. Wir können dieſe Begriffe **erdichtete**, **erſonnene**; das Vermögen der Seele, ſie zu bilden, **Erdichtungsvermögen** nennen.

„Allein Sie wiſſen ſchon meine gewöhnliche Frage: wie wird ein Begriff von der und der Art gebildet? — Ich frage auch jetzt wieder: Wie geſchieht die Erdichtung? Schafft ſich die Seele dergleichen Ideen aus Nichts? Macht ſie das Nichts zu Etwas? Dünkt Ihnen das möglich?

Die Materialien, ſcheints, muß ſie ſchon haben.

„So daß ihre ganze Arbeit nur im Miſchen und Verknüpfen derſelben beſtünde? —

Das würde dann freilich folgen.

„Aber welches wären denn dieſe Materialien? Woher nähme ſie denn die Seele? — Wir müſſen doch ſehen, ob wir dem unbekannten erſten Künſtler ſeine Idee vielleicht nacherfinden und dadurch das Geheimnis ans Licht brin-

bringen können. — Sein Werk war, wie alle Werke bildender Künſte, Nachahmung. Das, was er nachahmte, war?

Die ſichtbare Geſtalt des Menſchen.

„Und das, worinn er ſie nachahmte? —

Irgend eine feſte Materie. — Stein.

„Die nun wohl nicht. Denn auch noch die meiſten Bildſäulen des Dädalus waren von Holz. — Der Künſtler hatte die Erfahrung gemacht, daß ſich durch Gebrauch ſchicklicher Werkzeuge dem Holz allerlei beliebige Formen geben lieſſen. Wie, fiel ihm ein, wenn ichs verſuchte, auch die menſchliche Geſtalt darin nachzubilden? — Die Erfindung alſo geſchah durch willkührliche Verbindung zweier, in Empfindung und Abſtraction, bis auf ihn getrennter Begriffe. — Aber dieſe Begriffe waren: von welcher Art? Menſchliche Geſtalt; iſt es ein empfundner Begriff?

Ein abgeſonderter.

„Holz; ſeys nun der oder der Block? —

Iſt gleichfalls ein abgeſonderter.

„Auch verſteht ſichs, daß Abſonderung vor Verbindung vorher gehen mußte. Fleiſch iſt nicht Holz, und Holz iſt nicht Fleiſch. Von jenem ward die Form, von dieſem die Materie abgeſondert. — Sonach geſchah dieſe Erdichtung durch willkührliches Zuſammenſetzen mehrerer abgeſonderten Begriffe. Aber, fragt ſichs, geſchehen denn alle Erdichtungen ſo? — Dädalus, dieſer Verbeſſerer und mithin zweiter Erfinder der Kunſt, fand die Arme dicht an den Rumpf gepreßt, die gerade aus geſtellten Füße eng an einander geſchloſſen; kurz er fand die Bildſäule, die noch ganz Ein Stück war, in Ruhe: — was that er?

Er gab ſeinen Bildſäulen Bewegung.

„Wie? das verſtehn wir nun ſchon. Er bildete ſie, wie ein Alter ſehr wohl ſagt: εν απαγγελια τȣ βαδιζειν. — Weil er nehmlich ſah, daß ſich größre Blöcke wählen; daß die nicht zureichenden ſich ergänzen; daß ſich nicht allein rund umher, wie es die Furcht-

ſam-

ſamkeit der erſten Verſuche nur noch gewagt hatte, ſondern auch zwiſchen den Theilen die Spåne wegnehmen lieſſen: ſo vertauſchte er in dem ſchon gegebenen allgemeinen Begriff der Bildſåule eins der abgeſonderten Merkmale: Ruhe mit ſeinem entgegengeſetzten: Bewegung. Alſo auch dieſe Erfindung geſchah durch Verknůpfung mehrerer abgeſonderter Begriffe. — Andere Kůnſtler gingen von der Idee aus, daß nicht die Materie, daß die Nachahmung der Geſtalt nach allen ihren Umriſſen das Weſentliche einer Bildſåule iſt; dazu, fanden ſie, ward nicht nothwendig Holz, es ward nur eine feſte conſiſtente Materie erfordert, deren Hårte der Bearbeitung nicht widerſteht; dieſen allgemeinen Begriff nun beſtimmten ſie anders, ſetzten an die Stelle des Holzes Elfenbein, Marmor ꝛc., und wurden gleichfalls Erfinder.

„Noch Andre — wie frůh oder wie ſpåt? thut hier nichts; — durchliefen folgende Reihe von Ideen: Metall iſt ſchmelzbar; geſchmol-

zen

zen iſt es flüſſiger Körper und nimmt die ganze innre Form desjenigen andern Körpers an, worin man es ſchüttet; dieſer andere Körper iſt, im Zuſtande der Feuchtigkeit, bildſam: man kann ihn convex, kann ihn concav bilden, wie mans für gut findet: wir wollen von innen hinein das Concave der Menſchengeſtalt convex, das Convexe concav machen, wollen den Körper trocknen, und dann geſchmolzenes Gold, Silber, was ſonſt für Metall wir haben werden, hineinrinnen laſſen. Gedacht, gethan; und nun waren gegoßne Bildſäulen da. — — Wie der bekannte Erfinder der Luftpumpe, Otto von Gerike, auf ſeine Idee gerathen ſey; das mögen Sie ſich, nach den gegebenen Muſtern, ſelbſt auseinander ſetzen. Ich gebe Ihnen zu dieſer Unterſuchung die Begriffe: Waſſerpumpe, Waſſer, Fluidum, Luft.

„Nehmen Sie, ſtatt erſonnener materieller Begriffe, nun auch immaterielle. Nehmen Sie die philoſophiſche Idee von Gott, oder die dichteriſche von einem Engel — Wer iſt Gott?

Das

Das allervollkommenſte Weſen.

„Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, u. ſ. f. ſind ſeine Eigenſchaften. Woher haben wir dieſe Begriffe?

Aus unſerm innern Bewußtſeyn.

„In uns aber ſind dieſe Eigenſchaften mangelhaft, unvollkommen, begrenzt?

Allerdings.

„Wie bilden wir nun alſo die Idee von Gott? — Sie ſehen: durch Weglaſſen und Zuſetzen. Wir denken die Kräfte und Eigenſchaften unſrer eignen Seele, abgeſondert von aller ihrer Unvollkommenheit, und verbinden damit die Idee einer unendlichen Vollkommenheit. — Den Begriff eines Engels bildet der Dichter, indem er aus ſeiner eigenen Seele das Ideal eines höhern Geiſtes abzieht, vollkommner an Erkenntnis- und an Begehrungskräften, ihm ſtatt des gröbern irrdiſchen Körpers einen feinern Lichtkörper giebt, ihn von der ſchönſten, blühendſten Jugend denkt, u. ſ. f.

„Sie

„Sie erkennen, daß es in allen hier gegebenen Beiſpielen erſonnener Begriffe, man mag nun abgeſonderte Beſchaffenheiten, abgeſonderte Theile zu einem neuen Ganzen verbinden, oder in ſchon vorhandenen Ganzen ein Merkmal ändern, oder zu allgemeiner gemachten Begriffen andere Beſtimmungen hinzuthun, immer das Nehmliche iſt. Insgeſammt haben ſie ihren Urſprung? —

Aus abgeſonderten, allgemeinen Begriffen.

„Die abgeſonderten aber werden gebildet? —

Aus Empfindungsbegriffen.

„Alſo am Ende die erſonnenen? —

Ebenfalls aus Empfindungsbegriffen.

„So ſind denn alſo dieſe, die Empfindungsbegriffe, die Grundlage von allen andern; denn mehrere Arten, als abſtracte und erdichtete, laſſen ſich außer ihnen nicht denken. Wir können unſre Erfahrungsideen, äußre und innre. auf mannichfaltige Weiſe umwandeln,

kön-

können trennen, verbinden, wieder trennen und wieder verbinden: aber wir können nichts Neues erſchaffen, können keinen Urſtoff zu Ideen hervorbringen, müſſen allen unſern Stoff aus der Hand der Natur nehmen. Und in ſo ferne iſt der alte bekannte Lehrſatz wahr: Nihil in intellectu, quod non ante fuerit in ſenſu.

„Was zu der Ueberzeugung gehöre, daß unſre erſonnenen Begriffe nicht ſchimäriſch, ſondern reel ſind; das hab ich ſelbſt im Vortrag meiner Beiſpiele gezeigt. Unſre Phantaſie kann widerſprechende Weſen dichten, kann unverträgliche, unvereinbare Eigenſchaften gatten. Eher alſo muß man einen erſonnenen Begriff nicht für richtig halten, als bis man aus der Natur der zu verbindenden Begriffe, wie ſie durch Vernunft oder Erfahrung erkannt wird, von der Vereinbarkeit derſelben gewiß iſt. Die Möglichkeit der Idee von Gott ſchließt die Philoſophie aus der Vernunft; die Möglichkeit der erſten Idee einer Bildſäule und ihrer nachmaligen Veränderungen ließ ich die Erfinder aus dem ſchlieſ-

ſchlieſſen, was ſie von der Beſchaffenheit der Materien aus Erfahrung wußten, und aus dieſen Erfahrungen mit Sicherheit abnehmen konnten. — Daraus, daß wir keinen Widerſpruch gewahr werden, müſſen wir nicht ſogleich die Möglichkeit folgern. Denn bei der Einſchränkung unſrer Erkenntnis liegt die Schuld nur zu oft an unſrer Unwiſſenheit.

„Der Dichter kommt bei ſeinen Erfindungen leichter, als der Weltweiſe und der mechaniſche Künſtler davon. Wenn dieſe die langſame bedächtige Vernunft fragen oder auch neue Entdeckungen abwarten müſſen, die oft gar nicht, oft erſt ſehr ſpät erfolgen; ſo darf jener nur die vorſchnelle Phantaſie fragen, die immer gleich mit Antworten da iſt. — Die Dichter hatten ihr Fahrzeug, womit ſie die Luft beſchifften, ſchon längſt, ehe noch die Mechaniker wußten, wie ſie es möglich machten.

„Ich brauche Ihnen wohl kaum erſt zu ſagen, wie Sie ſich nun die bisherigen Materien zu ſammeln und zu verbinden haben. Wir haben,

ben, wenn wir auf die Entſtehungsart ſehen, dreierlei Begriffe: Empfindungsbegriffe, äußre und innre; abſtracte Begriffe, von äußern, von innern Gegenſtänden, von beiden zugleich; erſonnene Begriffe, wiederum von beiderlei Arten, materielle und immaterielle. Von allen dieſen Begriffen haben wir die Erklärungen feſtgeſetzt, die Art ihrer Entſtehung angegeben, die Erforderniſſe zu ihrer Wahrheit gefunden.

Wenn Ew. Excellenz in den hier gelieferten Verſuchen manchen Begriff nicht genau genug beſtimmt, manchen Satz nicht ganz richtig gefaßt finden ſollten, ſo wird das auf die Billigung oder Mißbilligung der Methode ſelbſt keinen Einfluß haben. — Ich ſah nach meiner Abſicht mehr auf den Rahmen, als auf das Gemälde; aber ich bin gewiß, daß ſich in eben den Rahmen, worinn ich ein nur mittelmäßiges Gemälde ſpannte, ein vortrefliches ſpannen läßt.

„In der Ausarbeitung dieſer Verſuche weiter fortzufahren, ſcheint mir unnöthig. Das, wozu ich nun fortgehen würde, die Lehre von der Klarheit der Begriffe und ihren verſchiedenen Stufen, von Erklärungen und Eintheilungen, iſt ſo deutlich in dem Geſpräch enthalten, daß gar nicht die Frage ſeyn kann, ob es ſich auf dieſe Art vortragen laſſe? — Auch die Folge der Materien ſcheint mir ſehr deutlich. Daß Menon keine eigentliche Erklärung

der

der Tugend verlangt und Sokrates ſich alſo mit einzelnen Sätzen begnügt; das führt, wie von ſelbſt, zu der Lehre von den Sätzen: ſo wie die Folgerungen, die er aus dieſen Sätzen zieht, zu der von den Schlüſſen. Den ſogenannten praktiſchen Theil der Logik, wenn man nicht das Weſentlichſte davon ſchon dem theoretiſchen einweben will, giebt die philoſophiſch-kritiſche Durchſicht der ganzen Verfahrungsart des Sokrates, verbunden mit den eigenen Bemühungen des Lehrers, zur Entſcheidung der Frage zu kommen. — Ich habe Manches, oder vielmehr das Meiſte, in obigen Probelectionen nur bei Gelegenheit des Menon entwickelt; faſt alles Andre läßt ſich aus dem Menon entwickeln. Ich glaube alſo ſchon völlig meinen Endzweck erreicht, und Ew. Excellenz überzeugt zu haben, daß die vorgeſchlagene Methode für die Vernunftlehre nicht leerer Traum, ſondern reelle Idee ſey.

Alles, was ich noch hinzuzuthun habe, ſind einige Nacherinnerungen über den Gebrauch und die Vortheile dieſer Methode.

So, wie ich einen logiſchen Begriff entwickelt, eine Eintheilung feſtgeſetzt, eine Regel, einen Lehrſatz gefunden hätte, würd' ich ihn von meinen Zuhörern niederſchreiben laſſen. Nach Endigung jeder Hauptlehre würd' ich dann, wie in der ſiebenten Lection, einigen der Beſten Anleitung geben, alles Niedergeſchriebene in Ordnung zu bringen, und es durch einen kurzen Discurs, der das Weſentlichſte des ganzen Vortrags enthielte, zu verbinden. Ich würde ihre Aufſätze durchgehn, jeden begangenen Fehler bemerken, ſie durch neues Fragen dahin bringen, daß ſie ihn auf der Stelle berichtigen müßten, und was dann am Ende herauskäme, würd ich allen Uebrigen mittheilen. So hätten ſie am Schluß der Lectionen ihre vollſtändige, von ihnen ſelbſt entwickelte, in Ordnung gebrachte, alſo gewiß

weit

weit beſſer begriffene, und für ſie weit intereſſantere, brauchbarere Anleitung zur Logik.

Ferner würd' ichs mir durchaus zum Geſetz machen, nur bei den Elementarkenntniſſen ſtehen zu bleiben, und den noch ungeübten Schüler nicht durch zu ſchwere, zu ſpitzfindige Unterſuchungen zu ſchrecken. Doch würd ich ihn oft bis zu dieſen Unterſuchungen hinführen; ich würd ihm die ſchwerern zur Logik gehörigen Fragen, wie z. B. die über den Urſprung der Sprachen, die Zuverläſſigkeit der Sinne, u. ſ. f. nennen, ob ich mich ſchon auf ihre Beantwortung nicht einlieſſe. — Der Nutzen, den das haben würde, iſt ſichtbar. Wenn der Schüler nur einigermaßen philoſophiſcher Kopf iſt, ſo müſſen ihn dieſe Schwierigkeiten beunruhigen; die Lücken, die er in ſeiner Erkenntnis wahrnimmt, müſſen ihn verdrüßen; er muß alſo den akademiſchen Lehrer über manchen Punct ſchon mit Ungeduld erwarten, ihn mit weit mehr Be-

gierde und Intereſſe hören, ihm weit glück-
licher folgen.

Endlich würd ich das öfter thun, was ich in obigen Verſuchen nur einmal mit dem Philebus gethan; ich würde den Schüler tiefer in die Leſung des Platon hineinführen, und zuweilen aus andern ſeiner Werke Stellen und Beiſpiele herüberholen. So würd ich, bei der Lehre von den Eintheilungen, vielleicht einen Blick in ſeinen Staatsmann (πολιτικος) werfen; bei der Lehre von den Schlüſſen würd ich einige Sophismen aus dem Euthydemus borgen, und die darin begangenen Fehler aufſuchen laſſen. Dieß hätte den Nutzen, daß ich zugleich den Urſprung der Syllogiſtik erzählen, und dieſe Kunſt von ihrem eingebildeten auf ihren wahren Werth herabſetzen könnte. — Ew. Excellenz erinnern Sich ohne Zweifel, was Sie über dieſen Punct in der Reviſion der Philoſophie von Herrn Meiners geleſen haben.

Ich

Ich komme zu den Vortheilen dieſer Methode. — Den philologiſchen, ſo wichtig er manchem dünken würde, übergehe ich: daß der Schüler mehr Griechiſch lernt, daß er ſo manches von griechiſchen Sitten, Gebräuchen, Alterthümern, philoſophiſcher Geſchichte u. ſ. f. nebenher und ohne Zeitverluſt wegbekömmt. Aber die philoſophiſchen Vortheile, die mit einer ſolchen Platoniſchen Leſung des Platon verbunden ſeyn müſſen, kann ich hier nicht übergehen. Sie ſind der Aufmerkſamkeit Ew. Excellenz allzuwürdig.

Der erſte Vortheil liegt unmittelbar darinn: daß der Jüngling gewöhnt wird, mit den Philoſophen des Alterthums und über ſie zu denken; daß in ſeinem Kopfe eine Verbindung zwiſchen ſeinen Sprach- und ſeinen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen geſtiftet wird. In den meiſten Köpfen liegen beide, die Schul- und die höhern akademiſchen Studien, weit auseinander; nur in einigen wenigen, die ſich aber ſogleich durch ihre Vortreflichkeit

auszeichnen, ſind ſie innigſt vereinigt. Der Lehrer, der eine ſolche Vereinigung bei mehrern begünſtigt, erwirbt ſich ein weſentliches Verdienſt, beides um Philologie und um Philoſophie. Beſonders um dieſe letztere, in der ſo viele Begriffe aus den Alten beſſer erläutert, und ſo viel andere vielleicht noch geſchöpft werden könnten.

Der zweite Vortheil, bei dem ich mich hier, weil er näher zu meinem Zweck gehört, etwas länger verweilen muß, iſt die Geiſtesbildung der Jugend.

Ich hab' es immer bedauert, daß von dem Platon auf Schulen ſo wenig oder faſt gar kein Gebrauch gemacht wird. Zwar hat ein verdienſtvoller Mann ſchon vorlängſt Dialogen deſſelben herausgegeben; aber ich fürchte, man ſchätzt ſie mehr um des geringern als um des größern Nutzens, mehr um der Sprache als um der Sachen willen. Wenn man die leichten Lichtvollen Dialogen des Platon — und das ſind ſo

ziem-

ziemlich alle, die moraliſchen Inhalts ſind — auf Schulen einführte und aus philo⸗ ſophiſchen Geſichtspuncten läſe; ſo würde man doch endlich dahin kommen, daß man die Jugend nicht blos Philoſophie, ſondern Philoſophiren lehrte. Faſt in allen unſern philoſophiſchen Stunden ſetzt ſich ein tief⸗ denkender gründlich gelehrter Mann, nicht wie Sokrates mitten unter ſeine Schüler, ſondern weit über ſie weg auf den Lehrſtuhl; erklärt, theilt ein, demonſtrirt, widerlegt; ſetzt den Schüler über ſeine Allwiſſenheit und Unbetrüglichkeit in Erſtaunen; füllt ihm ſein Gedächtnis mit halbverſtandenen Wörtern an, aber hellt ihm nicht ſeinen Kopf auf, weckt nicht ſeinen Scharfſinn, lehrt ihn nicht denken. Vielmehr iſt Gefahr, daß er ihn auf ewig vom Denken abſchrecke: denn, im Ge⸗ fühl ſeines Unvermögens und des unendlichen Abſtandes von ſeinem Lehrer, verzweifelt der Jüngling an ſeinen Kräften, läßt er die Flü⸗ gel ſinken, die er, ihm nachzufliegen, viel

zu

zu matt, viel zu ſchwer fühlt. — Wie ganz anders würde das ſeyn, wenn ſich der Lehrer zu den Fähigkeiten des Schülers herablieſße; wenn er ihm mit einer vortheilhaften Idee von den Fähigkeiten ſeines Verſtandes ſchmeichelte; wenn er Anfangs, ſo zu reden, nur mit ihm flatterte, ihn ſo von Zweig auf Zweig, von Baum auf Baum lockte, und durch dieſe wiederholten, dem Grad der Kraft gemäßen, Anſtrengungen, ſeine Schwingen zu ſtärken und zu entfalten ſuchte.

Dieß eben war die große Kunſt des Unterrichtes, die Platon beſaß. In der Perſon ſeines Sokrates wird er ſelbſt ſo unwiſſend, ſetzt ſich ſeinem Schüler ſo gleich, gewinnt durch dieſe Gleichheit ſo ſehr ſeine Liebe und ſein Vertrauen; flicht ihn ſo innig, und doch ſo unvermerkt, in das Intereſſe der Unterſuchung hinein; giebt ihm nicht eigentlich die Begriffe, ſondern läßt ſie ihn ſelber haſchen, indem er ſie ihm nur auftreibt; läßt ihn die Operationen des Verſtan-

ſtandes, durch welche alle Philoſophie entſtand, ſelber durchmachen, und gönnt ihm den ſüßen Traum, ſich die Wahrheiten erfunden zu haben. Wie viel Licht muß dadurch im Verſtande aufgehn! Wie viel Muth und Luſt zu fernern Verſuchen erwachen! Und dieſe Verſuche; wie ſehr müſſen ſie die ſo oft geübten Kräfte ſtärken, wie viel leichter, ſchneller, ſichrer jede nachfolgende Uebung machen! — Aus einer ſolchen Platoniſchen Schule, (die ſich zwar freilich nicht ganz und nicht mit allen ihren Vortheilen, aber doch im Weſentlichen wieder herſtellen läßt) kann nie ein bloßer Gedächtnisgelehrter, ein bloßes philoſophiſches Wörterbuch; es muß, wenn die Natur nur etwas vorgearbeitet hat, ein Denker, ein philoſophiſcher Kopf hervorgehn. Und den zu bilden, war doch wohl einzig die Abſicht der Lectionen?

Ich bin weit entfernt, irgend einem Erfolge in der Welt nur Eine Urſache zu geben. Aber wenn in Griechenland die ſelbſtdenkenden

Köpfe

Köpfe ſeltner wurden, und in Rom ihrer faſt gar nicht entſtanden; darf ich da nicht unter die mancherlei andern Urſachen dieſer Erſcheinung auch die zählen: daß bei den Griechen dieſe Methode ſpäterhin in Verfall, und bei den Römern niemals in Gang kam?

Das Weitere über die Natur und die Vortheile dieſer Methode hab' ich ſchon vorlängſt in einer Abhandlung geſagt, die, wie ich weiß, Ew. Excellenz zu leſen gewürdiget haben. Ich will alſo nur das Einzige hier herüber nehmen, was ich dort mit Worten des Kanzlers Bako vortrug: daß uns dieſe Methode die Begriffe in weit größerer Vollkommenheit giebt; nicht als abgehauene, unfruchtbare Stämme, ſondern als friſche lebendige Pflanzen, mit ihrer Wurzel und ein wenig daranhängender Erde: ſo daß derjenige, der ſie in ſeinen Boden aufnimmt und wartet und pflegt, die ſchönſten

Früch-

Früchte der Erkenntnis davon zu hoffen hat. —

Aber nicht genug, daß aus der Schule eines Platon beſſere Weltweiſe hervorgehn: auch ſo manches andere Gute, das der menſchlichen Geſellſchaft wichtig iſt, wird darinn vorbereitet. Denn mit den Wiſſenſchaften hat nun der Schüler zugleich die Methode gefaßt: und eben dieſe Methode iſt es, was ganze Stände gut; ihr herrſchender Mangel, was ganze Stände ſchlecht macht. Die Gründe dieſer Behauptung liegen unmittelbar im Vorhergehenden. Der wohlunterrichtete Schüler eines Platon wird ſicher ein beſſerer künftiger Lehrer in jeder Art von Erkenntnis, ſicher ein beſſerer Katechet, ein beſſerer Prediger werden: denn dieſer ſoll doch etwas anders, als ein Redner, wie Cicero, ſeyn? — Alle Arten des Vortrags, wovon die auf Schulen gangbaren Autoren den Schülern Begriff und Muſter geben, ſind Erzehlen und Declamiren. Höchſtens noch,

wenn etwa Briefe des Cicero oder Luſtſpiele des Terenz geleſen werden, Epiſtolarſtyl und dramatiſcher Dialog. Das ſo wichtige, ſo unentbehrliche Entwickeln und Unterrichten lernen ſie aus keinem. Denn wenn man von Niemanden lernt, was er ſelbſt nicht weiß, ſo wird mans wahrlich nicht vom Cicero lernen, der es nicht konnte. In ſeinen philoſophiſchen Dialogen iſt wenig oder nichts vom Geiſt und der Manier des Platon. — Ich ſage dieſes freie Urtheil über ihn um ſo zuverſichtlicher, da ſchon vor mehrern hundert Jahren Sigonius die Prämiſſen dazu geſagt hat.

Allein geſetzt auch, es wär' uns wirklich ſo unendlich wichtig, Redner zu ziehn; wie wurden denn jene Alten, unſre großen Muſter, zu Rednern? Aus welcher Schule gingen ſie aus? — Aus der Schule des Platon. — Cicero hatte den Platon, von dem er ſo oft mit Bewunderung ſpricht, vielleicht mehr als den Demoſthenes geleſen; und Geſner urtheilt,

mei-

meines Erachtens, ſehr richtig: daß eben aus ſeiner Liebe zur Redekunſt ſein Hang zur akademiſchen Weltweisheit erklärt werden müſſe. Warum wollten denn wir die Schule verachten, in der ſich unſer großes Muſter der Beredſamkeit, ein Cicero; in der ſich auch ſeine berühmteſten griechiſchen Vorgänger bildeten? Ein Iſokrates, den wir aus dem Diogenes von Laerte als einen Freund des Platon kennen, und ein Demoſthenes, cuius ex epiſtolis intelligi licet, quam frequens fuerit Platonis auditor. (*Cic. Orat.* 4.)

Wir klagen ſo oft über den Verluſt der Originale, der Quellen. Und wie? Die vortreflichſte Quelle der Beredſamkeit wollten wir haben, ohne daß wir nur würdigten, daraus zu ſchöpfen? — —

Ich muß abbrechen, wenn Ew. Excellenz nicht auch von mir urtheilen ſollen, daß ich auf Schulen zu viel habe declamiren lernen. Wirklich hab' ich, den ganzen Aufſatz hindurch, zu viel an die Sache, und zu wenig an den erleuch-

leuchteten Kenner gedacht, für den die flüchtigſte Erinnerung an ſeine eigenen Beobachtungen und Einſichten genug war. Aber ich ſah ſchon voraus, daß, wenn die vorgeſchlagene Methode Beifall erhielte, ich nicht für Ew. Excellenz allein würde geſchrieben haben.

Ich bin mit der größten Verehrung u. ſ. w.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbeſſerungen.

Seite 34 Z. 7. ſtatt wollen wir feyern lies wollen wir ihn feyern.
— 167 — 3/4. ſt. ſucceſſiven l. ſucceſſiven.
— — — 6. ſt. Vibration l. Vibration.
— — — 3. von unten ſt. ſucceſſiven l. ſucceſſiven.
— 171 — 9. von unten ſt. für jede l. für jene.
— 183 — 7. ſt. als die Wirkung l. als Wirkung.
— 186 — 4. ſt. geſellſchaftlichern l. geſellſchaftlichen.
— 199 — 9. von unten ſetze man ſtatt des; ein.
— 215 — 7. ſt. den Schriftſteller l. dem Schriftſteller.
— 233 lezte — ſt. ſo l. alſo.
— 260 — 2. in der Anmerk. ſt. partionibus l. *partitionibus*.
— 284 — 7. und 6 von unten ſt. in der Ausführung: l. in der Ausführung?
— 285 — 12. ſt. verwerfen. l. verwerfen?
— 289 — 11. ſt. weniger l. wenige.
— 294 — 6. ſt. Freiheit l. Feinheit.
— 308 — 3. von unten ſt. Und l. Um.
— 327 — 9. von unten ſetze man nach andere ein, .
— 345 — 6. ſt. des; ein.
— 356 — 8. ſt. im Aeſchines l. beim Aeſchines.
— — — 9. nach den Worten: die nehmliche Entſcheidung, iſt hinzuzuſetzen: als hier beim Platon.
— 372 — 2. von unten nach: in jenem ſetze man ein Fragezeichen.
— 384 — vorlezte Zeile ſt. wie ich ſehe l. und wie ich ſehe.
— 450 — 11. ſt. eben l. einen.
— 456 — 4. von unten ſt. ſeiner l. ſeine.

465 C745

110.
ER.be

22394

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob,

Kleine Schriften

Berlin 1795

Opp. 460
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603840-5
VD18 14449137-001